Geschichte

der

Familie Trendelenburg

für Kinder und Enkel

zusammengestellt von

Friedrich Trendelenburg

Und das Vergangene
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu schauen
Schauen zurück

Als Manuskript gedruckt

1921

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Kapitel 1.	Herkunft, Namen, Siegel der Familie. Die Stadt und Burg Trendelburg. Wismar	1
„ 2.	Quellen für die ältere Geschichte der Familie	25
„ 3.	Die ersten sechs Generationen der Familie in Wismar. Stanislaus Trendelenburg in Lübeck . .	40
„ 4.	Der Greifswald-Stettiner Zweig der Familie	50
„ 5.	Der Anklam-Neubrandenburger Zweig der Familie. Fünfte Generation. Caspar, Gewürzhändler in Anklam .	57
„ 6.	Sechste Generation. Caspar, Pastor in Anklam	59
„ 7.	Siebente Generation. Theodor, Superintendent in Neubrandenburg. Die Ahnenbilder	61
„ 8.	Achte Generation. Dr. Christian Friedrich, Arzt in Lübeck . .	77
„ 9.	Neunte Generation. Friedrich Wilhelm, Postkommissair in Eutin	99
„ 10.	Zehnte Generation. Friedrich Adolf, Professor in Berlin	122
Anhang.	Im Stammbaum nicht verzeichnete Mitglieder der Familie und andere Familien desselben Namens .	188
Literatur .	.	190

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Kapitel 1.

Herkunft, Namen, Siegel der Familie. Die Stadt und Burg Trendelburg. Wismar.

Die Geschichte unserer Familie läßt sich bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zurückverfolgen, wo Laurentz Drendenborch oder Drendelenborch als Brauer und Kaufmann in Wismar lebte. Sein Name kommt in Urkunden des Archivs zu Wismar zuerst 1459 und zuletzt 1477 vor. Sein Schwiegervater war der Ratsherr Thomas Degener, der am 15. Juli 1470 starb, und dessen Grabstein sich in der Nikolaikirche in Wismar befindet. Auch in den nächsten drei Generationen blieben unsere Vorfahren in Wismar, dann zweigt sich ein Teil der Familie, und zwar der unsrige, über Lübeck nach Anklam ab, eine Generation später ein anderer nach Greifswald.

Der Familientradition nach stammt die Familie ursprünglich aus dem Städtchen Trendelburg, an der Diemel in Kurhessen unweit der Grenze von Westfalen gelegen. Es spricht nichts gegen und manches für die Richtigkeit der alten Überlieferung. Mecklenburg wurde nach dem Sieg Heinrichs des Löwen über den Obotritenfürsten Niklot (1161), und nach der Taufe des Fürsten Pribislav (1164) mit Einwanderern aus dem westlichen Deutschland, besonders aus Niedersachsen und Westfalen, kolonisiert, und die Einwanderer benannten sich häufig nach ihrem Heimatsland oder Heimatsorte, wie das auch noch in späteren Jahrhunderten vielfach geschah und bei den Juden bis in die neueste Zeit üblich gewesen ist. Der Ortsname wurde zuerst dem Vornamen einzelner Personen als nähere Bezeichnung hinzugefügt, wie es in anderen Fällen mit dem Namen des von ihnen betriebenen Handwerks (Nikolaus der Bäcker, Hans der Schmidt, der Schuster usw.) oder mit der Bezeichnung irgendeiner persönlichen Eigenschaft (Heinrich der Rote, der Witte, der Schwarze, der Stammler usw.) gemacht wurde, und allmählich entwickelte sich dann daraus der feste sich vererbende Familienname (Becker, Schmidt, Schuster — Roth, Witte, Stahmer usw.), was aber bis in das 13. Jahrhundert hinein noch nicht durchgehend erfolgt war.

Als Beispiele von Orts- und Landschaftsnamen als Ursprung von Familiennamen finden sich in der Liste Wismarscher Ratsherren aus dem 13. Jahrhundert folgende Namen: Werner van Zütfen (Stadt in Geldern), Brun van Warendorp (in Westfalen), Diderik van Brunswik, Johann van der Weser, Nikolaus van Kosfeld (Nicolaus de Cusfelde), Meineke van der Lippe, Gerdingus Westfal. In der späteren Liste, nach 1511, fällt

das „van“ oder das lateinische de vor dem Ortsnamen meist fort, die Leute heißen Braband, Brunswik, Oldenburg, Trebbin usw.

„Daß aus dem Hessischen“ — so schrieb mir der Archivdirektor in Marburg, Geh. Archivrat Dr. Küch — „im 14. Jahrhundert viele Ansiedler an die Ostsee gekommen sind, geht z. B. aus den alten Bürgerbüchern der Stadt Danzig hervor, wo sich als Familiennamen die Namen mancher hessischer Städte wie Rotenburg, Allendorf, Wolfshagen, Melsungen, Spangenberg, Witzenhausen, Hersfeld, Cassel, Rinteln, Zierenberg u. a. finden (vgl. Knetsch, Hessen, Waldecker und Frankfurter in Danzig, in der Zeitschr. d. Westpreuß. Geschichtsvereins 1904, bes. S. 7—8, 44—55, 90—91).“

Ein Zuzug aus dem westlichen Deutschland fand in Wismar auch noch in den ersten Jahrhunderten nach seiner Gründung statt. Unsere Familie braucht nicht zu den ersten Einwanderern gehört zu haben. Es ist dieses sogar unwahrscheinlich, weil die Burg und Stadt Trendelburg, soweit bekannt, später gegründet sind als Wismar. Im allgemeinen gehören aber die Familien in Wismar, deren Namen auch die plattdeutsche Form aufweisen (Drendenborch) zu den älteren.

Der Unterschied zwischen der Schreibweise des Stadtnamens Trendelburg und des heutigen Familiennamens Trendelenburg hat keine Bedeutung. Bei vielen Familiennamen kommen in früherer Zeit große Schwankungen in der Schreibweise vor, z. B. bei Familien in Wismar: Degener, Dägner, Dhegenardus — Bosel, Bozeel, Bozel, Bösel — van Exen, Eexen, Eixen — Lischow, Lyskow — Retekendorp, Reddekendorp, Redekendorp — Rodelvestorp, Rolstorp — Schabbelt, Scabell, Schepel. So wird auch unser Name auf Grabsteinen, in den alten Universitätsmatrikeln und gerichtlichen Urkunden sehr verschieden geschrieben: Drendenborch, Drendelenborch, Drendelenberch, Trendelburch, Trendelburg, Trendlenburg, Trendelnburg, Trendelenburg, Trendelenbourgh. Derselbe Laurencius Drendenborch de Wismaria, der 1482 in Greifswald immatrikuliert ist, wird 1485 ebendaselbst als Laurencius Drendelenberch zum Baccalaureus und 1488 wieder als Laurentius Drendenborch zum Magister promoviert. Aus den verschiedenen Variationen des Namens ergibt sich aber mit Sicherheit, daß die Betonung von jeher auf der ersten, nicht auf der zweiten Silbe geruht hat, daß das zweite „e“ immer kurz, niemals lang gesprochen worden ist.

Auch der Stadtname hat früher verschiedene Formen angenommen. Nach der Chronik von Coing waren die älteren Formen Trendeneburg, Trendirburg, Trenderborg, Drenderborg, Trendelburg und sogar Trendelenburg (schon um 1300). Dilich (1617) nennt den Ort Drendelborg und Trindelburg und sagt, er habe anfänglich Dreiderberg geheißen. Nach Bruzon la Martinière's historischem Atlas lautete der Name auch Drennelburg und Drengelburg.

In mecklenburgischen Urkunden aus dem 13. und 14. Jahrhundert ist der Name unserer Familie nicht aufzufinden. Einmal kommt im Jahre 1331 (Mecklenburgisches Urkundenbuch VIII Nr. 5221) der Name Trendel vor, und zwar bei dem Verkauf eines Häuschens einer vidua Joannis

Trendelen, wobei die Endung en den Genitiv ausdrückt Witwe des Hans Trendel —, aber Trendel könnte sich schwerlich später in Trendelburg verwandelt haben. Der Name Trendel kommt auch heute noch vor, er hat mit dem unsrigen sicher nichts zu tun.

Nicht ohne Bedeutung ist der Vergleich des Siegels der Stadt Trendelburg mit unserem alten schon 1531 nachweisbaren Familiensiegel.

Nach Seylers Geschichte der Siegel hatten die Städte eigene Siegel nicht vor dem 12. Jahrhundert, allgemein gebräuchlich wurden sie erst im 13. Die ältesten sind das von Köln (1149), das von Trier (1172) und das von Mainz (1175). 1220 wurde auf dem Fürstentage zu Frankfurt ein Streit zwischen dem Dechanten und der Stadt Aachen über die Verwahrung des Stadtsiegels zur Verhandlung gebracht. Dann folgen Bern (1224), Freiburg (1229), Nürnberg (1243) usw. Im Schwabenspiegel, dem großen süddeutschen Land- und Lehnrechtsbuch (1259 oder 1275?), lautet ein Gesetz: „Die Städte sollen Insiegel haben, doch mit ihren Herren Willen". Das Recht, ihren Städten Siegel zu bewilligen, stand also den Landesherren zu.

Neben dem großen Siegel wurde seit dem Ende des 12. Jahrhunderts das sogenannte Sekret gebräuchlich, d. h. ein kleineres Siegel, dessen Stempel in Verwahrung des Siegelherrn blieb, und das zur Bekräftigung der Echtheit der Rückseite des Hauptsiegels aufgedrückt wurde (secretum sigilli, clavis sigilli). Diese Sekrete wurden dann bald auch selbständig als Siegel verwendet. Die städtischen Sekretsiegel treten mit Beginn des 14. Jahrhunderts sofort als selbständige Siegel auf, für die Korrespondenz des Rates gebraucht. Ein solches Sekretsiegel hat auch die Stadt Trendelburg von altersher gehabt und bis in die neueste Zeit benutzt (s. u.).

Die älteste Zeichnung des Wappenbildes von dem Siegel der Stadt ist wohl die von Dilichius in seiner Beschreibung von Hessen vom Jahre 1591. Eine Kopie findet sich in der neuen Auflage des Siebmacherschen Wappenbuchs (Bd. 1, Teil 4, Tafel 242). Die dazugehörige Beschreibung lautet: „Trendlenburg oder Trendel" (sollte wohl heißen Trendelburg). — „Nach einer Abbildung in dem Dilichschen Werke ist das Wappen derselben eine mit Zinnen gekrönte Stadtmauer, hinter welcher sich drei runde Türme mit je vier Schießlöchern und runden spitzen Dächern erheben. Von den beiden niedrigeren Seitentürmen gehen Strebebalken nach dem Fuß des mittleren Turmes. Im Schildesfuße und halb an der Mauer lehnt ein Schild mit einer gekrönten Jungfrau Maria und dem Jesusknaben. Des letzteren Bedeutung und die Tinkturen desselben sind nicht bekannt." Merian hat die Dilichsche Zeichnung auf seinem Bilde von Trendelburg angebracht (vgl. S. 12).

Die schräggestellten „Strebebalken" zwischen den Türmen möchte ich als Leitern oder Laufgänge deuten, denn Strebebalken zur Stütze eines massiven Turmes scheinen mir keinen Sinn zu haben. Bei Durchsicht der übrigen Stadtwappen bei Siebmacher fand ich ein analoges Bild in dem Wappen von Hersbrück (Hirschbrück bei Nürnberg). Hier stehen hinter

einer Mauer mit Zinnen zwei Türme, von dem Fuß des einen Turmes geht ein Steg (Laufgang, Brücke) schräg hinüber nach dem oberen Stockwerk des anderen Turmes, und auf diesem Steg springt ein Hirsch hinüber. Ähnlich ist das Wappen der Stadt Riva, wo die Türme im Wasser stehen, und ein solcher Steg ebenfalls schräg vom Fuß des einen Turmes zur halben Höhe des anderen hinüberführt.

Dann findet sich bei den Familienpapieren ein geschriebenes Blatt mit einer Kopie der Zeichnung des Wappens aus einem 1657 in Oldenburg erschienenen Buch von Hans Just Wynkelmann, Nutz- und Schutzschrift vor das merkwürdige Altertum usw.; das Buch selbst habe ich nicht bekommen können. Die Zeichnung ist im wesentlichen mit der von Dilich identisch, nur fehlen die beiden Laufstege. Neben der Abbildung des Wappens steht folgender Vers:

„Im Trendelburger Schild drey Thürme sind zu finden,
und das Marienbild hats Kindlein auf dem Arm.
O Jesu, starker Held, dich unser doch erbarm,
Es ist ja deine Macht mitnichten zu ergründen."

Fig. 1.

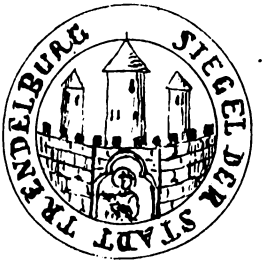

Fig. 2.

Altes Siegel und neuerer Stempel der Stadt Trendelburg.

Den Siegelabdruck des alten Stempels der Stadt hat mein Vater im Jahre 1868 von dem Bürgermeister erhalten, als er ihm eine kleine im Kreise der Familie gesammelte Geldsumme zur Unterstützung der durch einen verheerenden Brand geschädigten Bürger übersandt hatte. Der Siegelabdruck ist ebenso wie ein zweiter, den sich meine Tochter Clara Sartorius bei dem Besuch von Trendelburg 1898 verschaffte, im Laufe der Jahre ziemlich schadhaft geworden, ich wandte mich deshalb neuerdings mit der Bitte um einen neuen Abdruck an den jetzigen Bürgermeister, erhielt aber keine Antwort. Dagegen erhielt ich von dem Staatsarchiv in Marburg den Gipsabguß des Siegels von einer Urkunde aus dem Jahre 1536, augenscheinlich mit demselben Stempel abgedruckt wie die beiden Siegellackexemplare. Leider ist die Umschrift, auf die es mir besonders ankam, aber gänzlich verwischt. Diese Abdrücke zeigen, wie wohl nicht zu bezweifeln ist, die Urform des Stadtsiegels (Fig. 1). Fig. 2 zeigt den Stempel der Stadt in der modernen Form.

Das Bild des alten Siegels ist im allgemeinen dasselbe wie in den erwähnten Zeichnungen, weist in den Einzelheiten aber nicht unerhebliche

Verschiedenheiten auf. Eine deutliche Mauer mit Zinnen fehlt, sie ist nur angedeutet durch zwei Leisten, welche in den seitlichen Teilen des Feldes unterhalb der beiden seitlichen Türme schräg nach außen und oben verlaufen. In der Mitte ist die ganze untere Hälfte des Feldes von dem Brustbilde der Madonna und seiner Umrahmung eingenommen. Der sehr dicke mittlere Turm sitzt der Umrahmung des Bildes direkt auf, so daß für die Mauer kein Platz bleibt. Der mittlere Turm tritt aus der Ebene des Feldes mehr heraus als die seitlichen, diese stehen deutlich mehr im Hintergrunde. Die Umrahmung des Madonnenbildes entspricht nicht dem Rande eines Schildes (wie auf der Zeichnung von Dilich), sondern — wenn auch etwas verzeichnet — einem romanischen Torbogen. Vergleicht man das Ganze mit anderen ähnlichen Städtewappen, so kommt man zu der Überzeugung, daß der mittlere im Vordergrunde stehende Turm der Torturm der Stadtmauer sein soll, die Mauer ist um die Stadt herumlaufend gedacht, die beiden seitlichen Türme stehen innerhalb der Stadt, und unter dem Torbogen ist das Brustbild der Mutter Gottes mit dem Jesusknaben im Arme angebracht. Eine ähnliche Anordnung findet sich in vielen Stadtwappen, besonders von Städten, deren Namen auf -burg endet. Als Beispiele von Wappen mit drei Türmen, von denen der mittlere gewöhnlich dicker ist als die seitlichen, nenne ich die von Hamburg, Harburg, Lüneburg, Oedenburg, Odenkirchen, Oldenburg (vgl. in Brockhaus, Konversationslexikon). Bei manchen von diesen Wappen, in denen die Türme sich jetzt auf einer geraden querstehenden Mauer erheben, lief die Mauer in der ursprünglichen Form des Siegels um die Türme herum, z. B. bei dem Wappen von Oedenburg (vgl. die Abbildung bei Siebmacher). In der ältesten Form des Siegels von Hamburg (1309) ist das Herumlaufen der Mauer um die Stadt durch die schräge (perspektivische) Stellung der seitlichen Mauerteile, wie im Trendelburgschen alten Siegel, angedeutet, und der mittlere sehr massige Turm ist hier der Torturm, während die seitlichen Türme innerhalb der Stadt stehen. Das Hamburger Siegelbild hat also denselben Verflachungsprozeß durchgemacht, wie das Trendelburgsche in der Zeichnung von Dilich.

Der moderne städtische Stempel mit der Umschrift: „Siegel der Stadt Trendelburg" hält sich treuer an die ursprüngliche Form als die Dilichsche Zeichnung.

Auch das Anbringen eines kleineren Wappenschildes in dem Torbogen, an der Mauer selbst oder auf den Zinnen derselben, und das Anbringen einer freien heraldischen Figur ohne Schild im Torbogen oder auf der Mauer ist kein seltenes Vorkommnis. Meist bezieht sich diese Zutat inhaltlich auf den Gründer oder den Herrn der Stadt, oder sie spielt auf den Namen an, wie bei dem Hirsch im Wappen von Hersbrück, oder der Schutzheilige oder sein Attribut wird angebracht. Auf einem alten Wappen von Hamburg (bei Siebmacher) steht im Tor der Schild von Holstein, vor dem Torturm von Spandau, denselben bis fast zu den Zinnen verdeckend, ein großer Schild mit dem Wappen von Brandenburg (bei Seyler), Lüneburg hat einen Schild mit einem Löwen im Tor,

Marienburg einen Schild mit dem schwarzen Kreuz in weißem Felde des Deutschordens, bei Bischofsburg und Gräfenberg ist der Schild an der Stadtmauer aufgehängt, bei Kalau und Demmin steht er auf den Zinnen der Mauer. Im Wappen von Oldenburg steht ein Bischof in vollem Ornat, bei Quedlinburg sitzt ein Hund im geöffneten Tor, bei Oderberg ein Löwe mit zwei Schwänzen. Der springende Hirsch auf dem Steg wurde schon erwähnt, im Wappen von Waren spaziert der Mecklenburgische Ochse auf der Mauer zwischen den beiden Türmen umher.

Von besonderem Interesse ist die Madonna auf dem Wappen von Trendelburg. Entweder war sie wohl die Schutzheilige der Stadt, oder, was wahrscheinlicher ist, es deutet ihr Bild auf eine Beziehung zu einem Kirchenfürsten hin, der die Jungfrau Maria im Wappen führte. Sieht man sich wieder nach analogen Wappen anderer Städte um, so findet man eine thronende Mutter Gottes mit dem Kinde in ganzer Figur unter dem Torbogen im Wappen von Thorn (Altstadt) und von Deutsch-Eilau. Thorn und Deutsch-Eilau (?) wurden von dem Deutschen Orden gegründet, dessen Schutzherrin die Mutter Gottes war, und dessen Großmeister die thronende Madonna als einziges Wappenstück im Siegel führte (vgl. die Abbildung in Jägers Weltgeschichte, Bd. 2, S. 428). Bei der Stadt Burg wird eine ähnliche Beziehung zu einem geistlichen Würdenträger anzunehmen sein, auch hier sitzt die gekrönte Jungfrau im Tor, bei Lüben in Schlesien sitzt sie auf den Zinnen und bei Petskau schwebt sie zwischen den beiden Türmen. Bei Seyler finde ich nun die Angabe, daß das Siegel des Bischofs Meinwerk von Paderborn, das an der Urkunde vom Jahre 1018 über den Vertrag des Bischofs mit dem Grafen Dodiko von Warburg angeheftet ist, ein weibliches Brustbild mit der Umschrift: Sca. Di. Genetrix Maria zeigt. Das Zusammentreffen der beiden Brustbilder — auch in dem Stadtwappen handelt es sich nur um ein Brustbild — ist vielleicht kein zufälliges. Denn unter dem seinerzeit berühmten und mächtigen Bischof Meinwerk kam die Gegend an der Diemel, in der das schon Anfang des 12. Jahrhunderts erwähnte, wenn auch erst später zur Stadt erhobene Trenderburg gelegen ist, durch jenen Vertrag an das Bistum Paderborn. Andererseits stimmt damit nicht die Tatsache, daß Trendelburg selbst erst 1306 von dem Bischof Otto von Paderborn in Gemeinschaft mit dem Landgrafen von Hessen dem Herrn von Schwalenberg abgekauft worden ist (vgl. S. 15). Jeder Bischof pflegte sein eigenes Siegel zu führen. Sollte der Bischof Otto ebenfalls die Mutter Gottes im Wappen gehabt haben? — Von benachbarten Städten haben Bewerungen und Borgholz einen Bischof im Wappen, bei Borgholz steht er im Tor der Burg, auf eine Beziehung zum Bistum Paderborn dürfte die Mutter Gottes im Siegel von Trendelburg also auf jeden Fall hinweisen.

Die Umschrift auf dem alten Siegel der Stadt Trendelburg wird zu lesen sein: Secretum civium Drennerborg(ensium).

Unser Familienwappen in seiner heutigen Gestalt (Fig. 3) zeigt in dem längs gespaltenen Schilde vorn, d. h. links vom Beschauer, eine halbe Lilie und hinten (rechts) eine Burg mit zwei gleichgeformten Türmen,

die mit Fähnchen besteckt sind, und mit einem Tor in der Mitte der Burg. Auf dem Helm, dessen Visir geschlossen ist (nur die Wappen der Adligen haben ein offenes Helmvisir), thront ein Turm, ebenso wie die Türme im Schilde mit spitzem Dach versehen, auf dem ein Fähnchen weht. In der neuen Auflage von Siebmachers Wappenbuch ist das Wappen abgebildet und beschrieben (Bd. 5, Abt. 10, S. 6 und Tafel 86).

Der gespaltene Schild und die zwei Embleme, Burg und Lilie, deuten mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß das Wappen durch Vereinigung zweier Familienwappen entstanden ist, und zwar durch sogenannte Verschränkung, wobei die Hälften beider Schilder aneinandergefügt werden. Die vordere Hälfte des gemeinsamen Schildes mit der gespaltenen Lilie läßt die Spaltung des einen der ursprünglichen Schilder ohne weiteres erkennen, die hintere Hälfte dagegen nicht die Spaltung des anderen, da sie als Emblem nicht eine halbe, sondern eine ganze frei im Felde stehende Burg mit zwei gleichgroßen Türmen und einem in der Mitte der Mauer angebrachten Tor trägt. Es hat sich aber ergeben, daß die jetzige Form des Familienwappens sich erst im 17. oder 18. Jahrhundert aus einer älteren Form entwickelt hat, und daß diese den Spaltungsvorgang auch an der hinteren Schildhälfte deutlich zeigt. Statt der symmetrisch angeordneten Burg mit den beiden gleichgeformten Türmen und dem Tor in der Mitte der Mauer sieht man hier eine halbe Burg mit einem größeren Turm an der Spaltungslinie und einem kleineren seitlich davon, und das Burgtor steht unterhalb des größeren Turmes an der Spaltlinie.

Fig. 3.
Familienwappen in der heutigen Form.

Das ursprüngliche Wappen, durch dessen Spaltung die hintere Schildhälfte unseres Familienwappens entstanden ist, zeigte also eine Burg mit drei Türmen, von denen der mittlere größer war als die beiden seitlichen, und ein Tor in der Mauer unterhab des mittleren Turmes. Abgesehen von dem Bilde der Mutter Gottes am Schildfuße war das ursprüngliche Wappen vor seiner Spaltung also mit dem Stadtwappen in allen wesentlichen Punkten identisch, und es liegt daher die Vermutung nahe, daß unser aus Trendelburg nach Mecklenburg auswandernder Vorfahre mit dem Namen auch das Wappen der Stadt für seine Familie mitgenommen hat, oder daß einer seiner Nachkommen, dem die Erinnerung an die alte Heimat noch lebendig war, sich das Wappen nach dem Vorbilde des Stadtwappens geformt hat.

Mit der Annahme, daß die Spaltung und die Vereinigung mit der gespaltenen Lilie auf die Verschwägerung mit einer die Lilie im Wappen führenden Familie zurückzuführen sei, stimmt aber nicht überein, daß in unserem Wappen die Lilie vorn (links vom Beschauer) steht und also den Vorrang vor der Burg hat, während nach den Regeln der Heraldik bei einer solchen Verschränkung das Wappen des Mannes immer den Vorrang vor dem der Frau hat und die Burg also links, die Lilie rechts vom Beschauer stehen müßte. Vielleicht ist die halbe Lilie der halben Burg ohne besondere Beziehung zu anderen Wappen willkürlich hinzugefügt. Die

Lilie war von jeher eines der beliebtesten Embleme. In einer Zusammenstellung von mecklenburgischen Wappen aus der Zeit vor 1360 (Crull, Jahrb. Bd. 52, S. 34) enthalten nicht weniger als 13 Wappen eine halbierte (quer geteilte), 4 eine gespaltene, 11 eine ganze Lilie. Von den im Stammbaum aufgeführten, mit den Trendelenburgs verschwägerten Familien könnte nur die des Senators Degener in Betracht kommen, weil schon der (unverheiratet gebliebene) Domherr Caspar Trendelenburg, der Sohn des Ahnherrn Laurenz und der Gertrud Degener, unser Wappen mit der halben Lilie geführt hat. Das Wappen der Familie Degener enthält aber keine Lilie.

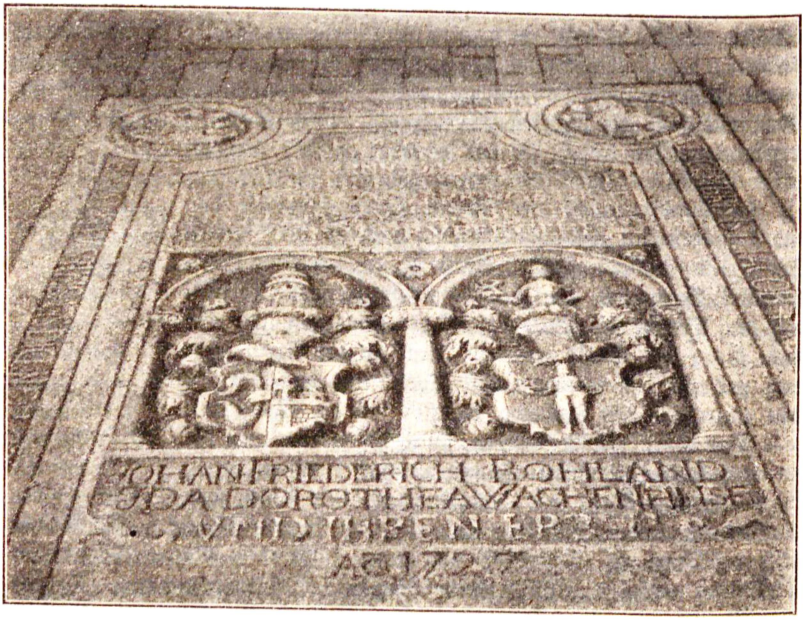

Fig. 4. Grabstein mit dem Familienwappen.

Sehr gut erhalten ist das Familienwappen auf dem schönen Grabstein von Jakob Trendelenburg und seiner Frau Anna geb. Ruge im Chor der Nikolaikirche in Wismar. Jakob (5. Gener. Nr. 7) starb 1618. Meine Söhne Fritz und Paul haben den Stein bei ihrem Besuch von Wismar im Herbst 1919 besichtigt, Paul hat ihn photographisch aufgenommen (Fig. 4) und Fritz das Wappen hübsch abgezeichnet. Neben dem unsrigen steht das Wappenschild der Ruges, ein nackter Mann mit einem sogenannten Merkzeichen (Hausmarke) — wohl sicher nicht, wie Crull auch für möglich hält, als Stundenglas zu deuten — in der rechten Hand. An den vier Ecken der Grabsteinplatte sind die Zeichen der vier Evangelisten angebracht, am Rande die Grabinschrift. Auf dem frei gebliebenen Raum unterhalb der beiden Wappen ist später eingehauen worden: Johann

Friedrich Rohland Ida Wachenhuse und ihren Erben Aõ 1727. Die Grabstätte ist also noch einmal benutzt, vielleicht von Verwandten der Familie Trendelenburg. Auf unserem Wappen ist die Halbierung der ursprünglich dreitürmigen Burg auf den ersten Blick zu erkennen. Die Spaltung geht mitten durch den dicken runden mittleren Turm und durch das unter ihm stehende Tor hindurch, der seitliche Turm ist in allen Dimensionen wesentlich kleiner. Die Mauer ist mit Zinnen versehen und läuft um die Türme herum, wie das auch in dem Stadtwappen angedeutet ist. Auf dem oberen Schildrande steht ein nach links (im heraldischen Sinne) gedrehter Helm mit geschlossenem Visir und auf ihm ein dicker sich nach oben verjüngender Turm von drei Stockwerken.

In Wismar findet sich das Wappen auch in dem Schnitzwerk alter Kirchenstühle. Ein solcher Stuhl, der dem Senator Thomas Tr. gehörte, steht in der Kirche St. Georg (Dr. Techen). Ein Stück von einem anderen (von der Wange des Stuhles, wie es scheint) ist durch die Güte des Herrn Justizrats Lembke, der sich für die Geschichte und die Altertümer seiner Vaterstadt lebhaft interessiert, in meinen Besitz gekommen (Fig. 5). Es ist ein 65 cm hohes und 37 cm breites schweres eichenes Brett, auf dessen oberer Hälfte das Wappen eingeschnitzt ist. Der Schild hat eine Höhe von 23 cm und eine Breite von 20 cm. An die Spaltlinie legt sich die Hälfte eines hohen und dicken dreistöckigen mit einem Tor versehenen Turmes an, dicht daneben steht ein kleinerer Turm von zwei Stockwerken. Um jeden Turm läuft eine Mauer, deren mit Zinnen versehener oberer Rand in der Höhe der Grenzlinie zwischen dem ersten und zweiten Stockwerk liegt. Eine zweite mit Zinnen besetzte Mauer zieht sich, die ganze Burg umfassend, am seitlichen Schildrande bis zu dem Tor schräg herunter. Über dem oberen Schildrande, auf dem der Helm mit seinem Turm fehlt, stehen die Buchstaben D. T B. (Hinter T fehlt auffallenderweise der Punkt. — Trendeln-Burg?)

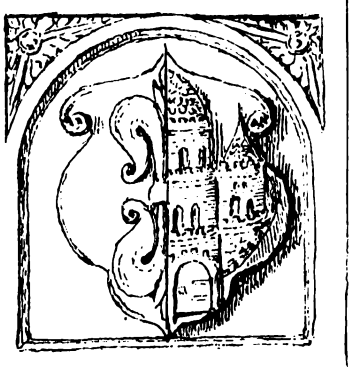

Fig. 5.
Familienwappen
an einem Kirchenstuhl.

Auf den ältesten bisher aufgefundenen Petschaftabdrücken sind die Einzelheiten weniger deutlich zu erkennen, da es sich um Abdrücke in Oblate handelt. Man sieht aber den größeren Turm und das Burgtor an der Spaltungslinie und den kleineren Turm daneben, außerdem am seitlichen Schildrande einen nach dem Tor zu schräg herunterlaufenden Wulst, der der Umfassungsmauer entspricht. Das älteste Petschaft gehörte dem Domherrn Caspar Drendenborch, der 1531 einige noch vorhandene

Briefe damit siegelte, ein anderes wurde von dem Bürgermeister Caspar Trendlenburg (4. Gener. Nr. 4) benutzt; als „Vorweser der Almosen Tafell Sanct Marien Kercken“ „besiegelte“ er 1604 und 1605 einige Quittungen „mit seinem gewoendtlichen Pitzschaft“ (Fig. 6). Auch hier fehlt der Helm, über dem oberen Schildrande stehen in dem Siegel des Bürgermeisters die Buchstaben C. T. B. Wenn die Buchstaben, wie zu vermuten, bedeuten: Caspar Trendlenburg, Bürger oder Bürgermeister, wird man das Wappen auf dem Kirchenstuhl einem der beiden Detleff Trendelenburg zuerkennen müssen, von denen der eine 1612 und der andere 1617 zu Grabe geläutet bekam, da bei keinem anderen Familienmitgliede der Vorname mit D anfängt (der Stammbaum führt nur einen Detleff auf). Die Schnitzerei wäre danach etwas älter als der Grabstein von Jacob Tr. und hätte dem Steinmetz vielleicht als Vorbild gedient. Das D. könnte aber auch dominus bedeuten.

Der Frau Martha Trendelenburg in Stettin verdanke ich eine alte Zeichnung des Familienwappens auf einem vergilbten Blatt Papier. Das Papier zeigt dieselbe Färbung, Dicke und Zeichnung wie das Papier, auf dem der Greifswalder Stens Trendelenburg († 1764) seine Aufzeichnungen, von denen weiter unten die Rede sein wird, niedergeschrieben hat. Aller Wahrscheinlichkeit ist die nicht sehr vollkommene Zeichnung also von seiner Hand. Auf der Zeichnung ist, wie im Spiegelbild, rechts und links vertauscht, der Zeichner hat augenscheinlich das Petschaft vor sich gehabt. Die Ableitung aus einem ursprünglichen Wappen mit dreitürmiger Burg ist auch hier, aber weniger deutlich, zu erkennen. Von besonderem Interesse ist aber die Unterschrift „weise feldt und rothen Burgk“ und „blauen feldt und lilie gelb“. Bisher war nur bekannt, daß das Feld der Lilie blau ist. Spätere Petschaftsstecher und Steinmetze waren von ihren in der Heraldik nicht mehr bewanderten Auftraggebern nicht genügend instruiert, so kommt es, daß aus der halben Burg mit den ungleich hohen Türmen der Symmetrie zuliebe eine ganze Burg mit zwei gleichen Türmen und einem Tor in der Mitte der Mauer geworden ist. Ein Siegelring etwa aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, der sich in der Stettiner Familie vererbt hat, und das Petschaft, mit dem mein Großvater, der Postcommissair in Eutin, 1797 den Ehevertrag untersiegelte (Fig. 3), weisen schon das moderne falsche Bild des Wappens auf. Ganz verballhorniert ist das Wappen auf dem Grabstein von Christoph v. Corswandt († 1706) und seiner Frau Liboria Trendelenburg in der Greifswalder Nikolaikirche. Eine Abbildung findet sich in Pyls Pommerschen Genealogien. Hier steht ein großer dicker Turm in der Mitte des ungespaltenen Schildes frei und unvermittelt neben einem viel kleineren, die Burgmauer fehlt, die halbe Lilie ist durch den dicken Turm an den seitlichen Rand des Schildes herangedrängt und gar nicht mehr als Lilie zu erkennen (vgl. Siebmacher, Neue Ausg. V. 3, S. 16 und Tafel 18, wo die halbe Lilie ganz fortgelassen ist).

Fig. 6. Petschaftabdruck von Caspar Trendelenburg 1604.

Das Städtchen Trendelburg liegt in anmutiger Gegend unweit Hofgeismar auf einem schmalen, nicht sehr hohen Bergrücken am Ufer der Diemel, eines Nebenflusses der Weser, der bei Carlshafen in diese einmündet. Nach Süden, Osten und Norden fällt der Bergrücken nach der im Bogen um ihn herumziehenden Diemel steil ab, nach Westen zu senkt er sich allmählich zur Ebene hinunter. Auf seinem östlichen Ende erhebt sich die Burg, von der Stadt durch einen Graben mit Brücke getrennt und nach dieser Seite hin durch einen mächtigen freistehenden Turm geschützt. An dem südlichen Abhang zieht sich der alte Burgweg schräg hinauf. Die Skizze in Fig. 7 ist nach einer kleinen Bleistiftzeichnung von Fritz aus dem Jahre 1898 entworfen. Am besten präsentiert sich die Burg von einem östlichen Standpunkt auf dem anderen Ufer der Diemel in der Nähe der Brücke über den Fluß, von wo gesehen die Burg auf einem Bergkegel zu liegen scheint, da der Bergrücken mit der Stadt ganz von

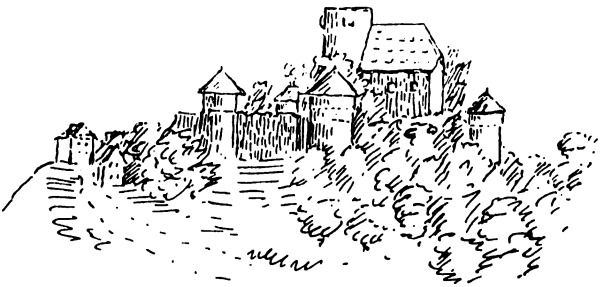

Fig. 7. Die Trendelburg.

ihr verdeckt ist. Das hübsche Landschaftsbild ist uns aus dem Stich von Schütze nach einer Zeichnung des Oberstleutnants Slietz wohlbekannt. Der Stich hing, solange ich denken kann, in meinem Elternhause an der Wand und wird in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hergestellt sein.

Ältere Abbildungen finden sich bei Dilichius und bei Merian. Dilichius, der eigentlich Wilhelm Schäfer hieß und aus dem Örtchen Dilich in Hessen stammte, ein geographischer und kriegswissenschaftlicher Schriftsteller, Festungsbaumeister und Kartograph (geb. 1571, gest. 1655), hat seiner Synopsis descriptionis totius Hassiae eine Reihe von Ansichten hessischer Städte angefügt. Die Urschrift des Werkes mit den Federzeichnungen aus dem Jahre 1591 befindet sich im Staatsarchiv in Marburg, und diese Federzeichnungen sind in Reproduktionen durch Lichtdruck 1902 wieder herausgegeben. Der Standpunkt am jenseitigen Diemelufer ist hier ein mehr südlicher, so daß auch die Stadt neben der Burg zu sehen ist. Die Burg ist etwas anders gezeichnet als auf dem Schützeschen Stich. Der große Turm hat kein Dach, ebensowenig der ihm benachbarte kleinere Turm der äußeren Umwallung. Das Burggebäude mit seinem Dach ist nicht niedriger, sondern höher als der große Turm und trägt in der Höhe des Dachansatzes einige kleine Türmchen, wohl sogenannte Pechnasen, welche zum Begießen der Angreifer mit heißem Pech benutzt wurden. Die Zeichnung ist in so kleinem

Maßstab ausgeführt, daß man die Einzelheiten nicht genau erkennen kann. Bei Schütze fehlen diese Türmchen.

Die Abbildung in dem bekannten topographischen Werk von Merian, das 1642—1688 erschien, ist, wie man an der Stellung der Türme zueinander sieht, genau von demselben Standpunkt aus aufgenommen, man möchte glauben, daß Merian die Zeichnung von Dilichius gekannt und benutzt hat. Auch bei Merian (Fig. 8) ist das Burggebäude in Dach-

Fig. 8. Burg und Stadt Trendelburg nach Merian.

höhe mit je einem Ecktürmchen versehen. Ebenso wie bei Dilichius ist der große freistehende Turm mit dem obersten Stockwerk des Burggebäudes durch einen horizontalen Laufgang verbunden.

Im Jahre 1898 haben meine älteren Kinder und ich die Trendelburg besucht. Das gut erhaltene Burggebäude war vom Fiskus an einige Beamtenfamilien vermietet, es hat $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ m dicke Mauern, drei Stockwerke und ein hohes Dach mit mächtigen eichenen Dachpfosten. Der Dachfirst erreicht aber nicht die Höhe des großen Turmes, die Ecktürmchen (Pechnasen) und der Laufgang sind nicht mehr vorhanden. Wahrscheinlich ist wohl nach der Zeit der Dilichschen und Merianschen Aufnahmen ein viertes Stockwerk mit dem Dach zerstört, das Stockwerk abgetragen und

das Gebäude mit einem neuen Dach versehen worden, denn daß die beiden Zeichner sich die künstlerische Freiheit genommen hätten, die Silhouette der Burg durch Hinzufügen der Ecktürmchen hübscher zu gestalten, darf man wohl nicht annehmen. Bei unseren Familienpapieren finden sich die Baupläne der Burg, briefliche Mitteilungen von Fritz und Ernst und eine Bleistiftskizze von Clara Sartorius. —

Von der Gründung der Trendelburg erzählen einige im Lande umlaufende Sagen, die ich der Sammlung von Lynker entnehme.

„Vor sehr langer Zeit", heißt es da, „lebte im Meinhardswalde (dem waldigen Höhenzug zwischen Diemel und Weser) ein mächtiger König, der hatte drei Riesinnen zu Töchtern, wovon die eine Saba, die andere Trenda und die dritte Bramba hieß. Der Vater baute einer jeden ein Schloß, für Saba die Sababurg, für Trenda die Trendenburg und für Bramba die Bramburg; da wohnten sie und pflegten sich die Tage zu verkürzen, indem sie durch Sprachröhre von ihren Schlössern aus miteinander plauderten. Lange nachher zeigte man noch zu Sababurg das große Bett der Saba, ihre Betstube, den Brunnen und den Becher, woraus sie getrunken haben soll. Ihre Rippen, die man später wieder fand, kamen in die fürstliche Kunstkammer zu Cassel, wo sie als Merkwürdigkeit aufbewahrt wurden. Das Holz an der Bettspanne war fast ganz zerschnitzt. Jeder Besucher nahm sich einen Span zum Zahnstocher davon mit, denn man glaubte, daß durch bloße Berührung eines kranken Zahnes mit dem Holze augenblicklich die Schmerzen vergingen."

Eine andere Version lautet:

„Die Kruckeburg bei Helmarshausen soll von einem reichen mächtigen Herrn, dem Gebieter über alles Land ringsumher, erbaut worden sein. Er hatte drei Töchter, Trenda, Saba und Bramba, davon war Trenda sehr zänkisch, stolz und sittenlos, so daß die Schwestern, als der Vater gestorben war, nicht mehr mit ihr leben mochten. Da verließen alle drei die Kruckeburg und bauten sich andere Wohnsitze: Saba die Sababurg, Bramba die Bramburg und die böse Trenda die Trendelburg." —

„Einst zog sich ein schreckliches Gewitter über Trendelburg zusammen und stand sieben Tage und sieben Nächte über dem Orte. Da beschlossen die bedrängten Einwohner, die Trenda (Trendela) zu vertreiben, weil sie glaubten, dadurch den Himmel zu versöhnen. Sie führten sie auf das Feld hinaus; dort war sie kaum allein, als eine Wolke sich herabsenkte und sie verschlang. Der Donner verhallte alsbald, und die Not hatte ein Ende. Die Wolke ließ zwei tiefe Löcher im Felde von Trendelburg zurück, welche noch bis auf diesen Tag zu sehen sind und die Wolkenbroste genannt werden. Das größere dieser Löcher, an dem sich von Zeit zu Zeit eine weiße Jungfrau sehen läßt, ist mit Wasser angefüllt."

Nach einer anderen Sage war das dem Himmel ausgelieferte Opfer eine reiche Frau in der Stadt Trendelburg, die sich dadurch versündigt hatte, daß sie die Gaben Gottes, Korn, Brot usw., gering schätzte und aus Brot- und Semmelrinde ihrem Kinde Schuhe und allerlei Spielzeug verfertigte. Das Los traf sie, sie mußte in dem schweren Gewitter

hinaus und wurde von einer Wetterwolke getötet, die ein tiefes Loch in den Boden riß.

„Die zwey grausamen Löcher in der Drendelburgischen Feldmark, deren das grösseste über 200 Schuhe tieff ist", die „in einem grausamen Donnerwetter und heftigen Regen wunderbarlicher Weise entstanden und deßwegen die Wolckenbrost genennet" sind, werden auch in Dilichs Chronik und von Merian erwähnt. Von der größeren Wolkenbrost hat unsere Tochter Luise eine Skizze angefertigt, es ist in der Tat eine auffallende, die Phantasie anregende Naturerscheinung, deren Entstehung wohl auf den Einsturz einer unterirdischen Höhle zurückzuführen ist. Auf flachem, kahlem Felde kommt man plötzlich an eine ringsum steil abfallende trichterförmige Vertiefung von etwa 120 m im Durchmesser und 50 m Tiefe, im Innern mit mächtigen alten Bäumen bestanden und am Boden von einem kleinen tiefen See von etwa 30 m Durchmesser eingenommen.

Endlich aus der Sagensammlung noch folgendes lustige Geschichtchen:

„Auf der Sababurg und Trendelburg wohnten zwei Riesen freundschaftlich nebeneinander. Sie hatten im Tale gemeinschaftlich einen Backofen. Wenn der eine backen wollte, kratzte er sich zuvor am Beine, was ein solches Getöse machte, daß der Nachbar, der auf dieses Zeichen den Ofen heizen mußte, es drüben auf seiner Burg hören konnte."

Man sieht, es ging mit der Verständigung in alten Zeiten sehr gut auch ohne Telephon und Mikrophon. — —

Nach der Chronik des Kirchspiels Trendelburg, zusammengestellt von dem Metropolitan C. W. E. Coing 1891, welche unser Sohn Fritz auf dem dortigen Pastorat durchgesehen hat, wird Trenderburg schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts in einer Urkunde erwähnt. Die Gründung der Stadt und Burg geschah am Ende des 13. Jahrhunderts durch Konrad III. von Schonenberg.

Dilich bringt in seiner hessischen Chronika (S. 145) folgende geschichtliche Angaben:

„Drendelborg ist ein altes stättlein besagter Herrschaft (Sconenborgk) gelegen an der Dymol welches anfänglich Dreiderberg und danach eine zeitlang wegen daß, wann einer einen todtschlag begangen, deß ortes der todschläger vor seinen verfolgern und blutrechern frey und sicher gewesen, Freistadt genannt worden. Ist nachmahln von Burghardo edlem Herrn, dem letzten von Sconenbergk an Hessen verkaufft: Nach welchem es Otto Hertzog zu Braunschweig anno 1382 durch etwa einen vertrag oder pfandtschilling an sich gebracht, und ein zeitlang ingehabt. Jahres 1454 darnach hat L (Landgraf) Ludwig L. Hermans sohn das schloß daselbsten ernewern und den grossen Thurm daran bauen lassen. Als aber hiernechst der Bischoff von Padeborn etliche gerechtigkeit vorgeblich inwenden wollen, und derowegen entlich der stadt und schlosses mechtig worden, hat hierob L. Ludwig der IV etc: Sonnabends nach Kiliani deß 1465 jahrs Drendelborch mit Heereskraft überzogen, das ingenommen, und ihm von newem hulden lassen."

Und auf Seite 247 der Chronik heißt es:

„Mitler weil war L. Ludwig über den Apt zu Fulda gezogen und hatte ihm Hungen und Roßdorff abgedrungen, mußte aber zurück und den Padebornischen entgegen ziehen, welche aber zeitlich dz reiß aus an die Handt genommen und des Feindes nicht erwarten wöllen. Darumb überzog er den Bischoff Simon zu Padeborn und zwang ihn das Bisthumb zu resigniren und sich auf Trindelburg in Haftung zu stellen.“ (Die letztere Angabe ist nach Bessen nicht richtig.) —

Zur Zeit Heinrichs II. (1328—1377) hatten die von Nedern die Burg zu Lehen, 1458 kam sie an den Grafen von Falckenberg und 1469 an die von Stockhausen.

Über die Beziehungen zwischen Trendelburg und dem Bistum Paderborn finde ich bei Ilgen (Übersicht über die Städte des Bistums Paderborn im Mittelalter. Aus Westfalens Vergangenheit. Münster 1893) folgende von Dilich abweichende Angabe: „Dafür kamen im weiteren Verlauf des 14. Jahrhunderts eine Anzahl von bereits früher entstandenen Städten, die zumeist an den Grenzen des Bistums gelegen waren, teils durch Kauf, teils durch zeitweilige Verpfändung unter die Herrschaft der Bischöfe.“ Zuerst Brakel. „Dann folgte Trendelburg, das im Jahre 1306 Bischof Otto von Paderborn in Gemeinschaft mit dem Landgrafen von Hessen von Conrad von Schmalenberg kaufte.“ (Urkunde vom 28. August 1306.) —

Die Kirchenbücher der Stadt Trendelburg gehen nur bis 1613 zurück.

Die Stadt hatte 1898 etwa 1000 Einwohner und machte einen ärmlichen Eindruck. Im Mittelalter mag sie, obgleich nicht an einer größeren Handelsstraße liegend, wie manche andere jetzt ganz zurückgegangene Stadt, z. B. Gelnhausen, eine größere Bedeutung gehabt haben. Die Häuser sind zum größten Teil nach dem Brande im Jahre 1868 neu gebaut worden.

Bei der Kolonisation und Germanisierung von Mecklenburg wurden die Einwohner besonders in den neugegründeten Städten angesiedelt, zu denen auch Wismar gehört. Das Jahr seiner Gründung ist nicht sicher festzustellen, jedenfalls liegt es vor 1229.

Der Hafen von Wismar wird schon in einer von Otto IV. in Capua am 4. Januar 1211 ausgestellten Urkunde erwähnt, in welcher der Kaiser das schon früher gegründete Bistum Schwerin bestätigt und privilegiert und den Bürgern von Schwerin die Gerechtigkeit erteilt, in dem Wismarschen Hafen (in porta quae dicitur Wissemer) zum Zweck ihres Handels (ad usus mercandi) zwei größere Schiffe oder Koggen zu halten (duas habeant magnas naves, quae coghen appellantur) und so viel kleinere als sie wollen (cum minoribus quotcunque voluerint). Etwas östlich von der neugegründeten Stadt lag ein älterer wendischer Ort, das spätere Alt-Wismar.

Die neue Stadt wurde mit einer festen Mauer umgeben, in die 28 Türme eingebaut waren. Wallenstein und die Schweden errichteten später vor der Mauer starke Bastionen und machten dadurch die Stadt zu einer

für fast uneinnehmbar gehaltenen Festung. Nach der Eroberung durch die Dänen und Preußen im Nordischen Krieg wurden die Befestigungen geschleift.

Die Skizzen Fig. 9 und Fig. 10 sind Ausschnitte aus dem Stadtbild in Merians Topographia Saxoniae inferioris (1645). Im Gesamtbilde schließt sich Fig. 10 (nicht unmittelbar) rechts an Fig. 9 an. Wie meistens hat Merian wie von einem gedachten erhöhten Standpunkt aus gezeichnet. Der Standpunkt ist im Nordwesten der Stadt jenseits des schmalen Hafens zu denken. — In Fig. 10 habe ich am unteren Rande der Skizze vor

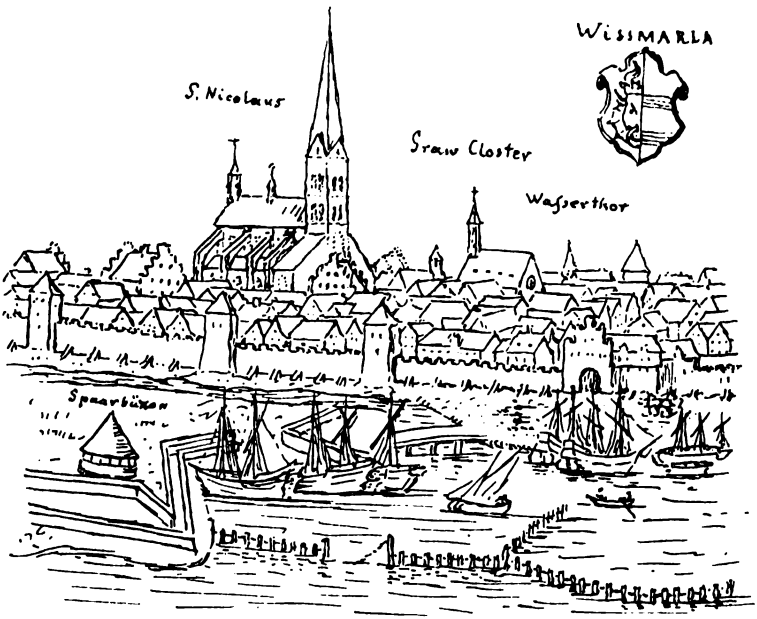

Fig. 9. Ansicht von Wismar nach Merian (1).

dem Wasser ein Stück Wiesenland mit weidenden Kühen darauf fortgelassen. — Die „Sparbüchse" hinter der Bastion auf Fig. 9 wird vielleicht ein Zollgebäude sein. Vom Wassertor aus, das an der Hafenseite keinen so schönen Giebel hat wie auf der Stadtseite (Fig. 11) sieht man in Fig. 9 eine Reihe von Giebelhäusern sich nach rechts in die Höhe ziehen. Ihre Lage und Richtung entspricht der Schurstraße, in der unsere Vorfahren gewohnt haben.

Bei der Besiedelung wurde dafür gesorgt, daß die Städte als Hauptstützen des Deutschtums im wesentlichen eine rein deutsche Bevölkerung hatten. Wenden wurden nur im dienenden Stande geduldet, kein Wende durfte als Handwerker in eine Zunft eintreten, kein Sohn oder Enkel wendischer Eltern als Lehrling angenommen werden, kein Zunftmitglied mit einer Frau wendischer Herkunft verheiratet sein. Auf dem Lande war

die Bevölkerung mehr eine gemischte, und verschmolz das Slaventum bald mit dem Deutschtum, in demselben mehr und mehr verschwindend.

Über die Zahl der Einwohner von Wismar in alten Zeiten ist nichts Sicheres bekannt. Schätzungsweise hat man sie für das Jahr 1350 auf 13000 bestimmt. Danach gehörte Wismar zu den größeren deutschen Städten. Denn nach Büchers Zusammenstellung von Einwohnerzahlen verschiedener Städte, die auf Grund von Steuerlisten und Bürgerverzeichnissen berechnet wurden (a. a. O. S. 382) steht Lübeck am Ende des 14. Jahrhunderts mit 22300 Einwohnern an der Spitze aller deutschen Städte, Straßburg hatte 1473: 20722, Nürnberg 1440: 20165, Ulm 1427: 20000, Augsburg 1475: 18000 Einwohner, nur diese fünf Städte mehr Ein-

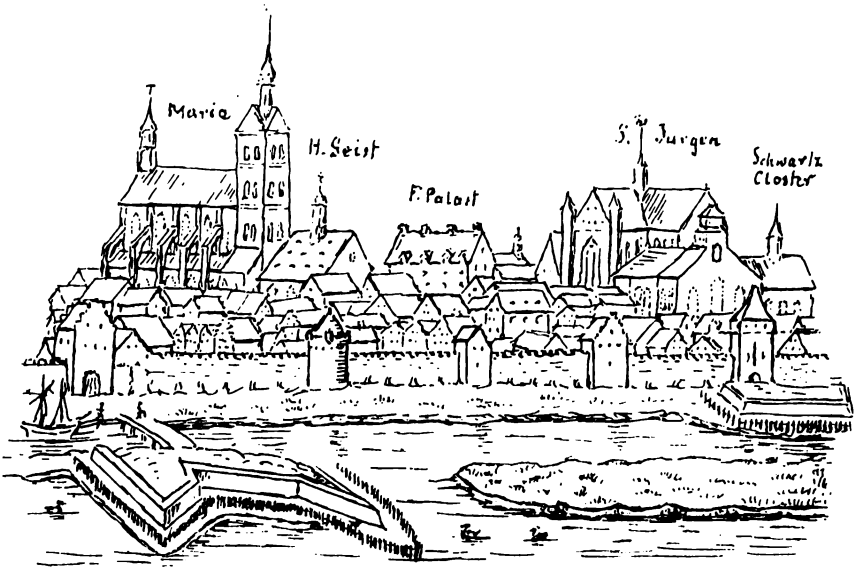

Fig. 10. Ansicht von Wismar nach Merian (2).

wohner als Wismar. Frankfurt a. M. hatte 1387: 10000, Mainz Ende des 15. Jahrhunderts 5800, Dresden 1474 nur 3200 und Leipzig in demselben Jahre nur 4000 Einwohner.

Für die Jahre 1475—1477 berechnete allerdings Techen nach erhaltenen Listen für den städtischen Wachtdienst die Zahl der Einwohner von Wismar auf nur 8000—9000. —

Die deutsche Einwohnerschaft gruppierte sich in ziemlich scharf voneinander getrennten Ständen. Das Recht der Wählbarkeit in den Rat kam nur den Vollbürgern zu, die ein Vollhaus mit dem Anrecht auf ein Ackerlos besaßen und von dem Handel oder der Brauerei lebten. Das Ackerland der Feldmark war nicht in Privatbesitz, sondern gehörte der Stadt und wurde von dieser alle sieben Jahre an die erbgesessenen Bürger verlost, welche dann dafür eine jährliche Abgabe, den Lottgulden, zu zahlen

hatten. Zum Handel, der zum Eintritt in den Rat berechtigte, gehörte besonders der Tuchhandel oder Gewandschnitt, nicht aber Kramhandel und Hökerei (im Gegensatz zum Großhandel). Handwerker und Zunftleute scheinen nur in der ersten Zeit vereinzelt im Rat gesessen zu haben, z. B. Bäcker und Schiffer, nach 1343 kommt es nicht mehr vor.

Da der Rat sich durch Kooptation ergänzte, und Verwandtschaft seiner Mitglieder miteinander nicht ausgeschlossen war, so konzentrierte sich die Ratsherrenwürde allmählich auf eine beschränkte Zahl besonders angesehener und einflußreicher Familien, die Geschlechter. Erst 1583 wurde beschlossen, daß Verschwägerung der Ratsmannen möglichst vermieden werden sollte. Die Ratsherren hatten neben den Rittern und geistlichen Herren allein das Recht, den Titel Herr, Dominus zu führen, die Ratsgeschlechter das Recht, Schild und Helm, d. h. ein Wappensiegel zu führen, während die anderen Bürger, Kaufleute und Handwerker nur sogenannte Hausmarken oder Hauszeichen als Zeichen des Eigentums benutzten, wie sie sich häufig auf Grabsteinen und Kirchenstühlen finden.

Die Zahl der Ratsherren (Senatores) betrug 15—25. Jedes Jahr trat $^1/_3$ aus, $^1/_3$ durch Wahl wieder ein, häufig wurden dieselben Personen wiedergewählt. Die ausgetretenen Ratsherren behielten den Titel dominus, nahmen unter Umständen wohl auch an den Beratungen des Rates teil. Die Zahl der Bürgermeister (consules) betrug 4—5, im 17. Jahrhundert 2—3. Auf Lebenszeit gewählt wechselten die Bürgermeister in älterer Zeit, wie es scheint, in der Geschäftsführung in bestimmtem Turnus ab, leiteten die Regierung aber gemeinsam. Von den einzelnen Ratsämtern, die von Ratsmitgliedern verwaltet wurden, ist besonders zu nennen das des Kämmerers, 1290 zuerst erwähnt. Ihm lag die Finanzverwaltung der Stadt ob und die Verwaltung des städtischen Eigentums, wozu auch die Dokumente der Stadt und das Rüstzeug zur Verteidigung der Stadt gehörten. Später gibt es noch Weinherren zur Verwaltung des Ratskellers, Steinherren für den Ankauf der Mühlsteine, Münzherren, Weideherren, Bauherren, Wegeherren usw. Die Tätigkeit der Ratsherren war eine ehrenamtliche, doch standen ihnen bestimmte Weinportionen an kirchlichen Festtagen und Anteile an den durch Verkauf von Wein und von Mühlsteinen erzielten Gewinnen zu.

Die übrigen Bürger gehörten zum größten Teil zu den Ämtern oder Zünften, welche die Krämer und die Handwerker umfaßten, durch das Amt der Träger auch die Arbeitsleute. Sie hatten an der Stadtverwaltung keinen Anteil. Den Bürgern wurden in den öffentlichen Bürgerversammlungen, den Bürgersprachen, die Willküren, d. h. die Verfügungen des Rates mündlich mitgeteilt.

Die scharfe Trennung der gesamten Einwohnerschaft in mehrere Stände hat sich bis in die neuere Zeit erhalten. Eine Neuordnung vom Jahre 1648 setzte für Wismar folgende Rangstufen fest:

I. Erster Stand.

1. Primum membrum. Bürgermeister, Syndici, Doktores, Licentiati, Pastores und sämtliche Prediger, Ratsverwandte und Sekretarii, die mit im Rate sitzen, sammt ihren Frauen und Kindern.

2. Secundum membrum. Rektor und Conrektor, Brauer und fürnehme Gewandschneider, fürnehme Kaufleute, fürnehme Gastgeber, Apotheker, Weinschenker, fürnehme Seiden- und Gewürzkrämer, Destillateurs, Müntzer und ihre Frauen und Kinder.

II. Ander Stand.

1. Primum membrum. Kämmerei- und Gerichtssecretarii, andere Amtsbediente, collegae scholae, Organisten, Ober Gerichts-Prokuratoren, Notarii, die übrigen geringen Gewandschneider, Kaufleute und Cramer, Bortenmacher, Sattler, Goldschmiede, Perlen-Sticker, Grubenmüller, Huthstaffirer, Contrafeger, die vier Gewerke, als Wollenweber, Schmiede, Schuster und Becker, die Frey-Becker, Frey-Schuster, Kleinmacher, Schneider, Mahler, Nadler, Buchbinder, Essigbrauer und der fürnehmsten Zünffte Schenken.

2. Secundum membrum. Kannen- und Grapengießer, die sämmtlichen Hacker, Körsner, Raschmacher, Gerber, Böttcher, Frey-Kimmer, Riemer und Beutler, Kupffer-Schmiede, Glaser, Tischler u. s. w. Des Raths reitende und Haußdiener, die übrigen und geringeren Gesellschafts-Schenken und dergleichen.

III. Der dritte Stand.

Die Bootsleute, Kammmacher, Grütz- und andere Müller, geringe Fuhr- und Bauleute, Schopenbrauer, Träger, Tagelöhner, — — der Aemter Knechte und Gesellen, die hie Feuer und Rauch halten, Fischer, Holzträger, Büttenmacher, das Gesinde an Knechten und Mägden.

Ähnliche Bestimmungen galten in Lübeck, Rostock, Greifswald, Anklam usw., und auf die genaue Einhaltung der Rangordnung wurde besonders bei öffentlichen Feierlichkeiten. wie z. B. bei Leichenbegängnissen, ebenso peinlich geachtet wie bis in die neueste Zeit auf die Hof-Rangordnung an fürstlicher Tafel.

Wenn also in den Aufzeichnungen von Stens Trendelenburg aus der Mitte des 18. Jahrhunderts einzelne Mitglieder der Familie als vornehme Kaufleute bezeichnet werden, so hat das eine besondere auf den Stand hinweisende Bedeutung, ebenso auch, wenn in dem Stammbaum einem Namen der Titel Dominus (D. oder Ds.) vorgesetzt ist. Letzterer hatte sich an der Universität Rostock bis zu der Zeit erhalten, in der ich dort Professor war. Bei den Plenarversammlungen der Ordinarien im concilium integrum pflegten die älteren Herren besonders der juristischen Fakultät in der Debatte zu sagen: Dominus collega haben soeben gesagt — — Dominus assessor perpetuus haben bemerkt usw. Bei meinem Besuch in Rostock 1916 wußte man daselbst von diesem Gebrauch nichts mehr. Sic transit gloria mundi!

Was den Kaufhandel betrifft, so waren die Verhältnisse im Mittelalter und in den ersten darauffolgenden Jahrhunderten wesentlich andere als heutzutage (vgl. Bücher l. c. S. 116 ff.). Jede Stadt bildete mit dem umliegenden Landbezirk, der zum Teil auch im Besitz der Stadt zu stehen pflegte, eine ziemlich geschlossene wirtschaftliche Einheit. Der Bauer brachte seine Erzeugnisse auf den Markt und kaufte dafür die Waren der

Handwerker, der Produzent verkehrte direkt mit dem Konsumenten, einen Zwischenhandel gab es kaum, dieser beschränkte sich darauf, daß der Krämer und Höker Ware im Vorrat aufkaufte, um sie den Armen, die sich nicht auf längere Zeit versorgen konnten, im Kleinhandel weiterzuverkaufen.

Der Großhandel befaßte sich nur mit Gütern, die im wirtschaftlichen Bezirk der Stadt nicht erzeugt oder andererseits für den Export im Überschuß produziert wurden. Zu den ersteren gehörten vornehmlich Gewürze und Südfrüchte, Pelze, feine Tuche und Seidenstoffe, in Norddeutschland Wein, in einigen Städten Salz, das aber meistens — wie in Wismar wohl auch der Wein — vom Rat direkt aus den Produktionsstätten im großen bezogen wurde (Salz aus Lüneburg). Die Großhändler durften ihre Waren nur in ganzen Gebinden oder nicht unter einer bestimmten Gewichtsmenge (bei Spezereien z. B. nicht unter 12½ Pfd.) verkaufen. Den Verschleiß besorgten Krämer und Hocken (Höker). Der Export betraf in den Hansestädten in erster Linie Bier, in Wismar ferner Korn und Mehl, das nach Dänemark und Schweden, und Weizen, der nach Genua, Portugal und Spanien ging.

Vor der Auffindung des Seeweges nach Ostindien und der Entdeckung von Amerika, bis in das 16. Jahrhundert hinein, bewegte sich der Welthandel auf dem Mittelländischen Meer, auf der Ost- und Nordsee und auf den die Meere verbindenden Straßen, sowie auf den in sie einmündenden Strömen Mitteleuropas. Der Handel auf dem Mittelmeer wurde von den italienischen Seestädten, besonders Venedig, der Handel auf den nordischen Meeren von der Hansa beherrscht. Auch Wismar hatte daran seinen Anteil, wenn auch einen bescheideneren als andere Städte, z. B. Lübeck. Durch die Handelsfahrten der Portugiesen um das Kap der guten Hoffnung nach dem Indischen Ozean wurde dann der Levantehandel Venedigs lahmgelegt, Lissabon wurde der große Weltmarkt für den Pfeffer-, Gewürz- und Kolonialwarenhandel, im Norden Antwerpen und nach dem Befreiungskrieg der Holländer Amsterdam. Der „Spanische Handel" Wismars ging erst im 30jährigen Krieg wieder zugrunde.

An dem Gewürzhandel war unsere Familie im 17. Jahrhundert in Greifswald und Anklam, wahrscheinlich aber auch schon früher in Wismar, beteiligt. Wir werden uns nach den Angaben in den Lebensläufen der drei Stenze Trendelenburg in Greifswald (s. u.) Kolonialwaren- und Drogengeschäfte en gros in Verbindung mit einem Kaufladen in der Stadt — etwa so wie jetzt bei der Firma Brückner und Lampe in Leipzig — zu denken haben.

Daß in Wismar die Gewandschneider, das heißt die Tuchhändler, und die Brauer eine besonders bevorzugte Stellung in der Einwohnerschaft genossen, hängt mit der großen Bedeutung zusammen, die der Tuchhandel, die Tuchfabrikation und vor allem die Brauerei für die Finanzkraft der Stadt hatten.

Die Tuchfabrikation war in den mecklenburgischen Städten ein wichtiger Erwerbszweig. In Neubrandenburg z. B. gab es im 16. Jahrhundert an 150 Tuchweber. Die in den Städten gewebten Tuche wurden im Lande

verkauft und auch nach England ausgeführt, andererseits wurden für den wohlhabenden Teil der Bevölkerung kostbare Stoffe aus Flandern eingeführt.

Das Brauereigewerbe[1]), das unser Ahnherr Laurentz Drendenborch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und das später andere unserer Vorfahren in Wismar betrieben haben, spielte dort und in anderen Hansestädten eine besonders hervorragende Rolle. Das Wismarsche, Rostocksche, Bremische und etwas später besonders das Hamburgische und Eimbecksche Bier ging ähnlich in alle Welt wie zu unserer Zeit das Münchener und durfte, wie irgendwo gesagt wird, von Flandern bis Finnland bei keiner Gasterei fehlen.

Der Hopfen wurde in Hopfengärten oder „Hopfenhöfen" vor den Toren der Stadt gebaut, zum Teil wurde er auch importiert, z. B. aus Thüringen. Schon das älteste Stadtbuch von Wismar aus den Jahren 1250—1272 erwähnt Hopfengärten. Für das Jahr 1300 berechnet Techen aus zwei erhaltenen Listen die Zahl der Hopfengärten vor den Toren auf 183. Später waren es mehrere hundert. Während des Dreißigjährigen Krieges gingen sie bei dem Bau von Befestigungen durch Wallenstein und dann durch die Schweden meistens zugrunde, im 18. Jahrhundert scheint der Hopfenbau ganz aufgehört zu haben. Der geerntete Hopfen wurde zum Teil auch nach außerhalb verkauft. Um Betrügereien zu vermeiden, galt die Bestimmung, daß der Verkauf nur auf offenem Markte stattfinden durfte. Der Name des Hopfenmarktes in Wismar kommt schon 1319 vor. Auch in Rostock und in Hamburg gibt es noch heute einen Hopfenmarkt, und in Danzig heißt eine Straße Hopfengasse.

Ebenso bestand ein Malzhandel mit Ausfuhr auch in das Ausland. 1462 wird Malz an den Bischof von Ratzeburg verkauft, 1579 nach Norwegen, Schweden und Dänemark, 1584 nach Riga, 1583 und 1588 nach Amsterdam. Besonders lebhaft scheint der Malzhandel nach Bergen gewesen zu sein (z. B. 1555).

Die Zahl der Brauer und Brauhäuser war eine verhältnismäßig recht beträchtliche. 1464/65, zur Zeit unseres Ahnherrn, lassen sich 182 Brauer nachweisen, 1592 150 Häuser mit Braugerechtigkeit, 1632 sind es nur noch 123, dann gehen die Zahlen schnell herunter, 1639/40 sind es 93 Brauer, 1658/59 82, 1774 nur noch 8 Brauer. Die Zerstörungen durch den Dreißigjährigen Krieg werden die Hauptschuld an dem Niedergang des Gewerbes haben, der in ähnlicher Weise aber auch die anderen bierbrauenden norddeutschen Städte betraf. 1670 forderte die Schwedische Regierung, daß Wismar seine Nahrung nicht allein in Bier suchen, sondern Manufakturen und auswärtigen Handel pflegen solle. Noch 1653 aber hatte der Bürgermeister Syndikus Dr. Arnold Böddeker erklärt, daß „die Stadt und ihr Aufnehmen und ihre zeitliche Wohlfahrt nächst Gottes Segen guten Theils auf dem Braugewerbe" fundiert sei.

Dementsprechend gehörten die Brauer zur Zeit der Blüte der Stadt zu den angesehensten Persönlichkeiten. Seit dem 15. Jahrhundert bis in

1) Vgl. den Aufsatz von Techen über das Brauwerk.

die Zeit der schwedischen Herrschaft hinein setzte der Rat sich fast völlig aus Brauern zusammen. Diese waren aber meist mehr „Brauherren“ und Besitzer von Brauhäusern als eigentliche Brauer. Den technischen Betrieb besorgten sogenannte Meisterbrauer mit Hilfe von Brauknechten und Braumägden. Dieses Personal wurde jedesmal für die Zeit des Brauens gedingt. Ein Brauhaus konnte auch gemietet werden, fast immer war es aber Eigentum des Brauers, der unter allen Umständen in demselben wohnen mußte, damit eine Sicherheit gegen Feuersgefahr gegeben war.

Schon im Jahre 1399 wurde vom Rat eine umfassende Brauordnung erlassen, die später durch weitere Verordnungen ergänzt wurde. Fremde sind von der Brauerei ausgeschlossen, wer neu anfängt zu brauen, soll als Minimum eigenen Besitzes 200 Mark Silbers aufweisen, die Menge des zu verwendenden Malzes wird bestimmt. Wismarer Bier darf nicht zusammen mit anderem verschifft werden, wohl um betrügerisches Vertauschen mit Fässern fremder Herkunft zu verhindern. Damit eine schädliche Konkurrenz vermieden wird, und möglichst viele Brauer erwerbsfähig bleiben, werden über die Häufigkeit des Brauens im Braujahr Bestimmungen getroffen. Das Braujahr beginnt nach Ablauf der heißen Sommerzeit zu Mariä Geburt, am 8. September. 1464/65 brauten nach Ausweis des Brauregisters von 182 Brauern einer 15 mal, einer 14 mal, 18 13 mal usw., Laurentz Drendenborch braute 7 mal. 1559—71 galt die Vorschrift, daß keiner mehr als 12 mal brauen durfte, 1594—1626 keiner mehr als 9 mal.

Neben dem Brauereigewerbe betrieben die Brauer auch den Handel mit Hopfen, Malz und Bier, und in den alten Aufzeichnungen von Stenz Tr. wird daher Laurentz als „vornehmer Kaufmann“ ohne Erwähnung der Brauerei, und Jürgen Tr. als Kaufmann und Brauer bezeichnet.

Die Brauer scheinen es besonders gewesen zu sein, die in Wismar die sogenannte Papagojen-Gesellschaft, eine geschlossene Gilde oder Brüderschaft bildeten, zu der aber auch andere Vollbürger, Bürgermeister, Ratsverwandte und Priester gehörten. Sie bestand schon 1379 und hatte ihren Namen wahrscheinlich von einem Vogelschießen, das alle Pfingsten stattfand. Heutzutage schießt man nach dem Adler, früher scheint häufig oder vielleicht allgemein das Bild des Papageien als Zielscheibe gedient zu haben. So wird z. B. auch in de Costers Uilenspiegel bei den Flandrischen Schützenfesten nach dem Papagei geschossen. 1533 zweigte sich von der Papagojen-Gesellschaft eine zweite, die Gesellschaft der Conthorherren oder der Herren von der langen oder neuen Bank ab. Beide Gesellschaften gerieten 1609 in Streit, vereinigten sich aber 1623 wieder miteinander. Mitgliederverzeichnisse scheinen nicht mehr zu existieren.

Das oligarchische und gewiß oft recht tyrannische Regiment der Patrizierfamilien rief häufig Unzufriedenheit bei der Bürgerschaft hervor, die wiederholt zu ernstlichen Unruhen und zu gewaltsamer Absetzung des Rates führte, so 1409 in Rostock, Lübeck und Wismar und 1427 in Wismar. Das erstemal wurde 1416 der alte Rat in Lübeck durch kaiserliche und dänische Vermittlung, in Wismar und Rostock durch die mecklenburgischen Landesherren wieder eingesetzt.. Bei der Revolution in Wismar 1427 wurde

der Bürgermeister Bantschow und der Ratsherr v. Haren enthauptet, 1430 wurde aber auch dieses Mal der alte Rat auf kaiserlichen Befehl von der Stadt Lübeck als dem Vorort der Hansa wieder eingesetzt. Erneute Streitigkeiten zwischen einem ehrsamen Rat und der Bürgerschaft gegen Ende des 16. Jahrhunderts führten zu dem Wismarschen Vertrag vom 19. März 1600, durch den ein Ausschuß von 40 Männern halb aus Bürgern und halb aus den Ämtern gebildet wurde. Er wurde von dem Ratsherrn Thomas Trendelenburg mit unterschrieben.

Während meiner Professorenzeit in Rostock bin ich einige Male zur Konsultation in Wismar gewesen, habe die Stadt aber nur oberflächlich kennen gelernt, da die Zeit immer knapp bemessen war. Auch wußte ich damals nicht, daß sich in den Kirchen und dem Archiv der Stadt noch so manche Spur unserer Vorfahren erhalten hat. Leider war es mir in neuerer Zeit nicht möglich, das Versäumte nachzuholen. Aber meine Söhne Fritz und Paul haben Wismar im Herbst 1919 besucht, und ihre Berichte haben meine Erinnerungen wieder aufgefrischt und das archivalische Material zur Geschichte der Familie belebt und ergänzt.

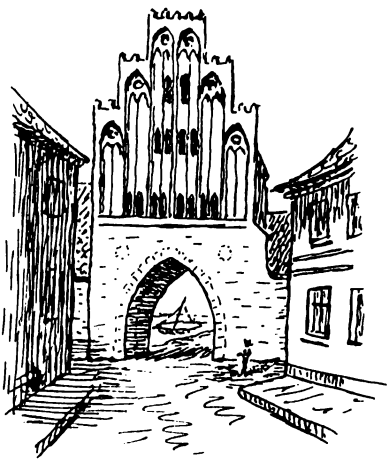

Fig. 11. Das Wassertor in Wismar.

Die ganze Anlage und das Aussehen der Stadt ist ganz ähnlich wie bei den anderen Hansestädten an der Ostsee, Lübeck, Rostock, Danzig usw. Die alten Mauern mit ihren 28 Türmen sind bei der Schleifung der Festungswerke nach der Einnahme Wismars durch die Dänen, Preußen und Russen im Jahre 1716 abgerissen worden, von den Toren ist nur noch das Wassertor am Hafen erhalten geblieben, dessen der Stadt zugekehrte Seite eine schöne gotische Giebelfassade hat. Der alte Hafen, dem ein zuströmender Fluß wie die Trave bei Lübeck und die Warnow bei Rostock fehlt, ist nur ein schmales Gewässer, ein zipfelförmiger Fortsatz der Wismarer Bucht, Raum für eine größere Anzahl von Schiffen wurde in neuerer Zeit durch künstlich angelegte Hafenbassins gewonnen.

Ein so malerisches Landschaftsbild wie der Blick auf Lübeck oder von dem jenseitigen Warnowufer auf Rostock kann Wismar nicht bieten. Zwar ragen auch hier die großen Kirchen, von denen St. Nikolai ein fast ebenso hohes Mittelschiff hat wie der Kölner Dom, hoch über die Dächer der Stadt empor, aber den Türmen fehlen die schlanken, in Lübeck sogar paarweise gen Himmel strebenden Helmspitzen. Der Turm von St. Nikolai verlor seine Helmspitze 1703 durch einen Orkan und wurde mit einem

stumpfen Notdach versehen, der 82 m hohe Turm von St. Marien hatte ursprünglich eine 34 m hohe Spitze, sie wurde 1539 vom Blitz getroffen, brannte ab und wurde nicht wieder ersetzt, der Turm der St. Georgen-Kirche blieb von vornherein unvollendet, er reicht kaum bis an das Kirchendach und ist in der Höhe des Dachfirstes in sehr unschöner Weise mit einem Satteldach gedeckt.

Geht man vom Bahnhof aus an der Stelle des früheren Poeler Tors in die Stadt hinein, so kommt man gleich in das Stadtviertel, in dem unsere Vorfahren wohnten. Die Schurstraße und die Böttcherstraße, in denen ihre Häuser lagen, gehörten zum Kirchspiel von St. Nikolai, der dem Hafen am nächsten liegenden, dem Schutzheiligen der Schiffer geweihten Kirche. Die Schurstraße hatte ihren Namen von einer alten Wismarer Familie, der Chronist Schröder (1743) nennt sie noch so, später ist der nicht mehr verstandene Name in Scheuerstraße umgewandelt. Ob der Name der Böttcherstraße von den dort ansässigen Zunftleuten oder von der Familie Böddeker abzuleiten ist, läßt sich nicht mehr feststellen, in alten Akten wird sie in lateinischer Übersetzung sowohl Böttcherstraße als auch platea Bodekariorum genannt. In der Scheuerstraße stehen noch manche alte Häuser, deren Giebel durch zahlreiche kleine Luken durchbrochen sind. Es sind dieses wahrscheinlich die Häuser, welche Braugerechtigkeit besaßen, die luftigen Bodenräume hinter den Giebeln dienten zum Trocknen des Hopfens und des Grünmalzes. Es ist schade. daß man nicht herausfinden kann, in welchem dieser Häuser unser Ahnherr Laurenz Drennenborch sein Bier gebraut hat.

Nahe bei der Nikolaikirche an der über die „Grube" führenden „Schweinsbrücke" steht ein Haus, das sicher häufig von Trendelenburgischen Füßen betreten worden ist, das Haus des Bürgermeisters Heinrich Skabbel, das er sich 1571 von dem Baumeister Philipp Brandin erbauen ließ, ein vornehmes Gebäude im Renaissancestil mit schönem Portal und Skulpturen, jetzt eine Bierbrauerei und „altdeutsche" Bierwirtschaft enthaltend. Heinrich Skabbel war der Sohn des Ratsherrn Hans Skabbel und seiner Frau Catharina Trendelenburg, einer Enkelin unseres Ahnherrn Laurenz. Von 1715—1812 war das Haus im Besitz der Familie Lembke. Später wurde es leider des Schnitzwerks und plastischen Schmucks im Innern beraubt. Photographische Abbildungen befinden sich bei unseren Familienpapieren (Kopien von Photographien im Besitz des Justizrats O. Lembke in Wismar).

Auch die um 1300 erbaute alte Schule, eine der schönsten gotischen Ziegelbauten in Deutschland, wird manches Kind aus unserer Familie beim Glockenschlag der Turmuhr von St. Marien lustig aus der Tür springen gesehen haben. Jetzt ist in dem Gebäude das Altertumsmuseum untergebracht.

Und betreten wir die Kirchen, so finden wir mit Ausnahme der kleinen Heilige-Geist-Kirche in jeder einige Grabsteine von Angehörigen unserer und verwandter Familien, die meisten und schönsten in der Nikolaikirche, so im Chor den schon oben erwähnten Grabstein von Jacob Trendelenburg

mit dem Wappen, dann zwei übriggebliebene Platten des Grabsteins von Jürgen, Catharina und Anna Trendelenburg mit Darstellungen aus Christi Leben in den Ecken, und den von Caspar und seiner Frau geb. von der Vehr. Im Chor der Nikolaikirche liegt auch unser 1470 gestorbener Ahnherr Thomas Degener begraben. Eine Liste der Grabsteine, die für die Familiengeschichte von Bedeutung sind, aus den verschiedenen Kirchen nach dem Verzeichnis von Crull und Techen findet sich gegen Schluß des zweiten Kapitels. Der Chorstuhl des Senators Thomas Trendelenburg in St. Georgen wurde schon bei der Besprechung des Wappens erwähnt.

Eins der schönsten Giebelhäuser steht auf dem Markt, es wird „der alte Schwede" genannt, ist aber natürlich älter als die Zeit der schwedischen Herrschaft. Auch hier hat sich eine Bierwirtschaft eingenistet. Besonders sehenswert ist ferner das Archidiakonatshaus in der Dankwardtstraße dicht neben der Marienkirche, ein Eckhaus, an dem nicht nur der Giebel, sondern auch die Längsseite mit glasierten Ziegeln in zierlichen Formen künstlerisch gestaltet ist. Es wurde um 1400 erbaut und war im 18. Jahrhundert die Wohnung des Wismarer Geschichtsschreibers Dieterich Schröder.

Der Fürstenhof neben der Nikolaikirche, ein Prachtbau in italienischer Frührenaissance mit vielen Terracotta-Ornamenten, wurde 1553 und 1554 für Herzog Johann Albrecht von Gabriel v. Aken und Valentin v. Lira erbaut, der Herzog feierte hier 1555 seine Hochzeit mit der Prinzessin Anna Sophie, Tochter des Herzogs Albrecht von Preußen. Seine Hauptresidenz war aber nicht Wismar, sondern Schwerin.

Kapitel 2.

Quellen für die ältere Geschichte der Familie.

Die Hauptquellen für die ältere Geschichte unserer Familie sind:

der handschriftlich überlieferte Stammbaum,
handschriftliche Aufzeichnungen von Stens Trendelenburg (Gener. VIII. 2).
Hochzeitscarmina und Leichenreden in den vitae Pomeranorum,
zur Veröffentlichung gekommene mecklenburgische Urkunden und archivalische Dokumente,
die Stadtbücher und Register im Ratsarchiv zu Wismar,
die Grabsteine in den Kirchen zu Wismar und Greifswald,
die Matrikeln der alten Universitäten, besonders von Rostock und Greifswald.

Die Kirchenbücher in Wismar fallen als Geschichtsquellen fort, da das älteste derselben, das Kirchenbuch von St. Nikolai, erst mit dem Jahre 1643 und das von St. Marien erst mit dem Jahre 1681 beginnt. Erst im Jahre 1602 hat die damals revidierte Kirchenordnung in Mecklenburg die Anlegung von Kirchenbüchern angeordnet, freiwillig scheinen sie an

einigen Orten allerdings schon vorher geführt worden zu sein; das älteste von allen, das von Rövershagen, geht bis auf das Jahr 1580 zurück. Was aber sonst etwa zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges an Kirchenbüchern existiert hat, wird bei den Verwüstungen der Städte vernichtet sein. Wismar wurde besonders 1630 von den Kaiserlichen arg mitgenommen. —

Von dem Familienstammbaum existieren drei ältere Exemplare, das eine, von der Hand meines Vaters, in unserem Besitz, das zweite im Besitz der Frau Martha Trendelenburg, geb. Töpfer, und ihrer Tochter Fräulein Greta Trendelenburg in Stettin, das dritte befindet sich im Staatsarchiv in Lübeck.

Aus Briefen meines Vaters an seine Schwestern aus der Jugendzeit ersieht man, daß mein Vater sich, wie für alles Historische, so auch für die Geschichte der Familie lebhaft interessierte. Wiederholt mahnte er die Schwestern, sie möchten auf den Stammbaum fahnden, der in den Händen eines der Onkel in Lübeck sein müsse. Was er bisher über seine Vorfahren gehört hatte, war wenig, nicht einmal über seinen Urgroßvater, den Neubrandenburger Superintendenten, war er orientiert, wie sich aus einem nachgelassenen, von seiner Hand geschriebenen Zettel aus der Jugendzeit ergibt. Am 4. November 1834 schreibt er dann, daß sein Vetter Theodor Tr. in Dresden (10. Gener. Nr. 22) ihm die Kollektaneen des (1830) verstorbenen Onkels Schack (9. Gener. Nr. 15) zugeschickt und den Stammbaum beigelegt habe: „Dieser ist lateinisch geschrieben und hebt mit einem Laurentius Tr. an und schließt mit unserm Elterbater, dessen 18 Kinder nicht mitverzeichnet sind. Es fehlen die eigentlich chronologischen Daten. Der Name Caspar war in der Familie sehr beliebt. Sollte mir der Himmel indessen einmal einen Sohn schenken, so soll er diesen Familiennamen gewiß nicht haben. Wenn man auf jede Generation 30—33 Jahre rechnet, so reicht dieser Laurentius doch bis in Luthers Zeit. Durch die Wismarschen Stadtbücher ließe sich die Chronologie ziemlich ermitteln."

Mein Vater fertigte dann auf drei Foliobogen eine Abschrift an, und diese befindet sich unter unseren Familienpapieren (s. Tafel I, 1 u. 2). Einige Randbemerkungen von der Hand meines Vaters stammen aus späterer Zeit. Die ausführlicheren Bemerkungen auf den seitlich angeklebten weißen Papierbogen sind von mir selbst angefügt. — Das vierte Blatt, welches eine unvollständige Fortsetzung des Stammbaums enthält, ist später von einer meiner Tanten geschrieben. — Nachforschungen nach dem Original, von dem mein Vater die Abschrift nahm, sind leider erfolglos gewesen. Die noch lebende Tochter jenes Vetters meines Vaters, Frau Geh. Kirchenrat Michael in Dresden, die das alte Exemplar geerbt haben müßte, konnte mir keine Auskunft über den Verbleib geben.

Ebensowenig ist es mir gelungen, ein lateinisches Schriftchen aufzufinden, welches nach einer brieflichen Notiz des Pastors Kindler (s. u.) Carl Ludwig Trendelenburg (8. Gener. Nr. 24) 1764 noch als Schüler seinem Vater, dem Superintendenten in Neubrandenburg, zum Neujahrstage gewidmet hat, und dessen Titel lautet: Genealogia Theodori Trendelenburgi

composita a Carolo Ludovico Trendelenburg. Carl Ludwig hat wahrscheinlich ebenso wie sein älterer Bruder, der spätere Kieler Professor Adolf Friedrich (8. Gener. Nr. 17) das Katharineum in Lübeck als Schüler besucht, und es läßt sich annehmen, daß das Schriftchen ebenso wie die lateinischen Schülerschriften seines Bruders (s. u.) gedruckt worden ist. Das Katharineum teilte mir aber mit, daß das Schriftchen weder in den Schulakten noch auf der Stadtbibliothek noch auf dem Staatsarchiv in Lübeck zu finden sei.

Da unser Stammbaum in der Abschrift meines Vaters ebenfalls lateinisch abgefaßt ist und nicht weiter abwärts reicht als bis etwa 1764 (die Notiz über das Todesjahr des Superintendenten 1765 könnte von meinem Vater auf Grund späterer Erkundigung hinzugefügt sein, das Todesjahr seiner Frau geb. Oerthling 1796 ist sicher später hinzugefügt), so ist ein Zusammenhang zwischen jenem Schriftchen und unserem Exemplar des Stammbaums sehr wahrscheinlich. Vielleicht stammt die lateinische Fassung erst von Carl Ludwig Tr. her, und war der Stammbaum ursprünglich deutsch geschrieben.

Bei dem wiederholten Abschreiben sind verschiedene Schreibfehler entstanden. So steht an einer Stelle unseres Exemplars z. B. Elisabeth Corn. Schwandten statt Elisabeth Corschwandten.

Das Stettiner Exemplar ist nur wenig zu brauchen, da es einmal von Kindern in kleine Papierstücke zerschnitten worden ist, die dann später meist außer der richtigen Ordnung in ein Heft eingeklebt worden sind. Doch läßt sich aus den Stücken mit Sicherheit erkennen, daß der ebenfalls lateinische Text mit dem unseres Exemplars bis auf wenige geringfügige Abweichungen wörtlich übereinstimmt.

In Händen der Frau Martha Trendelenburg befindet sich außerdem noch ein nur die Stettiner Linie der Familie betreffender Stammbaum.

Das dritte Exemplar befindet sich in den genealogischen Registern des Staatsarchivs in Lübeck. Der Stammbaum ist enthalten in den genealogischen Sammlungen des J. consultus und Vicarius rever. Capit. Lub. Magnus Diderich von Pincier (geb. 1706, gest. 1784). Aus welchen Quellen dieser seine Nachrichten zusammengetragen hat, ist nicht bekannt. Ein Vergleich mit unserem Exemplar macht es sehr wahrscheinlich, daß der in deutscher Sprache abgefaßte Lübecker Stammbaum aus derselben Quelle stammt wie unser lateinischer. Im allgemeinen stimmt er ganz mit ihm überein, das erste chronologische Datum ist in beiden die Jahreszahl 1604, das letzte im Lübecker 1768, in unserem 1765. In einigen Punkten ist der Lübecker etwas vollständiger, besonders bringt er noch die Kinder des Superintendenten Theodor Tr., die in dem unsrigen fehlen, in anderen ist er ungenauer. So ist an drei Stellen die Notiz qui mortuus est sine liberis (kinderlos gestorben), improlis mortuus est (ebenso) und qui obiit coelebs (unverheiratet gestorben) einfach ersetzt durch „jung gestorben", was z. B. bei dem Magister Laurentius der 2. Generation sicher unrichtig ist, er hatte als Priester keine Kinder, ist aber nicht jung gestorben (s. u.). Daß die Namen der verschwägerten Familien hier und da etwas verschieden geschrieben sind, ist unwesentlich.

Die Angaben des Stammbaums (in den drei Exemplaren) stimmen nicht überall mit den sich aus archivalischen Dokumenten mit Sicherheit ergebenden Tatsachen überein. Wie weiter unten erörtert werden wird, ist Marten Tr. der 2. Generation als Vater von Thomas sehr zweifelhaft, und der in Anklam lebende Gewürzhändler Caspar ist sicher nicht der Sohn des Senators Thomas, sondern eines im Stammbaum überhaupt nicht aufgeführten Stanislaus in Lübeck. An diesen Stellen sind augenscheinlich bei einer späteren Zusammenstellung des Stammbaums teils auf Grund eines vorhandenen älteren Stückes teils nach der mündlichen Überlieferung Fehler untergelaufen. — Tafel II, 1—4 gibt den Stammbaum wieder, wie er sich jetzt nach der Revision und Vervollständigung gestaltet hat. —

Die nicht mit Namensunterschrift versehenen alten Aufzeichnungen, die ich durch Güte der Frau Martha Trendelenburg erhalten habe, können nur von dem oben schon bezeichneten Stens Tr. in Greifswald (7. Gener. Nr. 2) geschrieben sein, wahrscheinlich in seinem hohen Alter, da verschiedene auf Zerstreutheit hinweisende Fehler im Inhalt nachweisbar sind. Er wurde 83 Jahre alt.

Es handelt sich um zwei vergilbte Blätter. Das erste Blatt enthält, wie sich herausstellte, eine an einzelnen Stellen etwas gekürzte Abschrift aus der 1668 gehaltenen Leichenrede auf seinen Großvater Stens Tr., die sich in den vitae Pomeranorum abgedruckt findet (vgl. weiter unten). Einige kurze Angaben über die spätere Verheiratung der Töchter des Verstorbenen sind hinzugefügt. Das zweite Blatt bringt über den Schreiber selbst, seinen Vater und seine Geschwister kurze Daten.

Auf dem ersten Blatt heißt es:

„Aus unsers Großvaters Personalien ersehe, daß er 1607 den 21 Augustii gebohren zu Wismar auß einer alten Familie. — Sein Sehl. Herr Vater ist gewehßen Thomas Trendelnburg wolverdienter Ratsverwanter und Cammer-Herr der stadt Wissmar. — Die Mutter Frau Margareta Rölen. — Der Großvater väterlicher seiten ist gewesen H. Jürgen Trendlenburg vornehmer Burger und Kauffman und Brauger daselbst. — Die Groß Mutter derselbigen Linige Fr: Anna Heins. — Der Groß Vater von der Mutter seite ist gewehsen Herr Stentz Röle vornehmer Kauffman in Wismar. — Die Groß Mutter ietzt gedachter seite ist gewehsen Fr: Margareta Peterssen. Der Elter Vater auß väterlicher seite, ist geweßen Hr. Thomas Trendelnburg wollverdienter Rahtsverwanter in Wismar. — Die Elter Mutter des Vaters wegen Fr: Margareta Bösels Herrn Georg Bösels Rahtsverwanten und Cammer Herrn allda Eheleibliche Tochter. — Der ander Elter Vater, von des Vaters wegen, ist gewehßen H. Laurentz Trendelenburg Kauffmann in Wismar. Die ander Elter Mutter des Vaters wegen, ist gewehsen Gerdruth Dägners H. Thomas Dägners Rahtsverwanten in Wismar Ehe leibliche Tochter. Der Eine Elter Vater mütterliche Linige ist gewehsen H. Ignatius Röle vornehmer Bürger im städtlein Hagenow. — Die eine Elter Mutter dießer linige Fr: Anna Wartenberges. Der ander Eltervater, von der Mutter wegen

ist gewesen H. Hans Peters Bürger und Brauer in Wismar. — Die ander Elter Mutter, selbiger seite, Fr: Margareta Sigebaden. — 1636 d. 18 Oct. hat er in Greifswald daß Bürger recht gewonnen, 1643 d. 6 Sept. sich ver Ehlicht mit der Tugent sahmen Jungfrau Anna Gültzowen, des weiland, woll Ehrenvesten, vor Achtbahr= und wollgelahrten, Sehl. H. Johannis Gültzowen weiland gewehsen Vor nehmen Kauffman und Brauers Ehe leibliche Tochter. Haben in ihrem Ehestandt 9 Kinder mit einander gezeuget alß 5 Sohne und 4 Tochter wovon 2 Sohne so Beyde Thomas geheißen und 1 Tochter Anna Valt in ihrer Jugent, Margareta aber, wie sie 11 Jahr ihres alters erreichet, von dießer welt abgeschieden, die übrigen 5 alß Johannes L. L. studiosus. Stentz und Casper so bey den Kauff handel geblieben. Jumffer Elisabet ist an einen Gewandt Handler alhier ver Ehlicht Nahmens Daniel Völschow Liboria an einen Kauffman nahmens Christoff Corswant nachmals Burger Meister alhier geworden selbige haben in ihrem Ehestande gezeig . . Kinder, alß 5 Sohne und Tochter."

Auffallend ist, daß in der Ahnenreihe der im Stammbaum aufgeführte Marten Trendelenburg (Gen. II) ausgelassen ist.

Auf dem zweiten vergilbten Blatt steht von derselben Hand geschrieben:

„Mein Sehl. Vater ist gebohren 1649 d. 14 Sept. hat Hochzeit gemacht 1678 d. 22 Januarij mit Elisabet Corswanten Sehl. Hieronimi Corswanten hinter Bliebener Jumffer Tochter, die gebohren 1658 d. 5 Nov. (?) auß der Lübeckschen Linie.

1678. xbr 31.	ist meine Schwester gebohren und Anna benennt.
1694 9br 13	ist Verheyraht an d. H. David Everten gewandh . . .
1748 May 6.	ist sie verstorben.
1681. July 24	Bin ich Gottlob gesund und woll gebohren.
1683. 7br: 25.	ist mein Bruder Hieronymus gebohren
1685. Apr: 19.	ist er wieder Sehlich im H. entschlaffen.
1686. Febr. 18.	ist mein Bruder Petrus Zur Welt gebohren ist verheiraht in Anklam an Sehl. Bartel gewürtzhandl. hinter Bliebener Tochter, er ist im raht erhoben,
1688. April. 9.	hat sie eine Tochter gebohren Elisabet genannt.
17	ist sie verheyraht an den Präder Paster hypr Bungen Neuen Kirchen.
1709 xbr. 14.	ist sie nachdem sie einige Tage in Schwergebuhrt eines Toten Söhnlein — Bunden, ihn auch Valt in der Ewigkeit gefolgt.
1688. Ap: 26	ist Meine Groß Mutter Mütterlichen seite Anna Backmans Sehl. im H. entschlafen.
1690. Junii. 21.	hat meine Ehe Fr. Einen Jungen sohn zur welt gebracht, so genant worden Johans ist in demselben Jahr Sehl. im H. verstorben.
1691 9br. 11.	ist sie abermahls mit einer jungen Tochter entbunden und Liboria genant. ist aber nachdem es 5 Tage gelebet Sehl. verschieden.

1692	July. 3	hat sie wieder eine Tochter zur welt gebracht und ist Ilsebe genant.
1696	Junii 27.	ist sie Sehlig im H. Entschlaffen.
1695	xbr. 17.	hat sie abermahl ein Tochter gebohren, die wider Liboria genant.
1713	9br. 27:	ist an Einen Kauffman Johan Bibow ver=
1723	Jan. 6	verst. Ehlicht, mit welchen sie 2 Kinder gezeuget
1717	May 17	Ein Sohn genant Johan David
1722	July: 5	ist verstorben
1719	9br: 22.	Ein Tochter genant Liboria
1726	May. 29	ist verstorben.
1726	8br: 9	ist sie zur 2ten Ehe geschriten mit H. arcidiacono Gottfried Pylen
		ist er Sehlig im H. entschlaffen
1695	xbr 13	Ist Meine Tochter Everten mit eine Tochter glücklich Entbunden und Anna Ilsabe genant
	—	ist selbe verheyraht an einen Prädiger nahmens Roseno itzo zu Mandelcau 1 Meil von Stettin."

Vergleicht man die einzelnen Daten dieses zweiten Blattes miteinander und mit den entsprechenden Daten des Stammbaums, so ergibt sich folgendes:

Stens Tr. schreibt: „1681 Juli 24 bin ich Gottlob gesund und woll gebohren" und dann: „1690 Juni 21 hat meine Ehefrau Einen jungen sohn zur Welt gebracht", sowie weiter unten: „1695, 13 Sept. ist meine Tochter Everten mit einer Tochter glücklich entbunden." Dieses kann nicht stimmen, da er dann schon mit 9 Jahren Vater und mit 14 Jahren Großvater geworden wäre. Der Widerspruch löst sich, sobald man annimmt, daß das zweite Blatt der Aufzeichnungen zum Teil von anderen Aufzeichnungen abgeschrieben ist, die sein Vater Stens niedergeschrieben hatte, und daß der Sohn Stens es vergessen hat, das „Meine" in „Seine" abzuändern oder anzugeben, daß bei den betreffenden Angaben, und zwar in den Zeilen mit der Zahl 1690 und 1695, nicht er selbst, sondern sein Vater als der Sprechende zu denken ist.

Stens, der Schreiber der Aufzeichnungen, war überhaupt nicht verheiratet. Über seinen Lebenslauf siehe weiter unten.

Von archivalischen Dokumenten ist besonders zu nennen der als Matricula Collegii Senatorii bezeichnete Pergamentkodex im Wismarschen Ratsarchiv, dessen zweiter Teil eine Liste der Ratsherren vom Jahre 1344 ab enthält. Angelegt wurde der Kodex von dem 1338 eingeführten aus Kiel gebürtigen Stadtschreiber Nikolaus Swerk. M. Crull hat die Ratslinie in den Hansischen Geschichtsblättern (Bd. 2, 1875) abgedruckt. Bis zum Jahre 1510 ist die alljährliche Besetzung des Ratstuhles eingetragen, nachher sind nur die Neuwahlen verzeichnet.

Die auf Mitglieder unserer Familie, welche Ratsherren waren, und auf die Schwiegerväter Degener, Stamer und Bosel, die ebenfalls dem Rate angehörten, bezüglichen Stellen des Kodex sind in folgendem zusammengestellt.

pag. 67. Anno Domini 1449. Isti sunt domini, qui intraverunt (sind eingetreten): dominus Petrus Loste . . . . . Henricus Lange. Isti sunt, qui exiverunt (sind ausgetreten): dominus Henricus Dargetzowe . . . . . Thomas Degener et Hinricus Speck.

Über den Eintritt von Thomas Degener in den Rat findet sich keine Angabe in dem Kodex. Vielleicht fand er um 1427 statt, wo wegen einer in der Stadt ausgebrochenen Revolution die Aufzeichnungen unterbrochen sind.

p. 95. Sequenti tempore post annum 1511 cooptati sunt in senatum, sicut hoc ipsum ex authographo Georgii Bolten senioris exscripsi, dominus Albertus Kellermann . . . dominus Johannes Stamer, dominus Georgius Bosel . . .

Anm. bei Crull betreffend Stamer: „Zuletzt Oct. 1521."

Anm. betreffend Bosel. Starb nach seinem Grabstein 1536.

p. 101. Anno 1587 die 6 Septembris unanimi voce totius senatus in sede inferiore consulari electi sunt (sind gewählt) in senatores: dominus Joachimus Reimars, dominus Thomas Trendelborg.

p. 101. Anno 1593 die 19 Martii intrascripti . . electi sunt in senatores: D. Georg Plate . . . dominus Jasper Trendelburgk . . .

Anm. von Crull zu Jasper Tr.: „Bürgermeister 1606. Wegen übler Administration von Kirchengut 1618 abgesetzt."

p. 103. Anno 1606. 20 Maji . . electus est in consulem Caspar Trendelnburgk.

p. 107. 1 Junii 1643 electi in ordinem senatorium: Brandanus Schmitt . . . dominus Casparus Trendlenborg . . .

Weitere Daten aus der Crullschen Ratslinie, die sich auf Senatoren aus verschwägerten Familien beziehen, habe ich unter den betreffenden Namen des Stammbaums eingetragen. —

Durch die Güte des Herrn Ratsarchivars Dr. Techen in Wismar, dem ich für freundliches Interesse an meiner Arbeit und bereitwillige Unterstützung bei derselben großen Dank schulde, erhielt ich einige besonders für die Chronologie wichtige Daten aus verschiedenen alten Stadtbüchern und Registern. Es sind dies das Zeugebuch, in welches die Übernahme von Bürgschaften, Rechtsverwahrungen und ähnliche Rechtsakte eingetragen sind, die Lottregister, welche Verzeichnisse der erbgesessenen Bürger enthalten, denen durch das Los die Nutzung städtischer Ackerstücke auf sieben Jahre zugefallen war, und die Brauregister, ferner die Wachtregister, die geistlichen Stadtbuchschriften, d. h. im 16. Jahrhundert angelegte Auszüge aus den verlorenen Stadtbüchern, und endlich Quittungen über die Bezahlung von Grabgeläuten mit der großen Glocke und der Bürgerglocke, diese von Bedeutung für die Feststellung von Sterbedaten. Was die Wachtregister anbetrifft, so führen sie Buch über die Reihenfolge der einzelnen Bürger und Häuser in der Erfüllung der Wachtpflicht zum Schutz der Stadt während der Nacht und über die Wachtsteuern. Starke Posten wurden vor dem Rathaus, auf den Landwehren, hinter den Mauern und an den Toren aufgestellt, 1489 z. B. haben vor dem Rathaus abends 8 Uhr 1 Bürgermeister, 1 Ratsmann, 22 Bürger und die Ämter der Böttcher,

Riemenschneider und Träger zu erscheinen. Um Mitternacht tritt Ablösung ein. Die Wachtsteuern dienten zur Bezahlung von angestellten Wächtern.

Durch methodisches Suchen in diesen Büchern und Registern würden sich vielleicht noch einige für die Geschichte unserer Familie besonders in chronologischer Beziehung interessante Angaben auffinden lassen.

Sämtliche noch lesbaren Inschriften auf Grabsteinen in den Kirchen von Wismar sind von Crull und Techen in dem 54. bis 56. Bande der Jahrbücher für Mecklenburgische Geschichte abgedruckt. Die Steine sind daselbst mit ihren Nummern bezeichnet. Wenn Steine in den Kirchen keine Nummer erkennen lassen, ist ihnen in der Veröffentlichung von den beiden Autoren eine Nummer zugeteilt worden, die dann durch einen beigefügten Stern als neue Nummer kenntlich gemacht ist. Die Steine sind in neuerer Zeit anders gelegt, so daß das Auffinden erschwert ist.

Auffallend ist, daß für dieselbe Person nicht selten mehrere Grabsteine, sogar in verschiedenen Kirchen und, wie es scheint, zum Teil erst längere Zeit nach dem Tode gesetzt worden sind, wohl als Gedächtnissteine unabhängig von der Grabstelle, z. B. findet sich Johan Stamer 1565 in der Nikolaikirche dreimal, Caspar Trendelenburch und Emerentia Jörcken in St. Marien zweimal, Caspar Trendelenborch und Gertrud von der Fers in der Nikolai- und in der Marienkirche. Sehr häufig trägt derselbe Stein auch mehrere Aufschriften und ist also mehrmals zu verschiedenen Zeiten benutzt worden. Die verschiedenen Aufschriften sind in der Veröffentlichung dann mit a, b, c bezeichnet worden. Von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis in die achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts ist die Schrift auf den Grabsteinen gotische Minuskelschrift, später Antiqua. Bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts ist die Sprache die lateinische, dann die deutsche, und zwar bis zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges die niederdeutsche, später die hochdeutsche.

Leider sind auf den Grabsteinen unserer Familie häufig die Vornamen und die Jahreszahlen nicht mehr zu entziffern, so auf dem als besonders schön bezeichneten und besonders reichhaltigen Stein in St. Nikolai Nr. 10*. Soweit es möglich war, habe ich in der hier folgenden Zusammenstellung die Zugehörigkeit der Grabsteine unserer Familie zu den einzelnen Personen des Stammbaums festzustellen versucht, was aber nur in wenigen Fällen mit voller Sicherheit zu erreichen war. Wenn bei Ehepaaren Name und Vorname von Mann und Frau mit dem Stammbaum übereinstimmen, wie bei Caspar Trendelenburg und Gertrud von der Fers, bei Gotthart Trendelenburg und Emerentia Jörcken, Jacob Tr. und Anna Ruge, so kann kein Zweifel bestehen. Unter Umständen kann ein auf dem Stein angebrachtes Wappen auf die Spur führen.

Auf die Familie bezügliche Inschriften auf Grabsteinen in Wismarschen Kirchen.

Bd. 55 p. 257. Kirche St. Nikolai Nr. 7* (in der 4. Umgangskapelle) (in gotischer Schrift) a) . . . . . ó degenardus noyte . . . . . b) Anno dñi Mcccclxx divisionis [a]postolorū ó tomas deghe[ner] consul. orate deū P.co. c) (lateinische Schrift) Carl Friedrich Wachenhusen.

Bd. 54 p. 135. Kirche St. Marien Nr. 235 (Nr. **210—253** befinden sich in der 2., 3., 4. Kapelle des Umgangs. (Gotische Schrift.) a) Anno dñi Mccccccxxxvi ø her Juren Boesel. orꝰ deū Peo. consul. Anno dñi Mccccccxxxiiii ø metke uxor eius. orꝰ deū Pea. b) Hans Buman, Elssebe Westfalske 1567. (Jürgen Boesels Tochter, verheiratet mit Thomas Trendelenburg, heiratete später als Witwe einen Arent Westfal. Elsabe Westfalske könnte ihre Tochter sein.)

Bd. 55 p. 242. Kirche St. Nikolai Nr. 60 (in der südlichen Halle 13 B, **40—77**, 103, 233, 241—243 . . .) c) Her Johan Stamer 1565 (in gotischer Schrift). p. 247. St. Nikolai Nr. 136 (in der Halle bis zur ersten Umgangskapelle) e) Her Johan Stamer 1565 (gotisch). p. 240. St. Nikolai Nr. 18 unter b) noch einmal wörtlich dasselbe.

Bd. 54 p. 133. St. Marien Nr. 207 (von der nördlichen Halle bis zur ersten Umgangskapelle inkl. 108, 123, 168, **184—209** . . .) a) Dethloff stamer 1555 (gotisch) Detlef Trendlenborch (lateinisch). (4. Gener. Nr. 2.)

Bd. 55 p. 258. St. Nikolai Nr. 10* (in der nördlichen Abseite vom Turme bis vor der Halle (inkl.) 93—100, 112—118, 6*, **10***, 24*) (lateinische Schrift): (Anno) . . . . . up Laurenty | ist gestorben Jvrien Tr(end)lenborch. Anno 1564 up | . . . . . (ist ge)storben sin | elike fruwe Catherina Tren(del)enborges, den godt gnedich si. | Anno . . . . . ist | se: gesto(rben) . . . . . Trendle(nborch. Anno) . . . . . | ist entslap(en sin e)like fruwe . . . . (Tren)dlenb(orges) . . . . . || Anno 1604 . . . . . er is | Anna Tre(ndlenborges) selich . . . . . | . . . . . den godt al | len gnedich sy.

„Übrigens sind von dem schönen Steine, dessen Ecken Szenen aus der h. Geschichte enthalten, nur die linken Viertel in der Kirche; ein drittes ist zu einem Trittstein im Predigerhause verarbeitet. Das untere rechte Viertel zeigt Reste des Schildes der Trendelburg, das untere linke den Schild der Eixen, darunter die Hälfte eines Schildes der Barße." (Crull und Techen.)

Es ist zu bedauern, daß gerade dieser schöne Stein nicht als Ganzes erhalten geblieben ist und daß die Namen und Zahlen zum großen Teil unleserlich geworden sind. Der hier bestattete Jürgen kann sehr wohl unser direkter Vorfahre, Ehemann der Anna Hein, sein (3. Gener. Nr. 5). Es will nur nicht passen, daß seine Frau auf dem Stein Catherina und im Stammbaum Anna heißt. Sollte ein Schreibfehler im Stammbaum vorliegen? Im Jahre 1604 ist die zweite Frau des Ratsherrn Thomas Trendelenburg (4. Gener. Nr. 9), Anna Dröge, gestorben, das Grabgeläute für sie wurde am 2. November bezahlt, sie wird also im Oktober gestorben sein, wozu das er (nach Anno 1604) auf dem Grabstein paßt. Das Wappen der v. Eixen spricht dafür, daß auch die erste Frau von Thomas, Elisabeth v. Eixen, hier begraben ist. Der Name von Thomas selbst könnte auf dem fehlenden Stück des Steines gestanden haben (vgl. das auf S. 47 über eine Eintragung in das Grabbuch von St. Nikolai Gesagte). Anderer-

seits käme auch der Jürgen der 2. Generation (Nr. 7) in Frage. Ob seine Frau Catherina geheißen hat, ist nicht bekannt.

Bd. 55 p. 238. St. Nikolai Nr. 11 (im Chor) (lateinisch). a) Anno 1618 den 19 Decembris ist Jacob Trendelenborch christlich in godt vorstorben, dem godt gnedig sei, seines alters 32 jahr.

Zu a) ein Trendelburgischer Schild und ein zweiter, auf welchem ein nackter Mann ein Merk- oder Stundenglas hält: der Ruge (Fig. 4).

Bd. 55 p. 240. St. Nikolai Nr. 25 (im Chor) (lateinisch). Dominus Casparus Trendelenborch, rei publicae senator, obiit anno 16[6]5 d [2] Aug. aetatis [73 suae]. Gardrut von der Fers, uxor eius, obiit anno 1667 d. 4 Jan. aetatis 60 suae. Dazu die beiderseitigen Wappen. (Caspar Tr. 5. Gener. Nr. 9.)

Bd. 54 p. 128. St. Marien Nr. 143 (vor der nördlichen Halle 41, 136, **140a—149**, 160, 175—180, 212, 23*...). b) Caspar Trendelenborch, Gerdr[ut] von der Fers und iren erben. Anno [16]... (lateinisch).

Bd. 54 p. 141. St. Marien Nr. 327 (in der südlichen Abseite vor der Halle und bis zum Turm 30, 70, 95, 147, 159, 281—284, 300, **307—357**, 2*...) (lateinisch). a) Gotthart Trendelenburch, Emerentia Jörcken u. i. e. 1671. b) [Bur]gemeister Fabricius ... 1822. Von früherer Benutzung das Trendelburgsche und das von der Fehrsche Wappen. (Gotthart Tr. 6. Gener. Nr. 4.)

Bd. 54 p. 123. St. Marien Nr. 45 (im Quergang vor dem Chor **40—51**, 85a, 135, 2*...). a) gotisch. b) (lateinisch) H. Johan Jorcke und seinen erben. Anno 1639. c) Gotthart Trendelnburch, Emerentia Jorcken 1672.

Bd. 56 p. 99. St. Jürgen Nr. 30 (im Chor **1—44**, 87 ...). c) (gotisch) Hans Reimers. d) Tomas Trendelenborch. (Keine Jahreszahl. — Bei b) Peter van gulick steht die Zahl 1568.)

Bd. 54 p. 143. St. Marien Nr. 361 (im Quergang unter der Orgel 62, 65, 66, 71, 72, 84, 105, 306, **358—371**, 16*...) (lateinisch). Johann Trendelburg, Catarina Eva Rosina Geismern und ihre erben. Anno 1732.

Auf verwandte Familien bezügliche Grabsteine in Wismar.

Bd. 54 S. 148. St. Marien Nr. 37*. Cyriacus Burmeister, [rei] p. Wism. consul. Anna Catharina Elmhofs et haeredes 1673. Dazu die Wappen.

Bd. 54 S. 137. St. Marien Nr. 254. c) Hans scabbelt. d) Dominus [Hen]dericus Sc[ab]belius, Consul. (Wappen.)

Bd. 55 S. 259. St. Nicolai Nr. 20*. [Ao Christi 1600 die 30 D]ecemb. obiit pie in Christo prudentissimus consul dominus Hendericus Schabbelius.

Bd. 56. St. Jürgen Nr. 109. a) Jvrgen vam Dike und seinen erben. Anno 1621.

In allen drei Kirchen kommen wiederholt vor: Evert Elmhof, Berent Elmhof 1575. — Heinrich Elmhof ohne Jahreszahl in St. Nikolai.

In St. Marien Nr. 367. Joh. Jarchow.

In St. Marien Nr. 262. b) Daniel Thonagel, Margreta Swassen (?) u. s. c. 1674.

In St. Marien Nr. 171. F. Lucretia Schlaffs w. Schabbelin und ihren erben.

In St. Jürgen Nr. 6*. Andreas Ghise und ihren erben. Anno 1638.

In St. Jürgen Nr. 151. Peter Jordan u. s. e. Anno 1648.

Tumcke kommt nicht vor, aber mehrfach Heinrich Tamcke (oder Tampke) 1597.

Grabsteine in Greifswalder Kirchen.

Nach Pyl, Geschichte der Greifswalder Kirchen, Bd. 1—3. Greifswald 1885—87.

Kirche St. Nikolai. p. 141. Nördliche Seite Nr. 163. Trendelenburch u. E. Anno 1639.

Südliche Seite Nr. 110. D. S. u. B. q. Casp. Trendelenburg u. s. E.

Südliche Seite Nr. 220. Grab von Christoph Corswandt († 1706)[1], vermählt mit Liboria Trendelenburg (6. Gener. Nr. 12), zeigt das Allianzwappen der Corswandt und Trendelenburg in einfachen halbrunden Schildern und reichen Helmdecken (s. oben S. 10).

p. 451. Nördliche Seite Nr. 152. Liboria Trendelenburg (7. Gener. Nr. 9), verwitwete Bibow, vermählt mit Gottfr. Pyl († 1748). Der Stein trägt die Inschrift: Wittwe Pylen. Ao 1764.

St. Marien. Nördliche Seite Nr. 146. Caspar Trendelenburg senior. Anno 1729. (6. Gener. Nr. 11.)

Was die Universitätsmatrikeln in älterer Zeit anbetrifft, so kommen bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts nur die Universitäten Rostock und Greifswald in Betracht, später findet sich der Name Trendelenburg auch in Wittenberg, Königsberg, Frankfurt a. O. vertreten.

An den alten Universitäten mußten die Studenten bei der Immatrikulation, soweit sie mündig waren, vor dem Rektor einen Eid schwören, in dem sie sich verpflichteten, dem Rektor zu gehorchen und die Gesetze der Universität nicht zu verletzen. Bei jedem Namen wurde dann in der Matrikel vermerkt, ob die Eidesleistung erfolgt oder wegen Unmündigkeit unterblieben war. Es heißt immer: juravit oder: puer non juravit oder es ist der Name des Studierenden, der nicht geschworen hat, mit einem Sternchen versehen.

1) Die Familie C. war durch 11 Mitglieder im Gr. Rat vertreten. Ihr gehören 7 Grabsteine und 2 Epitaphien in St. Nikolai und 10 Grabsteine in St. Marien.

Daß viele Studierende als pueri (Knaben), die nicht geschworen haben, aufgeführt werden, hängt wohl damit zusammen, daß die jungen Leute damals die Universität in etwas früherem Alter bezogen als heutzutage. Wie noch jetzt bei den schottischen Universitäten, entsprachen die ersten philosophischen Semester mehr der Sekunda und Prima unserer Gymnasien. Weiterhin bestand die Sitte, daß die Söhne von Angehörigen der Universität und auch von anderen wohlhabenden und angesehenen Leuten, wenn sie für später zum Studium bestimmt waren, aber auch ohne dieses, sozusagen honoris causa schon als Kinder immatrikuliert wurden. Besonders in Heidelberg, Rostock und Greifswald war es Gebrauch. Noch im Jahre 1789 ließ Professor Karsten in Bützow (Rostock) die Namen seiner fünf Knaben im Alter von 8, 7, 3 Jahren, 16 Monaten und 3 Monaten in die Matrikel eintragen. War ein als Knabe immatrikulierter Student mündig geworden, oder bezog ein nur pro forma in die Matrikel eingetragener Knabe später als mündiger Jüngling die Universität zum Studieren, so fand die Immatrikulation noch einmal statt, so daß derselbe Name in der Matrikel zweimal erscheint. Caspar Tr. Anclamensis z. B. wurde in Greifswald 1664 als puer immatrikuliert und 1671 ebendaselbst als stud. theologiae. Oder derselbe Name taucht später an einer anderen Universität auf. Johannes Tr. (6. Gen. Nr. 7) und sein jüngerer Bruder Stentz, letzterer erst 5 Jahre alt, wurden 1654 als Knaben in Greifswald immatrikuliert. Johannes erscheint 1666 wieder in der Matrikel von Rostock als stud. jur., Stenz, der Kaufmann wurde, hat überhaupt nie studiert.

Die Immatrikulationsgebühren waren je nach Rang und Vermögensverhältnissen verschieden. In Greifswald bezahlten Grafen und Barone ein ungarisches Goldstück, andere Adelige ein halbes, Bürgerliche und „Plebejer" eine Mark, Bedürftigen konnten die Gebühren ganz oder teilweise erlassen werden. Oft ist neben dem in die Matrikel eingetragenen Namen vermerkt: solvit totum oder solvit totum in bono auro. (Er hat das Ganze in gutem Golde bezahlt.)

Auszüge aus Universitätsmatrikeln.

1. Greifswald (Friedländer I, S. 82, 10).

Laurencius Drendenborch de Wismaria Raceburgensis d. intit. in profesto Johannis et Pauli (25. Juni) 1482. solvit totum. (Unter dem Rektorat von Parleberch de Zundis. — (2. Gener. Nr. 3.)

Greifswald (S. 95, 20).

Nomina baccalariandorum: Laurencius Drendelenberch de Wismaria 1485. (Die lune ante festum Luce.)

Greifswald (S. 106, 40).

Promoti fuerunt septem magistri. (Darunter: Mgr. Laurentius Drendenborch. 1488. (Dekan: Matheus Wolterstorpp.)

[Balk setzt hinzu: Vikar und Procurator des St. Nikolai-Klerus zu Wismar 1794, Ratzeburger General-Official 1500—1503, Canonicus Suerinensis, gest. vor 1531.]

2. Greifswald (I, S. 150, 15).
Casperus Drendenborch de Wysmaria Raceburgensis d. 6 Aprilis 1502.
Rostock (Hofmeister II, S. 17).
Casparus Drendenborch de Wismaria. 26 April 1504. (2. Gener. Nr. 4.)
[Balk sagt: Casp. Drendenborch de Wysmaria April 1502 und fügt hinzu: Herzog Heinrichs von Mecklenburg Capellan, canon. Swerin. c. 1530 aus der Familie Trendelburg.]
3. Greifswald (I, S. 162, 10).
infrascripti sunt annotati — — —
Laurentius Drendenborch de Wismaria Ratzeburgensis d. 19 mens. Junii 1507.
Greifswald (I, S. 165, 18).
Habita fuit promotio quinque baccalariandorum feria tertia post letare (20. März) 1509. Nomina baccalariandorum: — —
Laurentius Drendenborch. Solvit totum in bono auro.
Rostock (II, S. 41).
4. Laurentius Drendelenborch de Wismaria die VI Nov. 1509. (Laurentius 3 und 4 ist wohl sicher derselbe.)
5. Rostock (II, S. 103).
Martinus Trendelenborch Wiszmariensis, 1. April 1542. (3. Gener. Nr. 3 ?)
6. Rostock (II, S. 156).
Casparus Trendelburch Wismariensis, in Maio 1565. (4. Gener. Nr. 4 ?)
7. Rostock (II, S. 244).
Petrus Trendelenborgius Wismariensis, Mense Februario 1594. (5. Gener. Nr. 11 ?)
Wittenberg.
Petrus Trendelburg Wismar. 18 April 1597.
8. Rostock (II, S. 292).
Blasius Trendelburgius Wismariensis, Mense Maio 1608 inscriptus (mit Stern versehen: non juravit).
Königsberg (I, S. 203).
Basilius Trendelburgius Wismariensis Megapolitanus. jur. 10 Apr. 1612. (5. Gener. Nr. 8. — Basilius wohl ein Schreib- oder Druckfehler.)
9. Rostock (II, S. 301).
Casparus Trendelburgius Wismariensis inscriptus 1610. Mense Junio (mit Stern). (5. Gener. Nr. 9 ?)
10. Rostock (III, S. 171).
Gotthardus Trendelburg 1652 Mense Junio.
Greifswald.
Gotthardus Trendlenburg Wismariensis Megapolitanus 27 Mai 1658. (6. Gener. Nr. 4.)

11. Greifswald (II, S. 60).
u. Johannes Trendlenburg, Stentz Trendelenburg fratres Gryphis-
12. waldenses non jurarunt quia pueri erant 1654 (mit Stern). (6. Gener. Nr. 7 u. Nr. 9.)

Rostock (III, S. 232).
Johannes Trendlenburg Gryphiswaldensis Pom. 1666 Mense Augusto. (6. Gener. Nr. 7.)

13. Greifswald (II, S. 106).
Casparus Trendlenborg (irrtümlich Strendlenborg geschrieben oder gedruckt) Anclamensis. — Pueri non jurarunt. 1664. (6. Gener. Nr. 18.)

Greifswald (II, S. 129).
Casparus Trendlenburg Anclamensis, theologiae studiosus. 19 Mai 1671.

14. Greifswald (II, S. 199).
Petrus Trendelenburg Gryphiswaldensis legum stud. inscriptus 6 Oct. 1693.

Frankfurt a. O. (Friedländer II, 45).
Petrus Trendelenburg Gryph. Pomeranus. 1697. April. (7. Gener. Nr. 19 ?)

Auf diesen Petrus Tr. bezieht sich jedenfalls folgende Notiz in der Greifswalder Matrikel vom Jahre 1696 (Friedländer II, S. 213): Facienda ulterius hic est mentio simultatis alicujus magistratum academicum inter et oppidanum ex eo capite oriundae quod rector academiae studiosum Trendelenbourgh, turbatorem securitatis viae publicae, manu militari in domo civis urbici arctiori tenuerat custodia Cui decreto iterata protestatione se opponebat tunc temporis dominus consul dicens, licet sine effectu, cum jus academiae, communicato cum dominis senioribus consilio, prosequeretur rector, unde lis mota ulterior non est. — Auf deutsch: Hier ist weiter ein gewisser Streit zwischen der akademischen und städtischen Behörde zu erwähnen, der dadurch entstand, daß der Rektor der Universität den Studiosus Trendelenburg, welcher die Sicherheit einer öffentlichen Straße gefährdet hatte, mit Militärgewalt im Hause eines Bürgers in strenger Haft gehalten hatte. Der Verfügung widersetzte sich in einem wiederholten Protest der damalige Bürgermeister, aber ohne Erfolg, da der Rektor nach Beratung mit den Herren Senioren das akademische Recht vertrat, woraus dann kein weiterer Rechtsstreit entstand.

Die Studenten trugen damals Waffen, die nur nachts zu tragen verboten war, so konnte es bei entstandenem Streit leicht zu einer „Gefährdung der öffentlichen Sicherheit auf den Straßen" kommen. Unser Petrus hat es nach diesem Vorfall, wenn er nicht etwa relegiert wurde, augenscheinlich vorgezogen, Greifswald zu verlassen und die Universität Frankfurt a. O. aufzusuchen.

15. Göttingen.
Christian Friedrich Trendelenburg aus Strelitz stud. med. 2 Febr. 1745. (8. Gener. Nr. 10.)

16. Göttingen.
Adolf Friedrich Tr. aus Strelitz, stud. jur. 2. Oct 1755. (8. Gener. Nr. 17.)

17. Bützow.
August Theodor Tr. aus Strelitz, stud. jur. Bruder des Professor Adolf Friedrich Trendelnburg. 26 April 1762. (8. Gener. Nr. 21.)

18. Göttingen.
Carl Ludwig Friedrich Tr. aus Neustrelitz, stud. theol. 19 Oct. 1768. (8. Gener. Nr. 24.)

19. Göttingen.
Theodor Friedrich Tr. aus Lübeck stud. med. 23 April 1776. (9. Gener. Nr. 10.)

20. Göttingen.
Johannes Georg Tr. aus Lübeck, stud. theol. 23 April 1776. (9. Gener. Nr. 11.)

21. Göttingen.
Caspar Heinrich Tr. aus Lübeck, stud. jur. 1. März 1778. (9. Gener. Nr. 12.)

22. Tübingen.
Fridericus Guilelmus Tr., utriusque juris studiosus Lubecensis. Aetatis 21 añ. 26 April 1782. (9. Gener. Nr. 14.)
Göttingen.
Friedrich Wilhelm Tr. stud. jur. 1786.

23. Tübingen.
Fridericus Jacobus Adolphus Lubecensis. Aetatis 20 ann. Theologiae studiosus 26 April 1782. (9. Gener. Nr. 15.)
Göttingen.
Friedrich Schack Adolf Tr. aus Lübeck. 1786.

24. Frankfurt a. O.
Otto Heinrich Gottlieb Tr. stud. jur. 1797. (9. Gener. Nr. 4.)

25. Frankfurt a. O.
Johann Friedrich Ludwig Tr. stud. jur. 1797. (9. Gener. Nr. 5.)

Da Hofmeister kein alphabetisches Register bringt, und die Liste der Immatrikulierten der in früheren Jahrhunderten von vielen Studierenden, auch aus den nordischen Ländern, besuchten Universität Rostock eine sehr umfangreiche ist, so könnte es sein, daß ich einige Immatrikulierte unseres Namens übersehen hätte.

Im Archiv der Rostocker Universität sind auch noch alte Mitgliederverzeichnisse des Chorus Pomeranorum vorhanden, einer studentischen Verbindung, deren Mitglieder meist Theologen waren, und die, anders als die übrigen Landsmannschaften, vornehmlich kirchliche Interessen pflegte. Die Verbindung hatte in der Jacobikirche auf der Empore einen „Chor" mit Sitzplätzen zur Miete, der mit ihrem Wappen geschmückt war, und

besaß in der Kirche ein Erbbegräbnis. In Krankheitsfällen sorgte sie für ihre Mitglieder (Stieda l. c.).

In die Mitgliederliste ist 1663/64 eingetragen:

Samuel Oertling Gryphenberga-Pomeranus (vgl. Kap. 7), und 1668: Johannes Trendelenborg Gryphiswald. (6. Gener. Nr. 7.) —

Die Matrikel von Jena konnte ich nicht einsehen.

Kapitel 3.

Die ersten sechs Generationen der Familie in Wismar. Stanislaus Trendelenburg in Lübeck.

Vor 1459, wo unser Stammvater Laurenz Drendenborch in den Stadtregistern von Wismar zuerst genannt wird, ist der Name unserer Familie in dortigen Urkunden nicht nachgewiesen. Aber wie aus den Matrikeln von Greifswald und Rostock (vgl. S. 37) ersichtlich ist, hat dort 1507 und 1509 ein im Stammbaum nicht aufgeführter Laurenz Drendenborch aus Wismar studiert, der nicht ein Sohn unseres Stammvaters gewesen sein kann, denn dieser hatte schon einen anderen Sohn namens Laurenz, der 1482 bis 1487 studierte und Magister wurde. Der im Stammbaum nicht aufgeführte Laurenz wird ein Neffe oder ein entfernterer Verwandter unseres Stammvaters gewesen sein, und es ist demnach wahrscheinlich, daß nicht nur ein Bruder, sondern auch schon der Vater unseres Ahnherrn in Wismar gelebt hat.

Unsere Vorfahren der ersten Generationen sind zum größeren Teil Brauer gewesen. Das mit Braukesseln versehene Haus von Laurenz in der Schurstraße wird sich immer von Vater auf Sohn vererbt haben, denn in den folgenden Generationen ist immer ein Trendelenburg in der Schurstraße ansässig. In der vierten Generation waren nachweislich zwei Häuser dieser Straße im Besitz der Familie. Das Haus von Jürgen der zweiten Generation lag in der Böttcherstraße. Neben dem Braugewerbe betrieben unsere Vorfahren auch den Handel, wahrscheinlich mit Bier, Hopfen und Malz.

Sehen wir uns in der Weltgeschichte um, so finden wir, daß unser Stammvater ein Zeitgenosse der Medizi in Florenz war, daß er die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken (1453) und vor seinem Tode wohl auch noch die erste Fahrt des Kolumbus über den Atlantischen Ozean erlebt hat. Der Bund der Hansa, dem zeitweise 90 See- und Landstädte von Reval bis Amsterdam und von Krakau bis Köln angehörten, stand noch auf der Höhe seiner Macht. Doch bald ging es abwärts. Sein Bestreben, den ganzen Handel auf der Ostsee und zwischen dem östlichen und westlichen Teil von Nordeuropa zu monopolisieren, verwickelte ihn in Kriege mit den nordischen Staaten und den mit Dänemark verbündeten

Niederländern, die mächtiger werdenden deutschen Territorialfürsten zwangen die Binnenstädte vielfach zum Austritt aus dem Bunde, der sich schließlich auf Lübeck und die sogenannten Wendischen Städte, darunter Wismar, auf Hamburg und Lüneburg beschränkt sah. In der sogenannten Grafenfehde unterlagen Lübeck unter Wullenwewer, Rostock, Wismar und Stralsund den Dänen und Schweden (1534). Unter der Regierung der Königin Elisabeth verlor die Hansa alle ihre Handelsvorrechte in England, der Stalhof, der alte Sitz der deutschen Kaufmannschaft in London (der Name kommt vom „Stälen", Färben der Wolle), wurde 1597 geschlossen. Bald wurde die Ostsee hauptsächlich von den Holländern, die Nordsee von den Engländern befahren, und wie früher der deutsche Kaufmann in England, setzte sich nun der englische Kaufmann in den deutschen Küstenplätzen fest und erschien auch auf den binnenländischen Märkten, um seine Waren, namentlich Tuche, abzusetzen. Der Dreißigjährige Krieg gab der Hansa den Rest. 1669 fand der letzte Hansetag statt. Hamburg, das vom Kriege verschont blieb und sich geschickt den Verhältnissen anzupassen wußte, blühte auf.

Erste Generation.

Laurenz Drendenborch oder Drendelenborch wird in den geistlichen Stadtbuchschriften (s. o. S. 31) als 1459 mit einem Hause in der Schurstraße angesessen aufgeführt, am 27. Oktober 1462 übernimmt er mit anderen zusammen eine Bürgschaft (Zeugebuch S. 100), 1461 und 1468 wird er im Lottregister, 1464/65 in einem Brauregister, 1475 und 1477 (ohne Vornamen) in Verzeichnissen über die Wachtabgaben genannt. — 1494 wird seine relicta (Witwe) Gertrud (ohne Vaternamen) erwähnt, er muß also in diesem Jahre oder schon früher gestorben sein.

Nach dem Stammbaum war er mit Gertrud Degener, Tochter des Bürgermeisters Thomas Degener, verheiratet. Die Familie Degener war in Wismar alteingesessen. In dem Stadtbuch A in dem Zeitraum 1260—72 ist eingetragen: Johannes parvus molendinarius inpignoravit hereditatem quam habet juxta molendinum Ciphodi Thegenardo de antiqua plathea Wissemarie, quod notum est consulibus. (Johann Klein, der Müller, schlägt dem Degener vom alten Markt in Wismar seinen Erbbesitz neben der Kiphotsmühle zu. Urkundenbuch II, Nr. 901.)

Nach der Registratur auf einer Urkunde von 1280 ist zu dieser Zeit ein Degener Bürgermeister in Wismar (ebendaselbst II, Nr. 1542): Fuerunt tunc consules in Wismaria et sunt testes — — Albertus de Gogelowe, Degenhardus dictus Boz, Wolterus de Cluze, Degenhardus in nova civitate etc. — Ferner (ebendaselbst III, 1586) steht unter einer Urkunde von 1281 als einer der Zeugen Dhegenardus de consilio civitatis Wismarie. 1282 schließt Thegenardus pistor in nova civitate mit seiner Frau einen Ehekontrakt nach Lübschem Recht ab (Stadtbuch B (Urk. III, 1604). Im Jahre 1349 stehen Hinrikus Karow und Deghenardus pistor als testamentarii unter der Stiftungsurkunde eines Wismarer Bürgers (ebendaselbst X, 7004).

Unser Ahnherr Thomas Degener gehörte also einer alteingesessenen Müller- und Bäckerfamilie an. In den Rat trat er nach Crulls Angabe 1427 ein, 1449 schied er aus dem Rat aus (s. o. in der Ratslinie S. 31), er starb 1470 (s. o. S 32 Grabstein). Er scheint also ein hohes Alter erreicht zu haben. — Ein Thomas Degener, vielleicht sein Enkel, wurde 1502 in Rostock immatrikuliert.

Zweite Generation.

Zu Catharina Garchow geb. Trendelenburg ist zu bemerken, daß der Name Garchow im alten Wismar wiederholt vorkommt. Ein Johannes Garchau, vielleicht ein Sohn von Catharina, war 1532 senior vicarius in Liebfrauen (s. bei Schröder). Sein (?) Grabstein ohne Jahreszahl befindet sich in St. Marien. —

Der M. Laurentius des alten lateinischen Stammbaums, der sine liberis, ohne Kinder, starb, ist ohne Zweifel der Laurenz Drendenborch, der in Greifswald studiert hat und dort zum Magister promoviert worden ist. Das M. soll Magister bedeuten, wie bei anderen Namen des lateinischen Stammbaums das D oder Dn vor dem Vornamen dominus bedeutet. Nach Ausweis der Greifswalder Matrikel (s. o.) wurde er 1482 in Greifswald immatrikuliert, 1485 wurde er zum baccalaureus und 1488 zum Magister kreiert. Dann lebte er als clericus und Vikar an St. Nikolai in Wismar und war zugleich als Notar und um 1500 (bis 1515?) als Generalofficial des Bischofs von Ratzeburg tätig. Später lebte er, wie sich aus einem Brief seines Bruders Caspar vom Jahre 1531 ergibt (s. u.), als canonicus (Domherr) in Schwerin und starb vor 1531.

Das lange Studium von 1482 bis 1488 entspricht dem damaligen Gebrauch. Die Bezeichnung in der Matrikel (s. o. S. 37): de Wismaria Ratzeburgensis d. ist nach Mitteilung meines verstorbenen lieben Schwagers Professor Wilhelm Fabricius in folgender Weise zu erklären: Das d bedeutet dioeceseos. In katholischer Zeit wurde neben dem Heimatsort (de Wismaria) auch die Diözese, das Bistum, zu welchem der Ort gehörte, angeführt, z. B. Vortenberch de Templin Brandenburgensis d. (aus Templin im Bistum Brandenburg), Henricus de Muntzenberg (Münzenberg) dioc. Magunt. (Mainz) usw. Wismar gehörte zum Bistum Ratzeburg.

Spuren der amtlichen Tätigkeit des Magisters Laurenz finden sich in einigen bei Schröder (Papistisches Mecklenburg II, S. 2598 und 2630) abgedruckten Urkunden. „Im Jahre 1498 hat Frau Ilsabe Nicolai Beringers, gewesenen Wismarschen Bürgers (Witwe), zu einer beständigen Memorie (Seelenmesse) in der Wismarer St. Nikolauskirche einen Hopffen-Hoff und Acker vermacht, und das Instrument hat als Notarius aufgesetzet Laurentius Drendenborch clericus Raceburg: Dioc.“ Und im Jahre 1500 wird eine Urkunde über Stiftung einer Pfründe für einen Vikar in St. Nikolai in presencia Domini Magistri Laurencii Drendenborchs curie Ratzeburgensis Officialis generalis aufgesetzt (vgl. auch Meckl. Urkundenbuch XIII, 8144).

Bischof von Ratzeburg war von 1479 bis 1511 Johannes von Parkentin, der in Rostock und in Perugia studierte, dann Pfarrer in Schönberg und 1479 Bischof wurde. —

Auch Caspar Drendenborch (2. Gener. Nr. 4), der 1502 in Greifswald immatrikuliert wurde, also etwa 20 Jahre jünger gewesen sein wird als sein Bruder Laurenz, war Kleriker. Er wurde Capellan des Herzogs Heinrich von Mecklenburg und canonicus Sverinensis. Zusammen mit dem Herzog wird er zum evangelischen Glauben übergetreten sein. Schon der Vorgänger Heinrichs, Albrecht VII., der Schöne, mit einer Tochter des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, Herzogin Anna, verheiratet, war der lutherischen Lehre zugetan und hatte 1524 einen evangelischen Hofprediger, Heinrich Möllens oder Müller in Wismar, wo er damals residierte, an der neben dem Fürstenhause gelegenen St Georgskirche angestellt. Aber erst Heinrich V. bekannte sich 1532 öffentlich zur neuen Lehre.

Das Archiv in Wismar (Tit. XX, Vol. O) enthält drei eigenhändige Briefe von Caspar, von denen zwei mit seinem Ringsiegel geschlossen waren (s. o. S. 9). Zwei Briefe vom 31. Dezember 1530 und vom 17. März 1531 sind an „Demhe durchluchtighenn hochgebarnn fursten unde heren, heren Hinrick, hertogen tho Megkelenburgk, fursten tho Wenden, grauen tho Zwerin, Rostock unde Stargardt der lande etc. heren, mynen gnedighen heren" adressiert, der dritte vom 23. März 1531 ist „Denn ersamen unde wolwisen herenn burgermeysteren unde rathmannen der stadt Wissmar denstlick gheschreuen".

Aus dem Inhalt der Briefe ergibt sich, daß Caspar außer dem canonicus Laurenz noch einen Bruder Jürgen gehabt hat, der in dem Stammbaum nicht aufgeführt ist. Diesem Bruder Jürgen, Bürger von Wismar, hatte Caspar eine größere Summe Geldes geliehen und als Bürge für ihn gutgesagt. Nach dem kürzlich eingetretenen Tode von Jürgen hatte er dann einen Teil der Erbschaft durch den Rat mit Arrest belegen lassen. Gegen die Beschlagnahme hatte die Witwe von Jürgen und ihre „Frundscopp" — genannt werden Jürgen Exen und Hans Scabbelt — Beschwerde erhoben. Caspar bittet nun den Herzog, er möge dem Rat von Wismar vorschreiben, daß der Arrest bis zur Ankunft des Herzogs in Wismar in Kraft bleiben solle. In dem letzten an den Rat gerichteten Brief ist von einem zu gütlicher Verständigung angesetzten Termin auf der Schreiberei in Wismar die Rede. Wie die Angelegenheit ihre Erledigung gefunden hat, ist nicht bekannt.

Caspar Drendenborchs Testament vom Jahre 1547 befindet sich im Geheimen und Hauptarchiv in Schwerin, ist aber seit längerer Zeit verlegt und nicht aufzufinden, so daß ich über den Inhalt leider nichts erfahren konnte. —

Marten Drendenborch (2. Gener. Nr. 5) war verheiratet mit Anna Stamer, Tochter des Senators Johannes Stamer, der zwischen 1511 und 1516 in den Rat gewählt wurde und 1521 zuletzt erwähnt wird. Mehrere Leichensteine mit dem Namen Joh. Stamer tragen die Zahl 1565, doch schließt dieser Umstand nicht die Möglichkeit aus, daß er schon früher

gestorben wäre. Stamer bedeutet der Stammler, lateinisch balbus. Im Jahre 1260 wird ein Hince Balbus bei dem Verkauf einiger Hufen erwähnt (M. Urk. II, 854).

Marten ist 1528 oder schon früher verstorben. Denn in diesem Jahre empfing Jürgen für sich und seine Brüder von Hans Reincke als Ehemann der Anna, Witwe Martin Drendenburges, eine kleine Lade mit Silberzeug und verzichtete auf alle weiteren Ansprüche (augenscheinlich Erbansprüche — Zeugebuch Bl. 247).

In dem alten Stammbaum sind nur drei Söhne unseres Stammvaters Laurenz, der Magister Laurentius, der Domherr Caspar und Marten, aufgeführt, und unser direkter Vorfahre Thomas der dritten Generation des alten Stammbaums ist als Sohn von Marten eingetragen. Beides ist augenscheinlich unrichtig. In Caspars Briefen wird, wie wir eben sahen, ein vierter Bruder Jürgen erwähnt, zu diesem kommt noch ein fünfter Bruder Thomas, und es ist anzunehmen, daß dieser Thomas mit dem im alten Stammbaum nicht als Bruder, sondern als Sohn von Marten aufgeführten Thomas identisch ist.

Was zunächst Jürgen betrifft, den ich im revidierten Stammbaum als siebenten in der zweiten Generation eingefügt habe, so hatte er 1521 ein Haus in der Böttcherstraße. Am 14. Februar und 26. März 1528 wehrt er sich vor dem Rate mit Erfolg dagegen, daß ein Hopfenhof seines Bruders Thomas als verfolgtes Pfand an Blasius Malchow übereignet werde (Zeugebuch Bl. 232f., 238f.). Sonnabendes am hilligen pinxten 1528 erscheint er als Vollbruder des Domherrn Caspar zu Schwerin und des Wismarschen Bürgers Thomas. Er starb 1530. Seine Witwe begegnet an verschiedenen Stellen der Zeugebücher ohne Vornamen und Familienbezeichnung. Wenn der Grabstein in St. Nikolai Nr. 10* (Jurien Tr—lenborch) der seinige ist, hieß seine Frau Catherina und starb 1564.

Für die Annahme, daß der fünfte Bruder, Thomas, mit dem im alten Stammbaum irrtümlich als Sohn von Marten aufgeführten Thomas identisch ist, spricht vor allem, daß in den Aufzeichnungen von Stenz Trendlenburg (vgl. S. 28) und in den Personalien der Leichenrede von 1668 (vgl. S. 51) ein Marten in der Reihe der Vorfahren gar nicht genannt und Thomas nicht als Enkel, sondern als Sohn des Stammvaters Laurenz aufgeführt wird. Auch passen sämtliche chronologische Daten nur dann ungezwungen zueinander, wenn man, wie ich es in dem revidierten Stammbaum gemacht habe, Thomas mit seinen Deszendenten um eine Generation in die Höhe schiebt. Dann kommen z. B. gleich die beiden Schwiegerväter von Marten und von Thomas, Stamer und Bösel, in ein natürliches Verhältnis zueinander. Beide sind zur selbigen Zeit Senatoren geworden, waren also wohl etwa gleichaltrig. Jetzt sind sie die Schwiegerväter von zwei Brüdern, während nach dem alten Stammbaum der Eine Schwiegervater vom Vater und der Andere Schwiegervater vom Sohn gewesen wäre.

Thomas besaß 1498 ein Haus in der Schurstraße, vermutlich das Haus seines Vaters Laurenz mit der Brauerei, 1528 wird sein Hopfenhof

erwähnt (s. o.). Er war also wahrscheinlich Brauer. Seine Frau Margaretha war die Tochter des Senators Bösel, der ebenso wie Stamer zwischen 1511 und 1516 gewählt wurde und nach der Inschrift auf dem Grabstein in St. Marien 1536 verstorben ist. Der Vorname des Senators Bösel ist Georg, nicht Thomas, wie der alte Stammbaum irrtümlich angibt, in dem Stettiner Exemplar des Stammbaums heißt er auch Georg.

Ob die Reihenfolge der fünf Brüder, Laurenz, Caspar, Marten, Thomas, Jürgen, dem Alter nach die richtige ist, muß dahingestellt bleiben. Wahrscheinlicher ist, daß Caspar, der sein Studium 20 Jahre später begann als Laurenz und 1547 noch am Leben war, der Jüngste gewesen ist.

Dritte Generation.

1. Die Kinder von Marten Trendelenburg.

Der Ehemann von Catharina Tr., Johannes Schabbelth (Schabbel, Scabbel, Scabell), wurde 1553 Ratsherr. Er starb nach Crulls Angabe 1556.

Sohn, Enkel, Urenkel von Johannes Scabell waren, wie er selbst, Ratsherren. Der Sohn Henrikus, gewählt im Oktober 1579, gestorben 1600, ist der Erbauer des stattlichen Scabellschen Hauses in Wismar (s. o. S. 24), der Enkel Jacobus wurde gewählt 1625 und starb 1660 70 Jahre alt, der Urenkel Henrikus wurde gewählt 1660 und starb 1677. Auf die Verschwägerung der Familie Scabell mit den Ratsfamilien Zachow, Elmhoff, Stüve, v. Restorff, Make, Burmeister und die zahlreichen in dem alten Stammbaum aufgeführten Deszendenten von Johannes Scabell und Catharina Trendelenburg gehe ich nicht näher ein. Die Angaben des Stammbaums finden ihre Bestätigung in der Ratslinie. —

Über Hans Trendelenburg ist nichts bekannt. Vielleicht hatte er einen Sohn Hermann (s. u. im Anhang).

Marten ist wahrscheinlich identisch mit dem Martinus Trendelenborch, der im April 1542 in Rostock immatrikuliert wurde, und für den 1565 das Grabgeläute in Wismar bezahlt worden ist.

Blasius hatte 1549 ein Haus in der Schurstraße. Das Grabgeläute für ihn wurde bezahlt am 13. Juli 1557.

2. Der Sohn von Thomas Trendelenburg.

Jürgen Trendelenburg, unser direkter Vorfahre (3. Gener. Nr. 5), war „vornehmer Kaufmann und Brauer". Er war verheiratet mit Anna Hein, Tochter von Jürgen Hein und Schwester des Arztes und Physikus Dr. Nikolaus Hein. — Der Name Hein, fast immer mit dem Vornamen Nikolaus, kommt häufig vor. Ein Physikus Hein ist in Wismar aber nicht nachweisbar. Ein Nicolaus Heinius Wismariensis wurde 1600 in Rostock immatrikuliert, 1619 bis 1635 kommt ein Arzt dieses Namens in Wismar vor, vielleicht ist dieses derselbe Mann und ein Enkel des Physikus.

Vierte Generation.

1. Kinder von Blasius Trendelenburg.

Die Kinder von Blasius (3. Gener. Nr. 4) betreffend ließ sich folgendes feststellen:

Anna (4. Gener. Nr. 3), welche mit Hans vam Dike verheiratet war, ist 1610 oder schon früher verstorben (s. u. bei Caspar). Ihr Mann starb 1582 oder 1583 (s. u. bei Blasius). —

Caspar (Nr. 4) ist wohl sicher der in der Ratslinie aufgeführte dominus Jasper Trendelburgk, der am 19. März 1593 in den Senat gewählt und 1606 Bürgermeister wurde. Wegen „übler Administration von Kirchengut" wurde er 1618 abgesetzt (Crull). Dieser Umstand könnte der Grund sein, dessentwegen ihm im Stammbaum der Titel Senator und Bürgermeister nicht beigegeben ist. 1565 war er in Rostock immatrikuliert worden. Grabgeläute wurde für ihn bezahlt am 20. April 1620, für seine Frau am 9. Mai 1614. — In dem gegenseitigen Testament des Bürgermeisters Kaspar Tr. und seiner Ehefrau Gertrud Renwert vom 26. Februar 1610 (eröffnet am 21. Juli 1614 und am 12. Mai 1620) erklärt Kaspar für seine nächsten Erben seinen Bruder Blasius und die Kinder seiner seligen Schwester Anna mit Hans vam Dike: Jürgen, Blasius und Margarete; die Ehefrau Gertrud erklärt Jochim Goldtsteder für ihren Erben. Gertrud nennt als ihren früheren Ehemann Matthias Evers. — In einer Verhandlung am 10. Juli 1621 (Zeugebuch Bl. 238) erscheinen dann als Erben Blasius Trendelburg, Jürgen vom Dike und Jochim Goldstede. — Die drei Kinder von Hans vom Dike waren Caspars Mündel (s. u. bei Blasius). — Bei den Familienpapieren befinden sich zwei Quittungen aus den Jahren 1604 und 1605, die von Caspar als Verweser der Almosentafel geschrieben und mit seinem Ringsiegel versehen sind (Fig. 6).

Von Jakob Trendelenburg (4. Gener. Nr. 5) ist nur bekannt, daß er 1604 gestorben ist. Die Jahreszahl ist in dem alten Stammbaum angegeben, und es stimmt damit überein, daß das Grabgeläute für ihn am 18. September 1604 bezahlt wurde. —

Blasius (4. Gener. Nr. 6) hatte 1575 ein Haus in der Schurstraße. Die Brüder Jasper und Blasius Trendelborg werden am 27. Februar 1583 Vormünder der Kinder des Hans vom Teiche: Jürgen, Blasius, Ännchen (Tit. XX, Vol. J.). — (Im Stammbaum heißt das dritte Kind, wie in dem Testament Kaspars, nicht Ännchen, sondern Margarete.) — Blasius Tr. und Jochim Osterstock sind Schwäger, sie vertragen sich am 21. August 1621 über den Nachlaß der Witwe Jochim Osterstocks.[1]) Für Blasius wird Grabgeläute bezahlt am 18. Mai 1625, für seine Hausfrau am 10. November 1624.

Seine Kinder Caspar, Catharina (vermählt mit Claus Köppe) und Lucretia werden erwähnt (Stadtbuchschrift von 1626 Exaltationis sanctae crucis). Im Stammbaum steht an Stelle der als unmündig bezeichneten Lucretia die Tochter Beata, unverheiratet gestorben.

---

1) Vgl. im Anhang: Zu S. 46.

2. Söhne von Jürgen Trendelenburg.

Jürgen der dritten Generation hatte dem alten Stammbaum zufolge nur drei Söhne: Jürgen, Peter, Thomas. Ihnen muß, wie wir sehen werden, noch ein vierter, Stanislaus, hinzugefügt werden.

Von Jürgen und Peter haben wir nur die Namen. —[1])

Thomas besaß ein (oder das?) Haus in der Schurstraße 1581. Er wurde 1587 Senator und unterschrieb als solcher den am 16. März 1600 zwischen Rat und Bürgerschaft abgeschlossenen Vertrag (s. bei Schröder). An seinem Kirchenstuhl in St. Georg ist das Familienwappen angebracht.

Thomas war dreimal verheiratet.

Seine erste Frau wird nicht Elisabeth v. Eichen geheißen haben, wie der alte Stammbaum angibt, sondern Elisabeth von Eixen. Denn auf dem Familiengrabstein in St. Nikolai ist neben unserem Wappen das Wappen der v. Eixen angebracht. Der Name der alteingesessenen Wismarer Familie wird auch Ekkesen, Eksen, Ecse, Iccen geschrieben. Sasse de Exzen kauft der Heiligen Geist-Kirche eine Mühle ab und verkauft sie 1348 an Johan Molner de Metenstorpe (M. Urk. IX, 6548 u. X, 6828). Hermannus de Exzen kauft zusammen mit einem anderen ein Schiff 1348 (ebend. X, 6867). Ein Henricus Exen ist 1451 Bürgermeister, ein Nicolaus Eksen de Wismaria wird 1458 in Rostock immatrikuliert. Ein Jürgen Exen wurde oben (S. 43) als zur Freundschaft der Witwe von Jürgen Drendenborch gehörig erwähnt. — Das Grabgeläute für die erste Frau von Thomas Trendelenburg wurde in St. Georg am 12. Dezember 1600 bezahlt.

Die zweite Frau von Thomas war Anna Dröge, welche aber schon 1604 verstarb (Grabgeläute am 2. November 1604 bezahlt). Als Thomas sich 1606 zum drittenmal verheiraten wollte, bestimmte er das Erbteil seines unmündigen Sohnes Daniel aus der zweiten Ehe und schloß später 1611 mit dessen Vormündern einen neuen Vertrag (Tit. XX, Vol. H d. Wism. Arch.).

Die dritte Frau von Thomas war Margareta Röle, Tochter des „vornehmen Kaufmanns" Stentz Röle in Hagenow. Sie lebte bis 1668 (vgl. die Leichenrede auf ihren Sohn Stentz. — Grabgeläute bezahlt am 27. März 1668). — Eine 1670 eingetragene Schrift des Grabbuchs von St. Nikolai sagt: „[Grab] Nr. 39 gehört sehl. Margaretha Röelen alß sehl. H. Thomae Trendelnborgs Wittwen erben, in specie sehl. Stentz und Caspar der Trendelnborge zu Greiffswald und Ancklam, wie auch Margarethe Trendelnborgs, sehl. Andres Giesen wittwen gesamten erben erbfalsweise, vermöge H. Thomas Trendelnborgs darauff befindl. nahmen von langen jahren." Wahrscheinlich bezieht sich diese Eintragung auf den schönen, jetzt leider nur zum Teil erhaltenen und an den wichtigsten Stellen unleserlichen Grabstein von Jürgen Tr. und seiner Frau Catherina. Wie oben bei Besprechung der Grabsteine (s. S. 33) auseinandergesetzt wurde, ist dieser Jürgen wahrscheinlich der Brauer aus der Böttcherstraße, die dann genannten Frauen werden die Elisabeth v. Eixen und Anna Dröge

1) Vgl. im Anhang: Zu S. 47.

sein, der Name von Thomas wird auf einem fehlenden Stück gestanden haben. Das Grab ging durch Erbschaft von dem Vater Jürgen auf den Sohn Thomas und dann auf dessen Witwe Margarete Röle und ihre Erben über. Zu diesen Erben kam aber auch Caspar in Anklam als Enkel von Jürgen. —

Der Senator Thomas Trendelenburg starb im Jahre 1617. —

Zu der vierten Generation gehört dann noch ein Stanislaus Trendelenburg, der als civis primarius in Lübeck gelebt hat und mit einer Lübecker Bürgerstochter, Catharina Strelen, verheiratet war, der in unserem Stammbaum aber merkwürdigerweise nicht aufgeführt ist. Daß er aber existiert hat und der Vater des Anklamer Gewürzhändlers Caspar Tr. (5. Gener. Nr. 22), also unser direkter Vorfahre gewesen ist, kann nach dem Titelblatt der Carmina, die zu Caspars Hochzeit gedruckt worden sind, und deren Abschrift aus den vitae Pomeranorum ich von der Greifswalder Bibliothek erhielt, nicht bezweifelt werden. Das Titelblatt lautet: Nuptiis Auspicatissimis Spectatissimi et Praestantissimi Viri Dn. Caspari Trendelenburgii, Civis et Mercatoris Anclamensis Primarii Spectatissimi et Praestantissimi Viri Dn. Stanislai Trendelenburgii b. m. civis Travâ Lubecensis Primarii ex Catharina Strelen Cive Lubecensi filii et Lectissimae et Pudicissimae Virginis Dn. Catharinae Glanten Patriciae Anclamensis — — — — Divinam Benedictionem his carminibus Gratulatoriis ex animo precantur Cognati, Affines, Amici.

Die Spur dieses Stanislaus Tr. in den Bürgerlisten des Lübecker Staatsarchivs aufzufinden, ist bisher leider nicht gelungen.

Wohl sicher ist Stanislaus ein Bruder des Senators Thomas gewesen und von Wismar nach Lübeck übergesiedelt. Seine nahe Verwandtschaft mit Thomas ergibt sich daraus, daß sein Sohn, der Gewürzhändler Caspar, in den Hochzeitsgedichten als frater des Greifswalder Stenz Tr. (5. Gener. Nr. 17) bezeichnet wird, der sicher ein Sohn von Thomas Tr. gewesen ist. Auf den ersten Blick schien mir dies sogar wiederum für die Richtigkeit der Stammbaumangaben zu sprechen. Der Widerspruch löste sich, als ich im Lateinischen Lexikon fand, daß frater nicht nur Bruder, sondern auch Vetter bedeuten kann. Caspar (5. Gener. Nr. 22) war also nicht der Bruder von Stenz (Nr. 17), wie der Stammbaum angibt, sondern sein Vetter, die Väter der beiden waren Brüder.

Daß der Stammbaum unrichtig ist, ergibt sich auch aus dem Umstand, daß in einem der Hochzeitsgedichte auf die grauen Haare und das hohe Alter des Bräutigams angespielt wird. Wenn aber, wie der Stammbaum angibt, Caspar der jüngere Bruder des 1607 geborenen Greifswalder Stenz Tr. gewesen wäre, so hätte er zur Zeit seiner Hochzeit 1644 höchstens 36 Jahre alt sein können, als Vetter konnte er wesentlich älter sein.

Wir werden also kaum irren können, wenn wir unseren vorher verschollenen und nun aus den Hochzeitskarmina wieder aufgetauchten Vorfahren Stanislaus Tr. in Lübeck als Bruder des Senators Thomas in die vierte Generation des Stammbaums aufnehmen.

Fünfte Generation.

In der fünften Generation finden wir, abgesehen von den schon erwähnten drei Kindern der Anna vam Dike (geb. Tr.), Jürgen, Blasius und Margarete vam Dike, Kinder von Blasius, von Thomas und von Stanislaus Tr.

1. Kinder von Blasius Trendelenburg.

Joachim kam bei einem Schiffbruch um.

Daß Catharina, verheiratet mit Claus Köppe, in einer Stadtbuchschrift von 1626 als Tochter von Blasius genannt wird, ist schon bei Blasius erwähnt. Dem Namen Köppe begegnet man nicht selten, 1694 auch in der Ratsliste. 1658 kommt ein Brauer Adam Köppe vor. —

Auch, daß die zweite Tochter wahrscheinlich nicht Beata sondern Lucretia geheißen hat, wurde schon gesagt. Jakob starb nach der Inschrift auf seinem Leichenstein in St. Nikolai am 19. Dezember 1618, 32 Jahre alt, war also geboren 1586. Das Grabgeläute wurde bezahlt am 22. und 23. Dezember 1618 (in St. Marien und St. Georgen). Er war verheiratet mit Anna Ruge. Daß der Name der Frau nicht Runge, sondern Ruge ist, war schon deshalb anzunehmen, weil auf dem Grabstein neben dem Trendelenburgischen Schild das Wappen der Ruges angebracht ist. Die Vermutung, daß der Stammbaum den Namen infolge eines Schreibfehlers falsch angegeben hat, fand Bestätigung durch das Zeugebuch (Bl. 221): Am 17. Januar 1621 erscheint Anna Ruge als Witwe. — Blasius wurde in Rostock im Oktober 1608 und in Königsberg am 10. April 1612 immatrikuliert. Nach Angabe des Stammbaums starb er in Königsberg, wahrscheinlich also als Student. —

Caspar starb nach der Inschrift des Leichensteins in St. Nikolai am 2. August 1665 im Alter von 73 Jahren, war also geboren 1592. 1610 wurde er, noch unmündig, in Rostock immatrikuliert. Er wurde zum Senator gewählt 1643. — Seine Frau Gertrud von der Fehr starb am 4. Januar 1667 60 Jahre alt, war also geboren 1607. Das Grabgeläute für den Mann wurde am 8. August 1665, das für die Frau am 11. Januar 1667 bezahlt. Der Name von der Fehr (von der Vehr) kommt in Wismar schon 1250 vor, wo ein Joannes de trajecto (Hans von der Fähre) als Käufer eines Hauses genannt wird. 1635 wurde ein Eberhard von der Fehr in den Rat gewählt. — Das Lübecker Exemplar des Stammbaums sagt: „Caspar, Apotheker zu gr. Warien und Ratsverwandter". Gemeint ist nach Techen das Städtchen Warin, 20 km südöstlich von Wismar.

2. Kinder des Ratsherrn Thomas Trendelenburg.

a) Aus erster Ehe.

Über diese drei Söhne und drei Töchter läßt sich nicht mehr beibringen als in der Stammtafel angemerkt ist.

b) Aus zweiter Ehe.

Daß Daniel 1606 und 1611 als unmündiger Sohn der Anna Dröge erwähnt wird, wurde schon bemerkt. Vermutlich starb die Mutter im Wochenbett.

c) Aus dritter Ehe.

Stens, geb. den 21. August 1607, ließ sich 1636 als Gewürzhändler in Greifswald nieder und wurde der Begründer der Greifswald-Stettiner Linie der Familie. Ihn und seine Deszendenten werde ich in einem besonderen Kapitel besprechen. —

Der alte Stammbaum führt als Kinder dann noch Caspar, Margareta, Paschen, David und Engel auf. Von diesen muß, wie schon gesagt, Caspar als Sohn des Lübecker Stanislaus hier gestrichen werden. Margareta, als Witwe von Andreas Giese, kommt 1670 in dem Grabbuch von St. Nikolai vor (s. o. S. 47).

3. Der Sohn von Stanislaus Tr. in Lübeck, Caspar.

Caspar, Gewürzhändler in Anklam, ist unser direkter Vorfahre. Von ihm wird später die Rede sein.

Die sechste Generation in Wismar.

In Wismar wird die sechste Generation durch fünf Kinder des Senators (und Apothekers?) Caspar und seiner Frau Gertrud repräsentiert. Über sie ist wenig bekannt.

Für „Beatha Trendelenburges, Hinrich Tampen (richtig: Tampken) geweßene Hausfrauen" wird das Grabgeläute am 7. März 1664 bezahlt.

Gotthard wurde in Rostock immatrikuliert 1652 und in Greifswald 1658. Auf zwei Leichensteinen mit seinem und seiner Frau Emerentia Jörcken (Jorcke) Namen stehen die Zahlen 1671 und 1672.

Martin fehlt in unserem Exemplar des alten Stammbaums, findet sich aber in dem Lübecker Exemplar. Nach dieser Quelle war er Pastor, sein Sohn Abraham war Propst in Plauen und starb 1710, dessen Sohn, ebenfalls Abraham, geb. 1686, war 1712 Pastor zu Peine und starb 1756. Der letztgenannte hatte einen Sohn, der wieder Abraham hieß, und eine Tochter Beata.

Kapitel 4.

Der Greifswald-Stettiner Zweig der Familie.

In dem nach Greifswald und später (über Anklam) nach Stettin übergesiedelten Zweig der Familie ist der Kaufmannsstand bis in die 11. Generation vorherrschend geblieben. Angehörigen dieses Zweiges gehören die in Greifswalder Kirchen befindlichen Grabsteine an (vgl. S. 35).

Durch die Inschrift des ältesten Steines in der Marienkirche wird bestätigt, daß die Übersiedelung vor 1639 erfolgte. Hier wird der Begründer dieses Familienzweiges Stentz Trendelenburg (5. Gener. Nr. 17) begraben liegen.

Über diesen Stentz erfahren wir einiges aus der in den vitae Pomeranorum enthaltenen Leichenrede vom Jahre 1668.

Auf dem Titelblatt der gedruckten Rede heißt es: „Das ist Vergnügte Kaufmannschaft und Gewinn gläubiger Christen und eine köstliche Perle, dabey ihnen im Leben und Todt wol seyn kann. Aus dem H. Evangelisten Matthaeo am 13. V. 45. 46.[1])

In unser Haupt-Kirchen allhier zu St. Niklas gezeiget und fürgestellet den 31 Augusti lauffenden 1668 Jahres. Bey rühmlicher Volckreicher Leichbestätigung des Weiland WolEhrenVesten, VorAchtbaren und Wolfürnehmen Herrn Stentz Trendlenburges, Der Kramer Companey wolverordnet gewesenen Altherrns und Kauffhandelers wie auch 24 jährigen Provisoris des Waisenhauses allhie in Greiffswald, Und auff Begehren zum Druck befordert von M. Nicolao Alberti, Archidiacono bey S. Niclaus und Rev. Ministerii Seniore. Greiffswald, Gedr. durch Matth. Doischern, Acad. Buchdr." — Die Rückseite des Titelblattes trägt eine Widmung an die Witwe und die Kinder: Johanni Trendlenburges L. L. studioso, Stentz Trendlenburg, jetzo in Hamburg dem Kaufhandel obliegend, Elisabeth Trendlenburges, Caspar Trendlenburg, Liboria Trendlenburges.

Die Predigt über den oben angegebenen Text nimmt 33 Seiten ein. Sodann folgen Angaben über den Lebenslauf des Verstorbenen.

„Personalia. Was des sehligen Herrn Stentz Trendelenburg dessen entseelten Körper mit häuffigen Thränen die nahe Anverwandten und andere mitleidende Freunde und Christen bis an seine Ruhestätte gebracht ehrliche Ankunfft christlich geführten Wandel und darauf erfolgtes sehliges Ende betrifft, so ist derselbe anno 1607 den 11. Augusti zu Wismar von christlichen und fürnehmen Eltern und Voreltern und aus einer alten Familie an dieses Tageslicht entsprossen und geboren worden."

Hier folgt die Aufzählung der Vorfahren, die wir schon oben in der Abschrift von Stentz Tr. dem Enkel kennengelernt haben. Die Namen der Vorfahren sind geschrieben: Margareta Rölin († 1668), Jürgen Trendelenburg, Anna Heins, Stentz Röhle, Margaretha Peters, Thomas Tr., Margareta Bösels, Georg Bösel, Laurentz Tr., Gerdruth Degners, Thomas Degner, Ignatius Röle, Anna Wartenberg, Hans Peters, Margaretha Siegebaden. (Marten Trendelenburg als Sohn von Laurentz und Vater von Thomas fehlt auch hier wie in den Aufzeichnungen von Stens, vgl. S. 28.)

Der Text fährt dann fort: „Als nun von solchen vornehmen Eltern und VorEltern unser sel. Mitbruder in diese Welt gezeuget, folgends dem

1) Die Verse lauten: Abermal ist das Himmelreich gleich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte.
Und da er Eine köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte dieselbige.

Herrn Christo einverleibt durch das Band der heil. Taufe auch darauff sowohl daheim als in anwesender Stadt Schulen, wobey dazumalen des sel. verstorbenen Schwester Mann Herr M. Samuel Gervesius Rector gewesen wie auch sein Päthe in aller Gottesfurcht u. in den Studiis u. freien Künsten, dazu er große Beliebung Anfangs getragen, unterrichtet worden. Als nun sein sel. Herr Vater nebst dem Rector Scholae mit Tode abgegangen u. d. selige Frau Mutter in d. betrübten Wittwenstand versetzt (1617), darinnen auch eine Widerwärtigkeit nach der anderen empfinden müssen, hat dieselbe auf Einrathen ihrer nächsten Anverwandten ihre vorher gehabte Meinung geendert u. ihn zur Kauffmannschaft gewidmet derohalben auch in die Rechen u. Schreibschule gesandt, u. wie er darin ziemlich profitieret nacher Lübeck geschickt u. allda einem vornehmen Kaufmann u. Gewürtshändler namens Herrn Heinrich Freytag unter Händen gegeben, bey welchem er nicht allein seine behandelten sieben Dienstjahre ehrlich ausgehalten, besondern sich darin also beliebt gemacht, daß der sel. Herr Freytag ihn durchaus nicht dimittiren wollen, sondern für einen Gesellen in Dienste genommen u. annoch neun Jahr behalten, in welcher Zeit er dann denselben, weil er ein Mann von großem Handel gewesen, an weit abgelegene Ohrter als nacher Holland, Finland, Schweden und Rusland gesandt u. unterschiedene wichtige commissiones aufgetragen, die er auch durch Göttliche Verleihung u. seinen unverdrossenen Fleiß zu seines sel. Herrn Patronen Vergnügen dergestalt abgeleget u. verrichtet daß er ihn sehr lieb gewonnen u. allda in Lübeck sich niederzulassen animieret, dabei auch alle mügliche Hülfe und künftige Befoderung wiederfahren zu lassen promittieret. Ob er nun wohl an dem Ohrte zu bleiben anfangs entschlossen gewesen, gestalt er sich dann auch zu dem Ende allda bey der Cramer Compagney bereits angegeben gehabt, so ist er doch nachmals schlüssig geworden vorhero eine Reise nacher Pommern zu thuende u. wie bey seiner Anherokunfft ihm insonderheit allhie (in Greifswald) der Handel nicht übel gefallen, hat er sich eines Andern bedacht und Anno 1636 d. 18ten Oct. sich allhie zu Bürgerrecht niedergelassen, darauff auch sofort die Cramer Compagney gewonnen, eine eigne Gewürtslade angerichtet, ob es ihm nun wohl dazumahlen, insonderheit wegen der gefährlichen Kriegszeit und dabei vorgegangenen fast ohnerträglichen Ausgaben sehr beschwärlich gefallen[1]), so hat er doch sothane seine Nahrung bey sieben Jahre unverheuratet fortgesetzet.

Anno 1643 als er vermerket daß die Haushaltung ohne Gesellinne sich also weiter nicht wohl u. nutzlich könnte führen lassen, seine sel. Frau Mutter auch, welche annoch beim Leben war u. in diesem Jahr 1668 zu Wismar diese Welt gesegnet hat, die Verehligung ratsamst befunden, hat er sich mit der damals viel Ehr- u. Tugendsamen Jungfer Anna Gültzowin, des weil. Wohlehrenfesten Vorachtbar- u. Wohl gelahrten sel. Herrn Johannes

1) Die Stadt litt sehr unter den Ausschreitungen der schwedischen Besatzung. Im November 1637 wurde z. B. das Kloster Eldena in Brand gesteckt und zerstört, die Waldung verwüstet.

Gültzowen weil. gewesenen vornehmen Kaufhändlers u. Brauers Ehelichen Tochter, nunmehro aber von Hertzen hochbekümmerten u. betrübten Frau Wittwe, nach gebührender Anwerbung bey dero hochgeehrten Herrn Vormündern wie auch nechsten Herrn Anverwandten u. Freunden in ein Christliches Ehe Gelübde begeben u. d. 6 September selbigen Jahres sich dieselbige an diesem Orte öffentlich copuliren u. vertrauen lassen. Gleich wie er nun derselben mit ungeferbter Liebe in wehrendem Ehestande treulich beygewohnt, sie auch hinwieder als eine Gottesfürchtige, fromme und keusche Ehefrau denselben venerieret und geehret, so ist auch ihr Ehebette glücklich gesegnet, ihre Nahrung u. Wohlstand vermehret u. Gottes Gnade u. Gut so reichlich bei ihnen verspüret, daß sie 9 Kinder als fünf Söhne und 4 Töchter mit einander gezeuget: — —"

Es folgt die Aufzählung der Kinder, eine langatmige Auseinandersetzung über den christlichen Wandel des Verstorbenen und ein Bericht über seine letzten Tage und seinen Tod.

Über die Lehrjahre bei dem Kaufmann Freitag findet sich folgende Eintragung in dem Archiv der Krämer-Kompagnie in Lübeck:

Nr. 125. Buch enthaltend Aufzeichnungen verschiedenen Inhalts, 1573 beginnend. S. 41b:

Ao. 1625 ad. 6. may heffet Hinrich Fridach sinen Deiner laten schriben mit namehn stenzell trendelnborch von der Wismar bortig, den ehr angenommen hefft Ao. 1622 auff michali ihme zu dienen for einen Jungen 10 Jahr, solches hefft der Junge hir angelobedt daß ehr sinen hern will treulich undt redtlich deinen

Bekennt solches mit sine Eigen handtt (gez.) Stenß trendelenborch min Egen handt 1634: 16. May Berichtet Hinrich Freidach das Sein dener ihme Erlich und redelich hatt Seine Zeitt gedehnet.

13. Seite vom Schluß: Ao 1636 ad 12 Mertzi hat Stentz Trendenborgh thom ersten mall geesschet (sich zur Aufnahme gemeldet).

Daß Stenz nach seiner Lehrzeit in Lübeck und seinen Reisen in das Ausland nicht wieder nach Wismar zurückgekehrt ist, sondern sich in Greifswald niedergelassen hat, wird mit dem Verfall seiner Vaterstadt während des 30jährigen Krieges zusammenhängen. 1627 wurde Wismar von den Kaiserlichen Truppen besetzt, 1629 der Hafen durch die Schweden gesperrt, wodurch „der Spanische Handel gänzlich zu Grunde ging". Bis zur Befreiung der Stadt durch die Schweden 1632 hatte die Stadt 171899 1/2 Reichstaler durch die Kaiserlichen eingebüßt, von 1627—1633 hatte kein Schiff im Hafen die Anker gelichtet. Nicht mehr als 300 Bürger waren übrig geblieben. Bei Schröder heißt es: 1630 sqq. haben die Kayserlichen in Wismar so haußgehalten, daß ein Haus nach dem andern verwüstet worden. Man hat damahlen unter ander aus der Lübschen durch die Böttcher- und Breiten Straße bis in die Grube über lauter wüste Stellen gehen können und ist die Ruinierung der Häuser auf 150000 Rthlr. geschätzet worden." Die Stadt wurde also grade in dem Viertel besonders mitgenommen, in dem die trendelenburgischen Familien ihre Häuser hatten.

Über seinen Sohn, den Senator Stentz Trendelenburg in Greifswald (6. Gener. Nr. 9) gibt ein Lateinisches Programm Auskunft, durch welches der Rektor der Universität, A. J. v. Krakewitz die akademischen Bürger zu der am 20. Februar 1722 stattfindenden Leichenfeier für den wohlverdienten Senator der Stadt Stanislaus Trendelburg einladet. (Vitae Pomeran. Bd. 38).

Aus dem Inhalt des Programms und den herbeigezogenen Bibelsprüchen ersieht man, daß der Verstorbene ein guter Geschäftsmann und wohlhabender Kaufmann war, daß er aber seine Geschäfte in vornehmer Gesinnung betrieb und immer das allgemeine Beste im Auge behielt. Die längere Betrachtung schließt mit den Worten des Psalmisten (Psalm 112. V. 5) „Wohl dem, der barmherzig ist und gerne leihet und richtet seine Sache aus, daß er Niemand unrecht tue."

Über seinen Lebenslauf wird berichtet, daß er 1649 geboren wurde, in der Jugend soweit Latein lernte, daß er Lateinisch sprechen konnte, daß er dann „auf Anregung irgend eines Hamburgers" nach Danzig und anderen Städten ging und sich für den Kaufmannsberuf begeisterte. Zu seiner Ausbildung schickten ihn die Eltern nach Wismar und dann nach Hamburg zu einem Kaufmann Christian Hübner in die Lehre, bei dem er 7 Jahre lang blieb. Nach dem Tode des Vaters kehrte er nach Greifswald zurück, machte Reisen nach Schweden und Norwegen und verheiratete sich 1678 in Greifswald mit der einzigen Tochter des Kaufmanns Corswandt. Der Ehe entsprossen 9 Kinder, deren Namen angeführt werden (vgl. den Stammbaum). 1709 wurde Stentz Tr. in den Senat gewählt. Als die Russischen und Sächsischen Truppen Greifswald besetzt hatten, wurde er zusammen mit einigen anderen Ratsherren und vornehmen Bürgern zum Zweck der Erpressung einer hohen Kontribution von der Stadt über 4 Monate lang in harter Gefangenschaft gehalten. Das Nähere darüber, sagt der Rektor, sei allgemein bekannt. Stentz Trendelenburg starb am 9. Februar 1722.

Der Schwiegervater von Stens Tr., der Kaufmann Hieronymus Corswant war der Enkel von Caspar Corswant, der seinerzeit als Gewandhändler nach Lübeck gegangen war; daher die Bezeichnung in den alten Aufzeichnungen: „aus der Lübecker Linie". Hieronymus Corswant wurde 1657 als Kaufmann wieder Bürger von Greifswald, starb aber schon 1658 vor der Geburt seiner Tochter Elisabeth. Diese starb als Witwe von Stenz Tr. im Jahre 1731. —

Die Schwester von Stenz, Liboria Trendelenburg, heiratete 1673 Christoph Corswant in Greifswald, der 1683 Ratmann und Stadtrichter und von 1695 bis zu seinem Tode 1706 Bürgermeister von Greifswald war. Er wurde 1694 geadelt und war Erbherr des Gutes Cunzow. (Über die Grabsteine der Familie v. Corswant siehe auf S. 35). —

Auch die Leichenrede auf den Enkel Stentz Trendelenburg (7. Gener. Nr. 2), den Schreiber der oben erwähnten schriftlichen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1764 (vgl. S. 28) findet sich in den vitae Pomeranorum (Bd. 38).

In den Personalia wird als Geburtstag von Stens der 24. Julius 1681 angegeben. Es folgt eine Aufzählung der Vorfahren, über Taufe und Schulbesuch wird berichtet. Nach absolvierter Schulzeit kam Stenz Tr. bei einem Kaufmann in die Lehre, nach beendeter Lehrzeit hatte er den Wunsch, Reisen in fremde Länder zu unternehmen, wozu ihm der Ruf seines Vaters und des Bürgermeisters Corswandt sowie die Recommandationes seines bisherigen Prinzipals als beste Empfehlungen sehr förderlich gewesen sein würden, sein Vater, „der durch den verderblichen Krieg in publiken Geschäften die härtesten Beschwerden erleiden müssen", sah sich aber genötigt, ihn in das eigne Geschäft zurückzurufen.

„Seines Herrn Vaters ansehnlichen Geschäften stand er von der Zeit an, in den beschwerlichen Kriegsunruhen, so lange vor bis er, wegen seines expediten und munteren Wesens, bey dem damals hier in Greifswald Hoflager haltenden Russischen Monarchen Peter angegeben und von demselben benannt wurde, mit unter seinem Commando zu stellenden 50 Mann Russischer Soldaten, seiner Tafel Lieferante zu sein, und mit Güte oder Gewalt, die Anschaffung derer Notwendigkeiten zu übernehmen. Da nun dies mit der ihm eigenen Tugend der Barmherzigkeit nicht übereinstimmte, so verließ er lieber sein eigenes kaum angefangenes Handlungswesen u. seines sel. Herrn Vaters Geschäft unter Sorgen und Grämen der lieben Eltern, als daß er solche ihm erteilte Gewalt seinen lieben Mitbürgern und denen Landeseinwohnern zur Beschwerde zu üben, übernehmen wollte. Er entwich demnach nach Rostock, nur daß er heimlich ab und zu sich nach den Seinen umsahe. Durch solche seine Flucht aber bekam er Gelegenheit, daß, da in Pommern der Anbau des Getreides verabsäumt werden müssen u. keine fremde Zufuhr anhero verstattet wurde, also ein Mangel an Korn entstand, er die benachbarten Städte nebst seiner lieben Vaterstadt u. seines sel. Herrn Vaters Haus mit Brotkorn u. was sie zur Betreibung ihrer sonstigen Nahrung nötig hatten, versorgen konnte, welche gefährliche Handlung, da andere von denen feindlichen Marodeurs öfters aufgehoben u. alles des Ihrigen beraubt wurden, Ihm so wohl von Statten gegangen, daß er mit den Seinigen nie in so gefährliche Vorfälle gerathen." Nach dem Friedensschluß führte Stentz Tr. das ziemlich in Unordnung geratene Geschäft des kränklichen Vaters weiter und ebenso nach dem Tode des Vaters im Namen der Mutter. Diese starb 1730. „Er entschloß sich dann auch seine übrigen Tage außer der Ehe zuzubringen, in welchem Entschluß ihn seine eigenen schwächlichen Umstände und die seinem Körper durch viele Strapatzen u. zur Kriegszeit empfundene Angst zugezogenen Beschwerden noch mehr bestärkten. Indessen setzte er, wie stadtkundig, seine Handlung in dem ansehnlichsten Stande in u. außerhalb Landes, in Frankreich, Engelland, Holland, ja fast allen ansehnlichen Handelsstätte so an der Ostsee liegen, mit Ruhm fort, bis er endlich bey zunehmenden Jahren u. Schwachheiten die Handlung niederlegte u. seine übrige Lebenszeit einer stillen u. andächtigen Ruhe widmete." Der treffliche Mann starb am 26. Juli 1764. „Er ging aus wie eine Lampe darin alles Öl verzehret unter dem Gebet des alten Simeonis: Herr nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren. Nachdem er ein Alter von 83 Jahren 1 Tag erreicht hatte." —

Über die Kriegsnöte der Stadt Greifswald während des Nordischen Krieges erfahren wir durch Ziegler Folgendes: Am 31. August 1711 erschien unter Führung Augusts II., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen eine Armee Sächsischer, Polnischer, Moskowitischer und Dänischer Kriegsvölker vor den Toren Greifswalds, Bürgermeister und Rat sandten dem anrückenden König die Schlüssel zu den Stadtthoren entgegen und empfahlen die Stadt seiner Gnade. Die dänische Flotte ging bei Wieck vor Anker. „Von nun an häuften sich Leiden auf Leiden über die Stadt, die starke Einquartierung, die Verpflegung der Soldaten, harte, unerschwingliche Contributionen und Lieferungen von Lebensmitteln und Bekleidungsstücken für die Truppen und von Futter für die Pferde erdrückten die Stadt und ihre Einwohner. Besonders hart war das Auftreten des Sächsischen Kriegs-Kommissars Matzdorf. So wurden, als die Stadt nicht mehr im Stande war, Geld und Lebensmittel in der geforderten Höhe zu liefern, die Ratsherren Balzer Nürnberg (Bürgerm.), Joach. Erich, Joh. Warncke, Stenz Trendelenburg (der Sohn, 6. Gener. Nr. 9) und Joach. Westphal sowie sieben Bürger als Geißeln am 22. Dezember 1711 ausgehoben und auf dem Rathause bis zum 30. Januar 1712 in strenger Haft gehalten und dann nach Anklam abgeführt; erst nachdem durch auswärtige Anleihen die geforderte Summe, welche nach vielen Bitten auf 16000 Thaler herabgemindert wurde, beschafft und gezahlt war, wurden die Geißeln ihrer strengen und peinvollen Haft entlassen." — —

„Die feindliche Besatzung dauerte bis zum Ende des Jahres 1713. Während derselben war auch der Zar Peter der Große von Rußland mehrere Tage in Greifswald anwesend. Er kam mit dem Fürsten Menzikof am 10. August 1712 an, besuchte die Kirchen der Stadt sowie das Universitäts-Collegium und wohnte am 15. desselben Monats einer Disputation zwischen dem Professor der Theologie und Pastor bei St. Jacobi Dr. Brandanus Gebhardi und seinem Respondenten Erdmann Scribentius bei."

Nach dem Kriege war Greifswald vollständig verarmt, so daß die Landesregierung der „unglücklichen und verarmten" Stadt einen Steuererlaß auf 10 Jahre bewilligte und ihr die Erlaubnis erteilte, in fremden Ländern milde Gaben für den Wiederaufbau des abgebrannten Rathauses und für die Ausbesserung der beschädigten Kirchen und Schulen zu sammeln.

Von anderen Männern aus dem älteren Zweig der Familie wird bei Stavenhagen (S. 610) Stenz Joachim Trendelenburg (8. Gener. Nr. 1) erwähnt. „Ein Sohn Peter Trendelenburg's hiesigen (Anklam) Senators und Inspektors der Pfarrkirchen, er ward 1750 Gerichtssekretär zu Anklam u. 1754 Senator zu Stettin, woselbst er nunmehr Bürgermeister u. Direktor des Stadtgerichts ist."

Ferner findet sich bei Stavenhagen auf S. 453 unter Nr. CIII der Beylagen ein „Extrakt aus dem zwischen dem General v. Schwerin zu Büsow und der Stadt Anklam getroffenen Vergleich wegen der strittigen Grenze im Müggenwinkel bei Rosenhagen sub dato Büsow den 30. Junii

1746 u. Anklam d. 1. Julii 1746." Unter den Unterschriften steht auch die von P. Trendelenburg. Es kann sich wohl nur um den Senator Peter Tr. (7. Gener. Nr. 4) handeln.

Im übrigen verweise ich in Bezug auf die Greifswalder Linie der Familie auf die Angaben im Stammbaum.

Kapitel 5.

Der Anklam-Neubrandenburger Zweig der Familie. Fünfte Generation. Caspar, Gewürzhändler in Anklam.

Unser Vorfahre Caspar Trendelenburg, der Sohn von Stanislaus Tr. in Lübeck, war, wie schon gesagt, Gewürzhändler in Anklam.

An der schiffbaren Peene, nicht weit von ihrer Mündung in die Ostsee gelegen, seit dem 13. Jahrhundert zur Hansa gehörend, hatte Anklam in älterer Zeit eine viel größere Bedeutung als jetzt. 1630 wurde die Stadt, deren Befestigungen 1570 erneuert waren, von den Schweden erobert, dann 1637 von den Kaiserlichen unter Clam Gallas vergeblich belagert. Im Westfälischen Frieden wurde sie mit dem übrigen Vorpommern Schweden zugesprochen. Im Nordischen Kriege, der von Polen, Sachsen, Rußland, Dänemark, zuletzt auch von Preußen und Hannover (England), gegen Schweden unter Karl XII. geführt wurde, erlitt Anklam 1713 eine Plünderung durch die Russen und wurde 1715 von den Sachsen eingenommen.

In Anklam verheiratete sich der Kaufmann Caspar Trendelenburg mit einer Tochter des Präpositus Peter Glanten. Dieser „war ehedem Cantor der dortigen Stadtschule gewesen. Im Jahre 1612 ward er Capellan an der Nikolaen-Kirche und 1632 Pastor an Marien und Präpositus, wozu er am ersten Fastensonntage eingeführt wurde. Glanten starb am 12. September 1663 im 78ten Jahr seines Lebens und 51ten seines priesterlichen Amtes" (Stavenhagen S. 498). Studiert hatte er in Rostock 1606.

Eine Sammlung von Gedichten zur Hochzeit von Caspar Trendelenburg mit Catharina Glanten am 8. Oktober 1641 (1644?) findet sich, wie schon oben (S. 48) erwähnt wurde, im 38. Bande der vitae Pomeranorum abgedruckt. Leider ist es mir nicht möglich gewesen, die vitae Pomeranorum, welche sich nicht auf der Berliner Bibliothek vorfinden, selbst einzusehen.

Es handelt sich um eine Sapphische Strophe in Griechischer und Lateinischer Sprache, 4 Lateinische und 1 Deutsches Gedicht an Caspar Trendelenburg gerichtet und 4 Lateinische Gedichte, welche nicht an ihn, sondern an seinen Schwiegervater Glanten gerichtet sind. Die letztgenannten 4 feiern Glanten als Patron und Gönner und stammen von auswärtigen Pastoren, vielleicht früheren Schülern. Bei einem Hochzeitsfeste den Schwiegervater oder die Schwiegermutter anzusingen, ist wohl niemals Sitte gewesen, und da auch der Inhalt nicht zu dem der übrigen an Caspar gerichteten Gedichte zu passen scheint, möchte ich fast glauben, daß jene 4 Carmina

älteren Datums sind und von der (zweiten?) Hochzeit des Herrn Präpositus Glanten stammen, dessen Frau ebenso wie seine Tochter den Namen Catharina führte (wie sich aus dem Titelblatt ergibt).

Weder in bezug auf Poesie noch auf Witz stehen die Gedichte auf großer Höhe. Die Dichter sind studierte Leute, daß aber auch ein Kaufmann lateinisch angedichtet wird, spricht für den ausgedehnten Gebrauch der lateinischen Sprache in allen gebildeten Kreisen damaliger Zeit. Die Süßigkeiten der Gewürzlade werden mit der Süßigkeit der Küsse in Parallele gestellt, Catharina ist die neueste und größte Süßigkeit usw. Mit anderweitigen ziemlich plumpen Anspielungen scheuen auch würdige Pastoren sich nicht, ihre Verse interessanter zu machen.

Das für die Genealogie wichtige Gedicht des Dr. jur. Jacob Gerschow lautet:

Uxori Cognata meae Caspar pie, Fratri
Nupta Stanislao Gultzoviana tuo,
Ipsius mea nunc cognata tibi modo nubit
Glantenias nuptiis approperatque dies.
Quae Fratri bene sum tum casta mente precatus,
Haec eadem vestro comprecor, opto, toro.
Semper-saccharicis vireatis uterque sub oselis,
Finis et in terris sit caput ille polis.

Frater kann hier nicht Bruder, sondern nur Vetter bedeuten (s. o. S. 48).

Das deutsche Gedicht des Predigers Christopher Hage an St. Marien in Anklam nimmt auf das bedenklich hohe Alter des Bräutigams Bezug:

„Herr Caspar Trendelnburg, was thut Ihr jetzt beginnen
Nun wagt Ihrs endlich auch nach eurem langen sinnen
Den Stand der heilgen Ehe gar züchtig zu betretten
Mit der, die Gott euch hat ersehen aus den Käthen?
Solt es nicht wunder seyn, daß eure Silber-Haare
Nicht abgeschrecket han der zarten Damen Schaare,
Ob, wenn der Jahre viel bei euch, der Kräffte wenig,
Das sieche Alter auff den Fuß euch folge schleunig,
Und alle Frölichkeit sich mit der Zeit verliere,
Der jammervolle Todt euch auch erschleiche schiere?
Ohn Zweiffel selber ihr mit solchen Qual-Gedanken
Euch habt getragen und das Müthlein lassen wancken,
Auch bey der Sachen seyd vielleicht zu blöd gewesen,
Bis ihr von solchem Wahn nun seyd (Gottlob) genesen.
Nun aber hat man schon gemercket, was für Muthe
Und Hertze in euch ist (Gott laß es euch zu gute!)
Ich halte es auch fast, wir möchten wohl erfahren
Der Silber-Haare Krafft nach dreyen viertel Jahren.
Wollan Herr Bräutigamb, nun seyd gewiß der Sachen,
Vertrauet unserm Gott, der alles kan wol machen.
Mit eurer lieben Braut begeht euch wol in Ehren,
Der gütig Gott woll euch gesegnen und vermehren,
Und halten allezeit in seiner Gnaden Hute,
Daß also muß, was lang gewehret, werden gute."

Auf die Bedeutung auch dieses Gedichtes in genealogischer Hinsicht wurde oben hingewiesen.

Kapitel 6.

Sechste Generation. Caspar, Pastor in Anklam.

Vermutlich durch die Mutter und den Großvater beeinflußt, wandte sich der Sohn des Kaufmanns Caspar Tr., ebenfalls Caspar benannt (6. Gener. Nr. 18), dem Studium der Theologie zu, für das er wohl frühzeitig bestimmt war, da er schon mit 12 Jahren in die Matrikel der Universität Greifswald eingetragen wurde. 1671, 19 Jahre alt, wurde er dann als Student der Theologie inskribiert (s. o.). „Er wurde 1678 Diakonus adjunktus in der Marienkirche und 1690 Pastor in Anklam. Nach dem Tode des Präpositus u. Pastors an Nikolaen, Mag. Franz Budde, ward die Präpositur auf eine gar kurze Zeit von neuem zur Marienkirche verlegt, indem Tr. den 30ten März 1707 vom Gener.-Sup. D. Joh. Friedr. Mayer, zum Präpositus bestellt wurde. Er stand aber diesem Amte nur einen Monat vor, da er am 3ten Ostertage desselben Jahres im 55ten seines Alters verstarb. Sein Bildniß siehet man über dem Beichtstuhl des Pastors in der Marienkirche" (Stavenhagen S. 501).

Seine Frau in erster Ehe war nach dem Stammbaum wieder die Tochter eines Ecclesiasticus Namens Hage. Dieser ist wohl jedenfalls identisch mit dem von Stavenhagen (S. 506) erwähnten Christopher Hage, der 7 Jahre Pastor in Daberkow, dann 1¾ Jahre Pastor in Greifswald war und 1640 als Diakon in St. Marien nach Anklam berufen wurde. Er starb 1680 in hohem Alter. Als Freund des Vaters des Gewürzhändlers Caspar Tr. ist er uns vorhin schon bei den Gedichten zu dessen Hochzeit begegnet.

Nachdem Caspar seine erste Frau im Wochenbett verloren hatte, verheiratete er sich in zweiter Ehe am 12. Mai 1684 mit Euphrosyne Goetsch, Tochter des Bürgermeisters Georg Goetsch in Anklam.

Auch von dieser Hochzeitsfeier sind 7 Lateinische und 11 Deutsche Gedichte erhalten (Vitae Pomer. Bd. 106). Das deutsche Titelblatt lautet: „Schuldiger Zuruff! Bey hocherfreulicher Hochzeits-Feyer des Wohl Ehrwürdigen Großachtbaren und Wohlgelahrten Herrn Caspari Trendelenburgii, Wohlverordneten und treufleißigen Predigers bey St. Marien Kirchen in Anklam u. s. w. — — Mit Anwünschung aller Glückseligkeiten erfreulich geleitet von Nahen Freunden." In einem Carmen „in delicatum Euphrosynae nomen" wird der Vorname der Braut mit den Namen offizineller Pflanzen verglichen, die auf die spezifische Heilkraft derselben hindeuten, wie z. B. Ocularia, Dentaria, Pulmonaria, und dem jungen Paare heiliger Frohsinn (*Εὐφροσύνη*) für die Ehe gewünscht.

Vier von den deutschen Gedichten haben Vettern des Bräutigams zu Verfassern (darunter vielleicht 7. Gener. Nr. 17, 19, 20). Johannes, der Rechte Beflissener „schreibt aus schuldigster Pflicht und sonderbahren Affektion seinem hochzuverehrenden Herrn Vetter glückwünschend ein längeres Gedicht, in dem er die Erstürmung der „Trendel Burg" durch die Amazonin in Anklam besingt," Petrus Trendelenburg jun. „bezeugt nach Vermögen seine Freude" durch ein Gedicht auf den Wonnemonat Mai, in dem er die Nachtigall „Schah, schah, schah," singen läßt.

Casparus Trendelenburg, noch auf der Schulbank in Greifswald, stattet „seinem hochverehrtesten Herrn Vetter bey seinem abermahl glücklich-getroffenen Ehe-Wechsel seine gebührende Pflicht" in folgendem Sonett ab:

Thu, froher Himmel, weg die trüben Leid-Cartinen,
Laß das beflorte Bett heut ausgehüllet sein
Auß seiner Trauer-Schaub, laß einen Demant-Schein
Bestralen diesen Tag; Thu deiner blauen Bühnen
Den Freuden-Purpur an; Laß, was sonst schwartz geschienen,
Sich heut mit grünem May und Blumen stellen ein
Um unsres Vetters Hauß; Weil jene Todes-Pein
Mit neuer Liebes-Lust Gott wieder auß-will-sühnen.
Herr Vetter, freuet Euch auff Eurer trüben Kammer;
Der Felsen-harte Schluß, der vorentstandne Jammer,
Den Atropos gemacht, wird heut in Lust verstellt:
Heraus zum Freuden-Reyh! Die Schöne kommt schon gehen,
Und machet, daß man heut kan augenscheinlich sehen
Wie Gott in Freud und Leid so schönen Wechsel hält.

Endlich „beehrte (der wohl noch jüngere Schüler) Johannes Trendelenburg den Hochzeitstag seines hochgeehrten Herrn Vettern mit diesen kindischen Zeilen".

Ich kan, Herr Vetter, Ihm zu Ehren sonst nichts singen
Als was ich bey der Wieg noch täglich höre klingen.
Schlaff! Eya! Schlaff mein Kind! Polega, Thimian
Narzissen, Krause-Müntz, Zeitlosen, Majoran,
Das wollen wir so schön bey dir ins Bettchen streuen,
Schlaff, das die Engelchen sich über dir erfreuen.
Wo das, Herr Vetter, sich zu seiner Freude schickt,
Was ich mit unsrer Amme zusammen hab geflickt,
So nehm ers günstig an, Ich will ihm fleißig singen,
So offt die Jungfer Braut man will zu Bette bringen.
Doch was vermeß ich mich: Es könnte wohl geschehn,
Wann ich zu Greiffswald nicht must in die Schule gehn.
Er mag auf solchen Fall es selber Musiciren
Ich will es ihm zur Lehr noch kürtzlich repetiren:
Schlaff! Eya! schlaff mein Kind! Polega, Thimian,
Narzissen, Krause-Müntz, Zeitlosen, Majoran,
Das wollen wir so schön bey dir in's Bettchen streuen:
Schlaff, daß die Engelchen sich über dir erfreuen.
Dies geht so, daß es offt den Sänger selbst einwiegt,
Er denk an mich, wenn Ihm die Liebst' im Armen liegt.

Man sieht, die Zeitgenossen der Lise-Lotte von der Pfalz litten auch in ihrer frühen Jugend nicht an übertriebener Prüderie, und die Schulen hatten gegen das Drucken solcher derbnaiven Schülerpoesien nichts einzuwenden.

Zum Vorlesen bei zukünftigen Hochzeitsfesten in den Häusern Trendelenburg mehr zu empfehlen ist folgendes unter den Gedichten befindliches

„Hochzeits-Rätzel".

Ich bin gantz andrer Art als meine Mutter war,
Ich gantz und wollenweiß, Sie aber fast zerrissen,
Zerlapt, zerfetzt, beschmutzt, geflickt und wie zerbissen,
So gar daß jedermann, auch aus der Bauer-Schaar
Sie an die Seite wirfft, ich aber bin allzeit
Sowohl in stoltzem Fried als Krieges-Zeit bey allen,
Sie thun auch was sie thun, sie steigen oder fallen,

Sehr lieb und angenehm, wann jemand was gebeut,
Was ordnet, was verbeut, was handelt, was verspricht,
Muß ich das Beste thun. Man reißt mich offt in Stücken.
Bald braucht man meinen Bauch, bald braucht man meinen Rücken,
Das leid ich alles wohl, das Wasser aber nicht:
Ich habe selten Ruh, man plagt mich Tag und Nacht
Doch ist noch dies dabey, man pflegt in Sammt und Seiden
Auch wohl in gulden Stück und Silber mich bekleiden,
Sonst hab ich ins gemein nur eine weiße Tracht.
Ihr Jungfern rahtet zu, die dieses Deutung wissen,
Die sollen vor der Braut den Bräutgam heute küssen. —
Zu freundlichen Gefallen und aus wohlgemeinten
Schertz setzte dieses Albertus Elzow, Senat. et
Secret. Curiae Anclam. —

Abschriften der übrigen Hochzeitscarmina befinden sich bei den Familienpapieren.

Kapitel 7.

Siebente Generation. Theodor, Superintendent in Neubrandenburg. Die Ahnenbilder.

Von den vier Söhnen des Präpositus Caspar Trendelenburg (des älteren, wie ihn Stavenhagen im Gegensatz zu seinem Sohn Caspar nennt) wurden wieder drei Theologen, Caspar (der jüngere), Christian, der als cand. theol. starb, und unser Ahnherr Theodor, Superintendent in Neubrandenburg.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist also ein Wechsel in dem allgemeinen Charakter unseres Familienzweiges eingetreten. Während die Mitglieder der Familie Trendelenburg bis dahin, soweit uns bekannt, meist dem Brauergewerbe und Kaufmannsstande angehört hatten, wenden sie sich nun mehr und mehr den akademischen Berufsarten und besonders dem Dienste der Kirche zu. Die Vorliebe für die akademischen Berufe hat sich seitdem weiter vererbt, die Neigung zum Studium der Theologie ist in neuerer Zeit wieder mehr zurückgetreten. Mein Urgroßvater Christian Friedrich und der Bruder meines Großvaters, Theodor Friedrich, sind die ersten Ärzte, ein Bruder meines Urgroßvaters, der Professor der Jurisprudenz Adolf Friedrich in Kiel ist der erste Gelehrte und akademische Lehrer in der Familie — ein Beruf, der dann in jeder Generation wenigstens einmal vertreten ist.

Die drei Söhne des Präpositus Caspar Trendelenburg des älteren, die wieder Theologie studierten, sind soeben schon erwähnt worden.

Über den ältesten Sohn Caspar (7. Gener. Nr. 30) meldet Stavenhagen (S. 514) folgendes: „Kaspar Trendelenburg, der jüngere, ein Anklamer u. Sohn des Präpositus gleichen Namens, auch Enkel (müßte heißen: Urenkel) des Präpositus Peter Glante. Er war seit 18. Febr. 1710 Feldprediger bey dem Bremischen Reuterregiment unter dem General von

Mellin gewesen, als er 1713 zum Diakonat bey dieser Kirche (Nicolai) berufen wurde. Der Generalsup. D. Joach. Fried. Schmidt führte ihn 1. Aug. 1724 in das Pastorat und zugleich in die Präpositur ein, welche letztere Würde ihm die Königl. Regierung 5. Jan. desselben Jahres übertragen hatte. Er starb 6. Sept. 1740".

Der genannte Heerführer ist der Schwedische Generalleutnant Baron Jürgen Mellin, der später als Graf Mellin Generalgouverneur von Pommern wurde. Daß zu seinen Truppen ein Bremisches Regiment gehörte, erklärt sich aus der Tatsache, daß das Stift Bremen (nicht die Stadt) im Westfälischen Frieden ebenfalls an Schweden gekommen war. Es ist zu bedauern, daß in den Familienpapieren keine Aufzeichnungen unseres Feldgeistlichen aus seiner Kriegszeit vorhanden sind. Wir wissen über Präpositus Caspar Tr. den jüngeren sonst nur, daß er einen einzigen Sohn hatte, wiederum Caspar genannt (8. Gener. Nr. 6), der 1741 zum Konrektorat der Großen Schule in Anklam und 1749 zum Rektor nach Friedland in Mecklenburg berufen wurde, wo er 1758 gestorben ist (Stav. p. 530). Aber das Bildnis des Präpositus Caspar Tr. des jüngeren ist unter unseren Ahnenbildern, wenn auch die Identität von meinem Vater nicht mit voller Sicherheit konstatiert werden konnte. Ein Vergleich mit dem in der Anklamer Marienkirche wohl noch vorhandenen Bilde von Präpositus Caspar Tr. dem älteren wäre von Interesse, da die Möglichkeit besteht, daß auch unser Bild das Porträt des Vaters und nicht des Sohnes wäre. Ich glaube mich aber dessen zu erinnern, daß mein Vater schon einen solchen Vergleich vorgenommen hat. Er war einmal in Anklam.

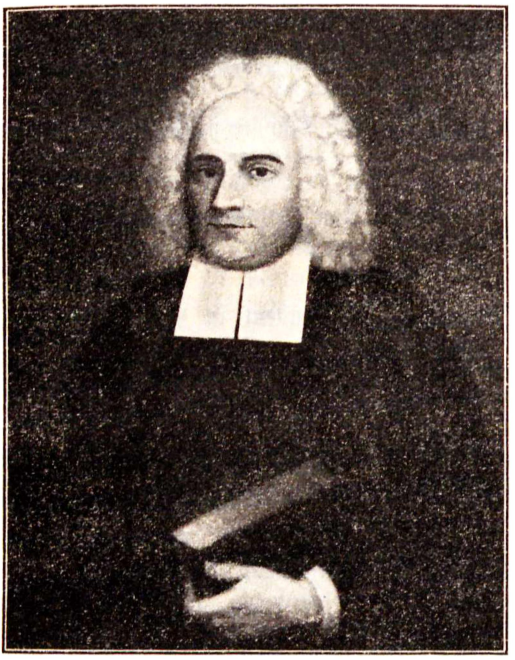

Fig. 12. Caspar Trendelenburg, Präpositus in Anklam.

Bei dieser Gelegenheit sei einiges über unsere Ahnenbilder gesagt. Die sieben großen Ölbilder erhielt mein Vater, als ich noch Knabe war, im Jahre 1856 aus der Erbschaft seines Vetters des Apothekers Fritz Kindt in Lübeck (s. u.). Kindts Mutter Sophie Christine war die Tochter meines

Urgroßvaters, des Lübecker Arztes Christian Friedrich Tr., aus dessen Hause die Bilder jedenfalls stammen. Nach dem Tode meines Urgroßvaters (1792) werden sie an seinen ältesten Sohn Theodor Friedrich (ebenfalls Arzt in Lübeck) und nach dessen Tode, da er kinderlos starb (1827) und seine im Alter folgenden Brüder schon verstorben waren, an seine in Lübeck wohnende Schwester, die eben genannte Frau Apotheker Kindt gekommen sein.

Wenn sich mein Urgroßvater malen ließ, so wird das zu einer Zeit gewesen sein, als er, im besten Mannesalter stehend, gute Einnahmen aus seiner Praxis bezog, also kaum vor 1770—1780 (geb. 1724). Damals lebten noch seine Frau und seine Mutter, die erst 1796 92 Jahre alt starb. Diese 3 Portraits sind also wohl sicher zu gleicher Zeit nach dem Leben und von demselben Künstler gemalt, wofür auch die gleiche Malweise spricht (s. u. Fig. 17, 18, 15).

Ich halte es für sehr wohl möglich, daß Johann Jacob Tischbein, ein Onkel von Wilhelm Tischbein, dem Freunde Goethes, der Maler gewesen ist. Dieser lebte als Porträtmaler in Hamburg und dann in Lübeck, wo er 1791 starb. Auch seine Frau, die ebenfalls Malerin war, könnte in Frage kommen (vgl. die Stammtafel der Familie Tischbein in Wilhelm Tischbeins „Aus meinem Leben"). Beide müssen mit dem Hause meines Urgroßvaters befreundet gewesen sein, denn sie malten meinem Großvater, als er 1782 aus dem Elternhause ging, um in Tübingen zu studieren, hübsche Blätter in sein Stammbuch, ebenso 2 Fräulein Tischbein, wahrscheinlich ihre Töchter. Es würde von Interesse sein, in Museen, z. B. in Hamburg, auf Bilder von J. J. Tischbein zu fahnden, um seine Malweise mit der bei unseren Bildern angewendeten vergleichen zu können.

Von den übrigen Bildern ist das von Samuel Oerthling, das den übrigen an Kunstwert nachsteht, signiert: G. O. Hoffstädt pinxit ao. 1716 (s. u. Fig. 13).

Das Bild des Neubrandenburger Superintendenten (s. u. Fig. 14) kann nicht zugleich mit dem seiner Frau und dem seines Sohnes, des Lübecker Arztes, nach dem Leben gemalt sein, denn er starb schon 1765 und war damals 69 Jahre alt. Auf dem Bilde sieht er viel jünger aus und besonders auch viel jünger als seine Frau, die 9 Jahre jünger war als er. Ein gleiches Porträt hängt nun in der Marienkirche in Neubrandenburg, wo es für das Bild eines Pastor Wendt gehalten wurde, bis durch die Güte des Herrn Dr. Wendt daselbst, dem ich eine Pause der Photographie unseres Bildes schickte, die Identität festgestellt wurde. Danach ist unser Bild wahrscheinlich eine Kopie des Neubrandenburger Bildes, oder umgekehrt, ebenso wie ein gleiches Bild, das im Besitz des Herrn Justizrat Keil in Halle a. S. ist.

Über die Herkunft des Bildes vom Bürgermeister Friedrich Tr. in Gützkow ist nichts bekannt, er kann 1770—1780 kaum mehr am Leben gewesen sein oder müßte dann wenigstens viel älter ausgesehen haben. Die Malweise ist dieselbe oder eine sehr ähnliche wie in den übrigen Bildern, trotzdem wird man an einen anderen früheren Künstler oder eine Kopie eines älteren Bildes denken müssen (s. Fig. 16).

Auch das Bild des Anklamer Präpositus, der 1740 starb, ist älter und weniger gut gemalt (s. Fig. 12).

Eine Doublette des Porträts des Lübecker Doktors befindet sich im Besitz von Frau Geh. Kirchenrat Michael geb. Trendelenburg (11. Gener. Nr. 14) in Dresden.

Für Herrn Justizrat Keil in Halle a. S. hat auf Wunsch seiner Familie der Maler Buchka aus Berlin im Winter 1916/17 in unserer Wohnung in Nikolassee eine Kopie des Bildes der Frau Superintendentin angefertigt.

Da unsere Bilder im Laufe der Jahre schmutzig und unansehnlich geworden waren, die Farbe hier und da abzuspringen und die Leinwand rissig zu werden anfing, habe ich sie durch den Maler Walter Kühn in Leipzig, einen in der Restaurierung alter Gemälde besonders erfahrenen und geschulten Künstler, reinigen, restaurieren und auf Zinkblech aufziehen lassen, zugleich sind auch die hübschen alten echt vergoldeten Rahmen ausgebessert worden. Hoffentlich wird dieser alte wertvolle Familienbesitz auch in Zukunft von jedem, der die Bilder erbt, sorgsam behütet und in Ehren gehalten werden, und macht noch vielen Generationen des Namens Trendelenburg dieselbe Freude wie den früheren.

Von dem Sohn Theodor des Präpositus Caspar, dem späteren Superintendenten in Neubrandenburg, und von seiner Frau Elisabeth geb. Oerthling, unseren direkten Vorfahren, wissen wir etwas mehr als von den vorher genannten Personen aus der 7. Generation, da nicht nur die mündliche Überlieferung bis zu ihnen hinauf reicht, sondern auch ältere auf sie bezügliche Aufzeichnungen vorhanden sind.

Zunächst ist aber über eine urkundlich festgelegte Geschichte aus dem Leben des Vaters der Frau Superintendentin zu berichten, des Pastors Samuel Oerthling in Brunn, einem bei Neubrandenburg gelegenen Dorfe, geb. 1638 zu Trieglaff in Pommern, gest. 1720.

Auf dem Bilde von Oertling war uns Kindern sein etwas unfreundliches Gesicht mit dem verkniffenen Mund und dem puschelartigen Bart am Kinn immer etwas sonderbar vorgekommen, daß er als mecklenburgischer Geistlicher, zumal des 17. Jahrhunderts, und als Schüler der theologischen Fakultät in Rostock ein streng rechtgläubiger, auch am Teufelsglauben festhaltender Mann gewesen, war anzunehmen, nicht wenig überrascht war ich aber doch, als ich beim Durchlesen von Bolls Geschichte von Neubrandenburg fand, daß er auch dem Hexenglauben ergeben war und bei der Verfolgung einer Hexe als Zeuge mitgewirkt hat.

Den Prozeßakten möchte ich einige Bemerkungen über die Hexenprozesse, besonders in dem damaligen Mecklenburg, vorausschicken. Der Glaube an Hexen — der Name kommt nach Grimms Wörterbuch her von hag (Landgut, Feld und Flur) und dem angelsächsischen tesu (schädigen, verderben) — ist ein uralter Volksglauben, mit der Vorstellung von Waldfrauen, Walküren, weisen Frauen u. dgl. zusammenhängend. „Die Hexe

erscheint stets nur als eine Person, die durch übernatürliche Mittel das Besitztum der Nachbarn und Einwohner eines Bezirks schädigt und namentlich ihre zerstörende Thätigkeit auf Korn und Wein, auf das Vieh, seine Weide und seine Mast, die Eicheln richtet" (Grimm). Im 13. Jahrhundert wurde die Hexerei als Bündnis mit dem Teufel mit der Ketzerei in Verbindung gebracht und nun als Religionsverbrechen behandelt. Der erste von Gregor IX. ernannte Ketzerrichter war Konrad von Marburg, der strenge Beichtvater der Landgräfin Elisabeth, der 1233 in der Nähe von Marburg von einigen Edelleuten erschlagen wurde. 1489 erschien der Hexenhammer, Malleus maleficarum, eine Schrift zur Unterweisung der Gerichte in dem Verfahren zur Überführung der Hexen, bei dem die Folter eine Hauptrolle spielte. Vergeblich traten drei Ärzte, Weyer in Cleve (1563), Ewich in Bremen (1584), Reginald Scot (1584), dann 1631 F. v. Spee gegen den Hexenglauben und die Hexenprozesse auf. Erst Thomasius (1703) gelang es allmählich, die Welt von dem verderblichen Wahn zu befreien, bis auf gewisse Reste, die sich im Volke bis heute erhalten haben. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts fanden die Hexenprozesse in Deutschland und Österreich ihr Ende, standen aber zur Zeit unseres Pastor Oerthling noch in vollster Blüte. Die letzte Verurteilung einer Hexe fand 1782 zu Glarus in der Schweiz statt. Bei dem gerichtlichen Verfahren spielte neben der Folter auch die Hexenprobe eine Rolle. Die vermeintliche Hexe wurde gebunden in das Wasser geworfen, ging sie sofort unter, so war sie unschuldig, blieb sie für kurze Zeit an der Oberfläche, was der Fall war, wenn sich viel Luft unter den Kleidern befand, so war sie schuldig. Es kam gewiß viel darauf an, wie der hartherzige oder mitleidige Folterknecht die Kleider an den Füßen zugebunden hatte.

Fig. 13. Samuel Oertling, Pastor in Brunn.

In Mecklenburg wurde durch die Polizeiordnung vom Jahre 1562 die Verfolgung der Hexen und ihre Verbrennung im Falle der Überführung besonders befohlen. 1604 gab der Rostocker Prediger Gyse eine Laienbibel

heraus, in der das Treiben der Hexen und Zauberer nach eigenen Erfahrungen geschildert wird. „Alle diese zauberischen Dinge habe ich, der ich wegen meines Amtes oft mit vielen Zauberinnen, wenn sie zum Feuer verdammt waren und gerichtet werden sollten, habe umgehen müssen, z. Th. von diesen gehört, z. Th. auch von Richtern und Gerichtsschreibern, welche die Folter anwendeten, glaubwürdig erfahren.“ Vergeblich trat 1617 der Professor der Physik und Metaphysik J. Seeker in Rostock in einer Disputation de magia gegen solchen Unsinn auf und sagte: „Statt der weisen Schöffen seien oft dumme Schöpse“ die Richter gewesen (E. Boll, Geschichte Mecklenburgs S. 288 u. 293). 1661 erschien eine Interimsverordnung des Herzogs Gustav Adolf von Güstrow, in welcher er der Ritterschaft und den Städten, welche das hohe Halsgericht hätten, drohte, es sollte ihnen dieses Recht genommen werden, wenn sie gegen „dieses Laster“ nicht vorgingen. Der Herzog setzte sein „Bemühen für die Beförderung des thätigen Christentums und zur Steuerung der abergläubischen Unwissenheit und der eingerissenen Verwilderung“ dann fort, indem er 1681 ein eigenes Gericht in Güstrow anordnete, welches in allen Hexenprozessen das Urteil zu sprechen hatte, eine Maßregel, welche allerdings auch dazu dienen sollte, der zu mörderisch gewordenen Justiz Einhalt zu thun. 1675 wurde in Schwerin sogar ein Prediger hingerichtet, weil er es wegen schwachen Gedächtnisses in den Studien nicht weit gebracht hatte, trotzdem aber mit Hilfe einer Hexe Prediger geworden war. 1688 erließ dann aber Herzog Christian Louis von Mecklenburg-Schwerin nach seiner Rückkehr von einem Aufenthalt in Frankreich ein Edikt gegen die Hexenprocesse. 1697 fand die letzte Verbrennung statt, 1736 wurde der letzte Proceß geführt. 1769 schaffte Herzog Friedrich auch die Tortur ab. (Boll l. c. und Krey, Beitr. z. Meckl. Kirchen- u. Gelehrten-Geschichte).

Die Geschichte von der Hexe im Dorfe Brunn findet sich in der Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg von Franz Boll, Pastor an St. Johannis, herausgegeben von Dr. Franz Boll, Professor an der Universität Rom (Sohn des vorigen). Neubrandenburg 1875. Ich gebe sie abgesehen von einigen unwesentlichen Kürzungen wörtlich wieder:

p. 163. Anlage I. Untersuchung wider die Anna Arendt zu Brunn, auf einem der Marienkirche zu Neubrandenburg gehörigen Bauernhofe wohnhaft, wegen beschuldigter Zauberei 1679 (durch meinen Bruder aus den im Besitz des Geheimen Hofrat Brückner hierselbst befindlichen Akten gezogen). —

In der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts (wahrscheinlich 1678) wurden in dem auf dem Neubrandenburger Werder belegenen Dorf Roggenhagen mehrere Hexen verbrannt. Eine halbe Meile davon entfernt und zwar durch das Dorf Brunn von demselben getrennt, liegt Ganzkow, dem Obersten Friedr. v. Barner, Commandant von Rostock gehörig, einem fleißigen Beter und fanatischen Hexenverfolger. Wahrscheinlich durch die zu Roggenhagen „justificirten“ Hexen beschuldigt, wurden hier in Gantzkow 4 Frauen gefänglich eingezogen. Sie sollten mit 2 anderen Frauen auf dem auf der Ganzkower Feldmark belegenen Blocksberg ihre Zusammenkünfte

gehabt haben. Sie wurden, nachdem ihnen die nötigen Geständnisse durch Folter erpreßt waren, im Sommer 1679 verbrannt. Von den beiden, welche mit den 4 auf dem Blocksberg gewesen sein sollten, war die eine Anna Warncke, Ehefrau des Thomas Arndt, „die Arndtsche", auf einem der Marienkirche zu Neubrandenburg gehörigen Bauernhof in Brunn. Sie stand also unter Botmäßigkeit des Bürgermeisters Kasimir, Ökonomus der Marienkirche. Von den 4 Frauen hatte die Ode'sche auf der Folter gesagt, daß die A. zaubern könne u. auf dem Blocksberge gewesen sei; die „Sponholzische" bestätigte es und sagte, sie sei auf einem Pferde zum Blocksberge geritten. A. stellte mit ihrem Notarius Behm die Sp. im Gefängnis zur Rede, diese konnte nicht sagen, was die A. auf dem Blocksberge gemacht habe. Dann behauptete die Sp. aber noch, die A. habe einen Geist, der Hans heiße[1]) und der als eine Maus groß zu ihr, der Sp., gekommen sei und ihr verboten habe, nicht gegen die A. zu bekennen. — Hierauf veranstaltete Kasimir in Gegenwart von Barner und dem P. Oertling eine Confrontation in der Frohnei (Gefängnis).

(1. u. 2. als unwichtig fortgelassen).

3. Ward die Sp. befragt, ob es wahr sei, daß sie dem Herrn Pastor zu Brunn absonderlich bekannt, die A. habe ihm durch ihren Geist sechs Ochsen umbringen lassen. Antwort: Ja, und es hätte sich der Geist Hans dessen auf dem Blocksberge berühmt. Die A. sagt darauf, es wäre nicht wahr, und hätte des Herrn Pastors Vieh eine Kage (Husten) gehabt, daran sie gestorben u. s. w.

Schließlich ward auch der Ehemann der A., von welchem geredet, daß er „böten" (durch Zaubermittel heilen) könne, vorgefordert und gefragt, ob er dieses eingestehe, was er mit Nein beantwortete. Der Herr Pastor Oertling aber erbietet sich, es mit einem in Brunn wohnhaftigen Mann zu beweisen, daß jener böten könne. Drei Wochen später berichtet Oertling „dem Hoch Ehrwürdigen, Großachtbaren und Hochgelehrten Herrn, Herrn Franzisco Clingio, hochverdienten Superintendenti des Stargardischen Kreises ꝛc. seinem besonders hochzuverehrenden Herren und Gönner zu Neubrandenburg:

Hochehrwürdiger, Großachtbarer und Hochgelehrter, besonders Hochzuverehrender Herr Superintendens!

Auf erforderte Nachricht wegen der A. bishero geführten Lebens und gehabten Gerüchtes, berichte, daß sie zwar zu Gottes Wort und den heil. Sakramenten sich äußerlich gehalten, doch aber mit dem fast perpetuirlichen Kirchenschlaf, Fluchen und liederlichen Reden an den Tag gegeben, daß sie auf das prophetische Wort nicht groß achte. Sonderlich ist sie dem teuflischen Laster der Mißgunst zugethan, daß sie fast keinem etwas gönnt. Als etwa vor 10 Jahren einige Pensionarii allhie zu wohnen sich begaben, ließ sie sich oft vermerken, als wenn durch dero Vieh die Weide würde verschmälert werden, darauf litte insonderheit der eine,

1) Der böse Geist, der die Hexen besuchte, scheint häufig den Namen Hans gehabt zu haben, so z. B. auch in Flandern, in de Costers Uilenspiegel.

Namens Hans Heinrich Hörselmann, großen Schaden jährlich, so lange er hier war, an seinem Vieh, da doch sonsten kein Viehsterben war. Der andre, so noch hier wohnt, hat fast kein Haupt können aufziehen und lebet noch kümmerlich. Jener hatte sie in Verdacht und pflag ofte zu sagen, er hätte einen eigenen Viehteufel in Brunn. Und daß ich mein eigen Exempel anziehen mag, habe ich zum öfteren gehöret, wie sie über die Vielheit meines Viehes gerufen, und ist jährlich ein ziemliches Tara gefolget. Doch sage ich: Gott hat's genommen, der Teufel soll die Ehre nicht haben. Aus Mißgunst that sie vor etwa 4 Jahren einen schröcklichen Fluch, nur darum, daß ich Herren Hauptmann Glöden mit meinem Knechte in der Ernte willigte, und wie sie deßwegen der Herr Hauptmann fordern ließ und sie zur willführlichen Kirchenstrafe anmahnte, gestand sie zwar das delictum, wollte sich aber zur Strafe durchaus nicht erkennen; ich dreuete, es dem Herren Superintendenten zu hinterbringen, und wollte sie aus Mose bereden, hielt ihr vor, wie hart vormalen Gott der Herr die Flucher zu strafen befohlen, — da antwortete sie ganz höhnisch: „ja Moses, Moses, man kommt immer mit dem alten her ꝛc." Es bezeuget Hans Peselin, Vorsteher dieser Kirchen, daß vor etlichen Jahren ihr Mann, Th. Arndt, ihm einen Ochsen durch das Böten gesund gemacht, wie er aber nach einiger Zeit sich in etwas mit ihm verunwilliget, ist der Ochse wieder krank geworden und gestorben. Da Herr Oberst Barner anfing, die erste Hexe einzuziehen, hat sie sich sehr ungeduldig darüber bewiesen und sich fast unnütz auf den Obersten gemacht, daß er alle Weiber wollte brennen lassen. — Dieses ist, was ich von ihrem Leben und Wandel nach meinem besten Wissen und Gewissen zeugen kann. Gott, der am besten weiß, was im Menschen verborgen ist, offenbare die Bosheit und zerstöre das Reich des lebendigen Teufels, Amen, Amen!

Befehle meinen hochzuverehrenden Herrn Superintendenten dem Gott aller Gnaden

Meines hochzuverehrenden Herrn Superintendenten
Dienst- und Gebetsschuldigster
Samuel Oerthling.

Brunn, den 15. Juli 1679.

Am 8. August. Konfrontation mit der dritten Hexe Trina Görries. Auch sie beschuldigt die A. der Zauberei, sie sei auf einem rothen Ochsen zum Blocksberg geritten. Die Arndt erbietet sich, die Wasserprobe zu bestehen, Kasimir lehnt dieses ab, da es schon 1649 von Herzog Adolf Friedrich verboten war. Er wolle sich ihrer annehmen, wenn sie unschuldig sei.

22. August. Die vierte Ganzkower Hexe Anna Beckmann gefoltert, bekennt am nächsten Tage in Gegenwart von Oerthling und dem Richter Burmeister ähnlich wie ihre drei Vorgängerinnen. Die A. sei auf einem weißen Pferde zum Blocksberg gekommen, ihr Geist wie ein Bauersmann gekleidet gewesen. Die Arndt habe dort getanzt. —

Auch Meister Kaspar, Scharfrichter in Neubrandenburg, tritt gegen die A. auf. Ihm seien drei Pferde umgekommen, seit die A. zweimal in

seinem Hause gewesen, sie hätten mit den Köpfen an die Wände gestoßen, gequickt wie die Ferkel und wären darauf niedergestürzt. Er habe die A. in Verdacht. —

Vier Monate waren nun schon verflossen, seit die erste Anklage gegen die A. erhoben war, diese war noch nicht gefoltert und befand sich sogar noch auf freien Füßen. Dies war eine Ausnahme von der Regel der sonst sehr kurzen Hexenprozesse. Deshalb beschwerte sich v. Barner beim Herzog Gustav Adolf. Dieser erließ folgendes Reskript an den Bürgermeister Kasimir:

Ehrsamer lieber Getreuer. Uns hat Unser Obrister, Commandant von Rostock und Lieber getreuer J. F. v. Barner unterthänigst berichtet, wes gestalt die in seinem Gute Gantzkow justificirten 4 Zauberinnen auf eines der St. Marienkirche zu Neubrandenburg im Dorfe Brunn zustehenden Unterthanen Weib, die Arndt'sche genannt, einhellig bekannt und solche ihre Aussagen und Bekenntnisse mit dem Tode bekräftigt, sich auch sonsten wider dieses Weib andere Indicia hervorgehen sollen. — Als wir nun gnädigst wollen, daß wider diese Arndt den Rechten nach verfahren und dieselbe nach Befindung zu gebührender Strafe gezogen werde — so ist hieraus Unser gnädigster Befehl an dich, daß du wider oftbesagte Arndt mit allem Fleiße inquiriren und den Rechten nach procediren und verfahren, und solches, bei Vermeidung Unserer Ungnade und Ahndung, nicht unterlassen sollest. Wornach du dich unterthänigst zu richten.

Güstrow, den 17. Sept. 1679. Gustav Adolf.

Doch ließ der Bürgermeister wieder drei Monate verstreichen. Am 13. Dez. Verhör der Arndt auf Requisition des Kasimir auf dem Rathause in Neubrandenburg. 81 Fragestücke werden zur Beantwortung vorgelegt. Es kam nichts dabei heraus, die Arndt leugnete alles. Inquisitorische Künste, wie gewöhnlich, wurden dabei nicht angewandt. — Dann ruhte die Angelegenheit wieder 2 1/2 Monate lang. — Im März 1680 schickte man die Akten an die juristische Fakultät Greifswald, um sich ein Gutachten über das weiter zu beobachtende Verfahren zu erbitten. Dieses Vorgehen war das bei städtischen Niedergerichten gewöhnliche, auch zur Folter schritt man nur, wenn die Fakultät sich für Zulässigkeit derselben ausgesprochen hatte. Der Bote nach Greifswald brachte die Antwort gewöhnlich in 1—3 Tagen mit zurück. — Ablieferung der Akten am 8. März. Zwei Tage später wurde ihm folgendes 3 Thaler 1 Schilling kostendes Gutachten eingehändigt:

Unseren freundlichen Gruß zuvor Wohlehrenvester, wohlweiser und wohlgelehrter, vielgeehrter Herr Bürgermeister!

Als derselbe Uns hierwieder beigeschlossene acta, Inquisitionalia wider A. Warncke des Th. Arndt Eheweib, in puncto verdächtigter Zauberei zugesandt und welchergestalt wider dieselbe weiter rechtlich zu verfahren, ihn aus den Rechten zu informieren gebeten, — solchemnach erkennen und sprechen Wir Dekanus, Senior und andere Doctores der Juristenfacultät

in der pommerschen Universität zum Greifswalde nach fleißiger Lesung und reiflicher Erwägung der Uns zugesandten Akten vor Recht: — daß, dafern es noch nicht geschehen, Inquisitin in gefängliche Haft zu bringen, und ihres geführten Lebens und Wandels halber, wie auch, ob annoch ein Mehreres, dadurch sie der bezüchtigten Hexerei wegen verdächtig könne gehalten werden, beizubringen, genaue Inquisition anzustellen. Sollte nun ein Mehreres annoch können beigebracht werden, sind daraus gewisse Articuli zu verfertigen, und Inquisition darüber litem zu contestiren anzuhalten, was dann von ihr geleugnet wird, darüber sind die Zeugen eidlich zu vernehmen und mit der Inquisitin zu confrontiren. Wenn solches geschehen, ergehet auf fernere Rechtserholung, was Recht ist. Dafern aber keine Indicia mehr sich sollten herfür thun, ist Inquisitin von der gefänglichen Haft zwar für dieses Mal zu erlassen, demnach aber auf ihr Leben und Wandel gute Acht zu geben. — Von Rechtes wegen.

Greifswald, den 10. März 1680.

Decanus, Senior u. s. w.

Mit diesem Aktenstück, sagt Boll, enden die Akten und wahrscheinlich auch der Prozeß selbst. Wahrscheinlich hat man den Wink, die Arndt, wenn nicht weitere Indizien sich herausstellten, laufen zu lassen, befolgt. —

Augenscheinlich verdankte die arme angebliche Hexe ihre Rettung lediglich dem Umstande, daß sie wegen der Zugehörigkeit ihres Bauernhofes zur Marienkirche in Neubrandenburg unter der Jurisdiktion des wohlwollenden, vielleicht nicht mehr an Hexerei glaubenden Bürgermeisters Kasimir stand.

Wenn aber Boll dem Pastor Oerthling den unterwürfigen Stil seines Schreibens zum Vorwurf macht, so ist das ungerecht. Es war dieses die gebräuchliche Schreibweise Untergebener an ihre Vorgesetzten in damaliger Zeit. Sie hat sich gerade in Mecklenburg besonders lange erhalten. Wurde doch noch in meiner Zeit in Eingaben der Universität Rostock an Serenissimum zum Schluß Allerunterthänigst „erstorben". —

Wenn ich und meine Kinder das Blut eines Hexenverfolgers in unsern Adern haben, — meine Kinder übrigens nur noch zu $^1/_{64}$ — so wird es meinen Kindern eine Beruhigung sein können, daß es bei ihnen durch das unschuldige Blut zweier armen hingerichteten Hexen neutralisiert ist. Ein direkter Vorfahre ihrer Mutter Charlotte geb. Fabricius war der Pfarrer zu Nieder-Wildungen Johannes Schleiermacher (1583—1658). Er war verheiratet mit Susanna Rebenstock, Tochter des gräflich Waldeckschen Sekretärs und Bürgermeisters zu Wildungen Bartholomeus Rebenstock (geb. 1542). „Susanna", so heißt es in dem Schleiermacherschen Stammbaum, „fiel wie ihre Mutter und Stiefschwester dem im Waldeckschen furchtbar grassirenden Hexenwahn zum Opfer und wurde 1655 enthauptet". Daß sie enthauptet und nicht verbrannt wurde, wird sie ihrem Stande als Bürgermeisterstochter und Pfarrersfrau zu danken gehabt haben! —

Von Samuel Lerthling wissen wir im übrigen nur, daß er 1663 in Rostock studiert hat und dort Mitglied des Pommerschen Chores (s. S. 39) gewesen ist, daß er dreimal verheiratet gewesen ist und drei Söhne und vier Töchter gehabt hat (vgl. Krüger, Die Pastoren im Lande Stargard), daß seine jüngste Tochter Magdalena Elisabeth mit unserm Ahnherrn Theodor Trendelenburg verheiratet war, und daß diese seine Tochter eine besonders liebenswürdige prächtige Frau gewesen ist. —

Über Theodor Trendelenburg oder Dorotheus, wie er sich auch selbst genannt haben soll, und wie er einen seiner Söhne taufen ließ, macht G. Krüger (Jahrb. d. Vereins für Mecklenb. Geschichte, 69. Jg. 1904, S. 120) folgende Angaben: „Theodor Tr. geb. zu Anklam 1696 Febr. 19. Sohn des P. und späteren Präpos. Caspar daselbst († 1707), Bruder des Präp. Caspar das. († 1740). Bei den Kriegsunruhen flüchtete er von der dortigen Schule nach Colberg, ging dann auf die Universität Jena. 1722 P. in Brunn (und Ganzkow), wurde er 1732 als Hofprediger und Kons.-Rat nach Neustrelitz berufen und auch als Sup. im Audienzsaale des dortigen Schlosses, weil die Schloßkirche noch nicht fertig war, durch den Präs. Loccenius-Stargard investiert, 1753 wurde er bei dem Regierungswechsel nach Neubrandenburg versetzt, was in verschiedener Weise begründet wird. Hier verwaltete er die Superintendentur bis zu seinem am 24. Februar 1765 erfolgten Tode" (folgen die Namen der Frau und der Kinder).

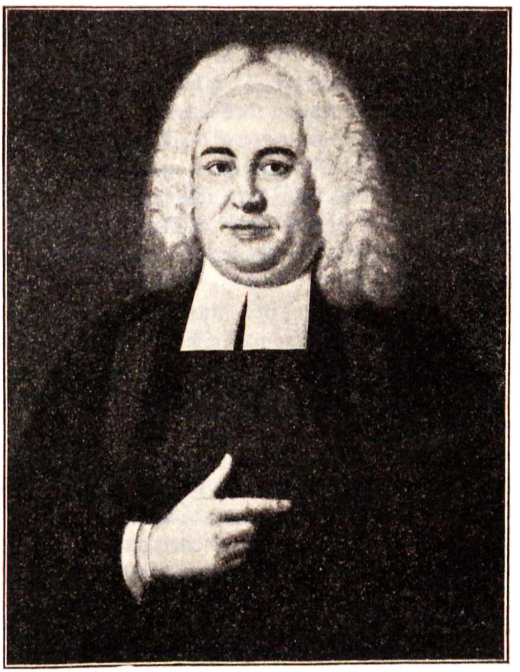

Fig. 14. Theodor Trendelenburg, Superintendent in Neubrandenburg.

Die Flucht des Schülers Theodor aus Anklam wird am 1. April 1713 stattgefunden haben. Denn an diesem Tage begann die Plünderung und Brandlegung der Stadt auf Befehl des Zaren. Der Befehl wurde glücklicherweise zwei Tage später wieder rückgängig gemacht. Die Familie Trendelenburg wird besonders zu leiden gehabt haben, denn Stavenhagen berichtet: „Die Häuser der Prediger waren die ersten, worin die Offiziers alles wegnahmen, und was vergraben oder vermauert war hervorsuchten.

Man untersuchte sogar die Personen selbst, ob sie Geld oder andere Kleinodien bey sich führten. Diese Plünderung dauerte den Sonnabend und Sonntag über, und Furcht und Zittern hießen den Gottesdienst einstellen". —

Was die Entfernung des Superintendenten Theodor vom Neustrelitzer Hofe anbetrifft, so hing sie nach mündlicher Überlieferung und nach Aufzeichnungen des Pastor Kindler in Kladrun (bei den Familienpapieren) damit zusammen, „daß die Prinzessin Christine dem Trunke ergeben war, und er in seinen Predigten immer schärfer die Sünden der Zeit und des Hofes strafte. Es gelang ihm nicht, die Prinzessin von ihrer Passion zu heilen, obgleich sie ihm sonst alle Ehren erwies, sich bei seiner fünften Tochter und bei deren dritter Tochter als Patin anbot und ihm auch einen (später auf die Familien Kindler und Keil vererbten) Lehnstuhl schenkte".

Diese Prinzessin Christiana Sophie Albertine, geb. 1735, also zur Zeit der Versetzung des Superintendenten erst 18 Jahre alt, war die Schwester des Herzogs Adolf Friedrich IV., der, nachdem Herzog Adolf Friedrich III. kinderlos gestorben war, der berechtigte Thronerbe, aber damals erst 14 Jahre alt war (geb. 1738). Auf Betreiben der alten Herzoginwitwe strebte sein Vetter Christian Ludwig von Mecklenburg-Schwerin danach, die Regierung als Vormund in die Hände zu bekommen, die energische Mutter des unmündigen Thronfolgers aber ging mit diesem nach Greifswald, um ihn dort studieren zu lassen, und setzte dann durch, daß er schon 1753 vom Reichsrat mündig gesprochen wurde. Auch mit diesen Thronstreitigkeiten, in denen der Superintendent in mißliebiger Weise Partei ergriffen haben wird, hing seine Entfernung vom Hofe wahrscheinlich zusammen.

Adolf Friedrich IV. ist als älterer Mann in Fritz Reuters „Dörchläuchting" als Typus eines kleinen deutschen Potentaten der Zopfzeit mit unübertrefflichem Humor gezeichnet worden, und wenn er da durch seine Staaten fährt und immer wieder bald umkehren lassen muß, weil er schon wieder an der Landesgrenze angelangt ist, dann sehen wir auch sein „Christelswester" neben ihm „in de goldne Kutsch" sitzen, „drei Lakayen achter up un de beiden Löpers vörn weg". Manche Züge in dem Gesamtbilde werden der Wirklichkeit entnommen sein, für Dörchläuchtings Gewitterfurcht z. B. sprechen noch heute die 64 Blitzableiter, die das Schloß in Neubrandenburg zieren sollen, aber die meisten Striche zu der Karikaturzeichnung sind auf Fritz Reuters dichterische Phantasie zurückzuführen. Kenner der Lokalgeschichte wie Franz Boll, ein persönlicher Freund des Dichters, sind mit seiner Schöpfung sehr wenig zufrieden gewesen.

Interessant ist es, den Herzog und seine Schwester von einem Zeitgenossen nach eigener Anschauung geschildert zu sehen. In manchem stimmt diese Darstellung mit der bei Reuter wohl überein, aber wo der eine spottet und herunterzieht, da bewundert und idealisiert der andere, so daß man, ohne schon orientiert zu sein, kaum darauf kommen würde, daß es sich bei beiden Darstellungen um dieselben Personen handelt.

Der Zeitgenosse ist der Engländer Thomas Nugent, der sich auf einer Reise nach Deutschland im Jahre 1766 am Neustrelitzer Hofe auf-

hielt und einen ausführlichen Reisebericht veröffentlichte (vgl. das Literaturverzeichnis).

Nugent hatte schon vorher eine Geschichte Mecklenburgs unter dem Titel: The history of Vandalia containing the ancient and present state of Mecklenburg. London.[1]) veröffentlicht und empfand das Bedürfnis, seine Angaben durch eigene Beobachtungen über Land und Leute zu kontrollieren und zu ergänzen, zugleich hoffte er durch eine Seereise seine erschütterte Gesundheit zu stärken, was er auch trotz miserabler Verpflegung auf dem Hamburger Segelschiff einigermaßen erreichte. Nach London zurückgekehrt, verstarb er aber bald, so daß nur der erste Band seines in Form von Briefen an einen Freund verfaßten Buches erschienen ist. Auf der Reise kamen nach zehntägiger Fahrt „die hohen Klippen des berühmten Eilandes Heiligenland" in Sicht, das damals noch den Dänen gehörte, aber einen von den Hamburgern errichteten Leuchtturm trug. Am nächsten Tage war Nugent in Hamburg, das er sehr bewundert und ausführlich beschreibt. Von hier ging die Reise weiter über Lübeck, Bützow, Rostock, Dobberan, Güstrow, Neubrandenburg nach Neustrelitz, meist auf schlechten, sandigen oder steinigen Wegen im Schritt auf offenen Postwagen fahrend, „die um wenige Prozent besser als in England die Mistwagen", aber doch mit drei Bänken mit Rücklehnen versehen waren.

Leider fand Nugents Besuch in Neustrelitz 13 Jahre nach dem Fortgang des Superintendenten Tr. statt, so daß wir über diesen nichts erfahren, nur sein Nachfolger Masch wird erwähnt. Von der Hofetikette sagt N. unter anderem: „Die Geistlichkeit hat am strelitzischen Hofe auch Zutritt, aber nicht am Hofe zu Schwerin. Indessen beten sie nicht vor dem Tisch, sondern dies thut immer ein Page in Livereу. Bürgerliches Frauenzimmer erscheint nicht bei Hofe, wenn es auch von adlicher Herkunft ist." Von den Fürstlichkeiten und dem Leben am Hofe hat Nugent den besten Eindruck gewonnen. „Der regierende Herzog, 28 Jahr alt, — — lebt wie ein großmüthiger Fürst; keinem seiner Unterthanen wird der Zutritt erschwert, seine Milde und Gnade verbreitet sich über Alle. — — Unschuldige Freuden befördert er gern, daher ist er ein Liebhaber von Bällen und Assembleen, tanzt und spielt Karten. — Man kann sagen, seine höchste Freude besteht in Gutes thun, und das Glück seiner Unterthanen scheint das höchste Ziel des Ruhmes zu seyn, das er zu erringen sucht. Er ist ein treuer Verehrer seiner Religion, ob er gleich alle Bigotterie haßt, und ein erklärter Feind der Bigotterie ist."

Die Finanzen des Herzogs sind nach Nugent im Gegensatz zu denen seines Vorgängers in bester Ordnung, was der Übersetzer in einer Anmerkung aber in Zweifel zieht. Bei Fritz Reuter werden nicht einmal die Zwiebackrechnungen der dicken Bäckerfrau in Neubrandenburg rechtzeitig bezahlt, und Dörchläuchting muß seinen Hofrat Altmann durch Vermittlung des Kammerdieners anpumpen, um das zum würdigen Empfang des Schweriner Herzogs Friedrich Franz erforderliche bare Geld zur Verfügung zu haben.

---

1) Auch Merian nennt Mecklenburg Vandalia, das Land der Vandalen.

Als der Herzog Nugent empfing, hatte er einen blausamtnen Rock an, blaßgelbe Unterkleider, weiße seidne Strümpfe, brillantene Schnallen und den Orden des Hosenbands um, die Prinzessin war im Reitkostüm. Ein anderes Mal hatte der Herzog einen karmoisinroten samtnen Rock an, und Nugent bemerkte nun, daß er täglich anders gekleidet ging. Bei Fritz Reuter ist der Anzug: „rode sid'ne Hos, witte Strümp un Schauh mit blanke Snallen, vigeletten Samftrock, up dem Kopp en lütten verdeuwelten Dreimaster". Der Pariser Schneider wird öfters erwähnt.

Über die Prinzessin sagt Nugent folgendes: „Christina, Prinzessin-Schwester des regierenden Herzogs, ist itzt ein und dreißig Jahr, von langem und edeln Wuchs, dunkler Gesichtsfarbe, blauäugig und ein wenig von den Blatternnarben gezeichnet. Ihre Konstitution ist zwar nur schwächlich, aber dies hindert der Gesprächigkeit und dem aufgeräumten Wesen nichts, womit sie die Herzen aller derjenigen gewinnt, die das Glück haben, sich ihr nähern zu dürfen. Sie spricht schön und mit großer Fertigkeit französisch. Ihr ganzer Anstand ist von einer ihrer Hoheit angemessenen Würde begleitet, und alle ihre Worte zeugen von einer gesunden Beurtheilungskraft und Kenntniß". — Der Übersetzer fügt hier in einer Anmerkung hinzu: „Sie hat einen fast männlichen Charakter, der sich auch im Äußeren zeigt, sie trägt oft Mannsschuhe u. s. w." Nugent fährt fort: „Ihr höchstes Studium war von jeher die Vervollkommnung ihres Herzens, daher bezeichnen wahre Frömmigkeit und unbegränzte Güte des Herzens vorzüglich die hohe Würde ihrer Geburt u. s. w."

Von einer Vorliebe für alkoholische Getränke hat der Engländer augenscheinlich nichts bemerkt, es kann aber auch sein, daß er aus Dankbarkeit für die ihm schmeichelnde sehr freundliche gastliche Aufnahme am Strelitzer Hofe diesen Umstand und einiges andere weniger Günstige aus dem Leben am Hofe verschwiegen hat. In „Dörchläuchting" ist „Prinzeß Christel Kunzen (dem Ratskellerwirt) sülwst noch en hübschen Posten für Portwein un Pontack (Rotwein) schüllig", und im letzten Kapitel heißt es: Aus ihrem Fenster sah die Prinzessin herunter, „da si wedder mal in 'ne korte Hosarenjack mit buklederne Büxen Staat makte un sick en frisch Glas Portwein inschaten let". —

Es wird also seine Richtigkeit haben, daß unser Superintendent Ursache hatte, der damals noch sehr jungen Prinzessin, die sein Täufling und seine Konfirmandin gewesen sein wird, in das Gewissen zu reden. —

Der Superintendent Theodor Trendelenburg verheiratete sich, wie schon erwähnt wurde, mit der jüngsten Tochter seines Vorgängers im Pastorat zu Brunn Samuel Oerthling.

Magdalena Elisabeth Tr. geb. Oerthling war bei ihrer Verheiratung zu Anfang des Jahres 1722 kaum 16½ Jahre alt. Der Ehe entsprossen 18 Kinder. Sie starb 1796 91 Jahre alt. Nach allem, was uns über diese Ahnfrau überliefert ist, war sie eine kluge, liebenswürdige und tüchtige Frau, auch unser Ölbild, das sie als Greisin, aber aufrecht und frei auf dem Stuhl sitzend, den Fächer in der Hand, darstellt, gibt den Eindruck einer besonders ansprechenden Persönlichkeit. Ihr Urenkel,

der Pastor Kindler in Kladrum bei Goldberg in Mecklenburg, Enkel des Pastor Rahne zu Strasen (8. Gener. Nr. 16), in dessen Hause sie 32 Jahre lebte, schrieb über sie meinem Vater folgendes:

„Die Superintendentin Tr. ist nach Ablauf des Witwenjahres zu ihrer Lieblingstochter und deren sanftem Mann Rahne nach Strasen gegangen und bis an ihr Ende das geliebte Haupt der weitverzweigten Familie gewesen, jeden Morgen um drei Uhr erwachend und sich sofort ihre Lampe anzündend, um bis fünf Uhr, wo sie die übrige Hausgenossenschaft geweckt hat, im Bette sitzend flächsen Garn abzuwickeln, wozu der Vorrat willig meilenweit her ihr gebracht ist. Sie hat gesagt, als junges Mädchen sei sie immer um drei Uhr geweckt und habe einige Lagen Korn abdreschen helfen müssen mit den Dienstmädchen, wie es bis vor 25 Jahren überall in Mecklenburg bei den Bauern Sitte war, und Acht dabei haben auf das Licht, daß nicht Feuer auskomme. Daher erwache sie auch später noch immer so, und der Mensch müsse ja doch auch arbeiten als ob er nimmer stürbe und beten als wenn Alles Arbeiten nicht hülfe. Sie hat oft gerühmt, sie habe doch gar zu viel Freude an ihren Kindern gehabt, sie hätte gern das zweite Dutzend auch noch voll gehabt. Den Tod ihres ältesten Sohnes hat man ihr verheimlicht, weil sie an dem mit besonderer Zärtlichkeit gehangen. Desto fleißiger hat seitdem die Schwiegertochter geschrieben, die wegen des weithin nach Holstein und Mecklenburg geholten und consultirten Mannes schon längere Zeit immer die Correspondenz geführt hatte. Paul Gerhards Lieder hat sie auswendig gewußt und immer Verse daraus unvergleichlich anzuwenden gewußt. — Obgleich die Frauen der bürgerlichen Mitglieder höherer Behörden in Strelitz nicht hoffähig waren (vor 1846) ist sie doch oft zur Tafel und zu Thee befohlen, weil sie viel Mutterwitz gehabt und dadurch die Unterhaltung ungemein zu beleben verstanden hat.“ — Es wird erzählt, daß sie einstens fleißig arbeitend im Garten vor der Stadt stand und die seidene Schürze, die sie als Frau Super-

Fig. 15. Magdalena Elisabeth Trendelenburg, geb. Oerthling.

intendentin in der Stadt anstandshalber tragen mußte, auf den Rücken gebunden hatte, als der Gemahl mit seinem Herzog zu einem Nachmittagsbesuch erschien. Die Ahnfrau knixte und richtete sich wieder auf und mußte lachen, als statt der seidenen Staatsschürze sich der eingesetzte minderwertige sonst von der Schürze bedeckte Stoff im Vorderteil ihres schönen Faltenrockes zeigte.

Während sie — damals 80 Jahre alt — bei ihrer Tochter und dem Schwiegersohn in Strasen wohnte, wurde am 31. Oktober 1785 das Dorf durch eine Feuersbrunst zerstört, die 10 große Bauernhäuser mit vollen Scheunen und Ställen und 21 kleine Häuser der Tagelöhner und Handwerker in Asche legte. Auch das Pfarrhaus brannte ab, und der Schwiegersohn Pastor Rahne konnte nichts retten als „2 Kisten Leinwand, 5 silberne Löffel und 1 silberne Kaffeekanne, außer den paar Betten, worauf sie die alte Großmutter und die noch ältere Tante Rahne nach dem Garten gebracht, und worauf sie von nachmittags 5 Uhr an bis nachts 1 Uhr unter freyem Himmel, Wind und Regen haben aushalten müssen." (Brief des Lübecker Doktors.)

Fig. 16. Friedrich Trendelenburg, Bürgermeister in Gützkow.

Die Anzeige des Todes der Superintendentin in dem Hamburger Correspondenten (1796) lautet: „Zu Strasen in Mecklenburg-Strelitz entschlief den 3. December die verwittwete Superintendentin Trendelenburg, nachdem sie den 28. November in ihr 92tes Lebensjahr getreten war. Nur 8 Tage vor ihrem Ende litt sie an einem Fieber, welches allmählich abnahm und nach und nach die letzten Lebenskräfte verzehrte, bis sie endlich den sanften Schlaf des Müden schlief. Sie hatte 43 Jahr die frommen Freuden einer christlichen Ehe mit dem wohlseligen Herrn Consistorialrathe und Superintendenten Trendelenburg genossen, war treusorgende Mutter von 18 Kindern, segnende Großmutter von 58 Enkeln, zärtliche Elternmutter von 74 Urenkeln und treuliebende Freundinn ihrer insgesammt aus 150 Gliedern bestehenden Familie. Sie lebte an die 32 Jahr als Wittwe

im Kreise meiner Familie in frommer Zufriedenheit vergnügt und bis an den Tag ihrer Krankheit in anhaltendem Fleiße thätig, mit einer bei so hohem Alter sehr zu bewundernden steten Gegenwart ihres Geistes. — Sanft ruhe sie im Frieden des Herrn! Ihr zärtlicher Muttername bleibt ihrer Nachkommenschaft heilig.

Rahne, Prediger und Schwiegersohn der Verstorbenen."

Über Friedrich Trendelenburg, Bürgermeister in Gützkow (7. Gener. Nr. 32), den älteren Bruder des Superintendenten Theodor in Neubrandenburg, ist nichts Näheres bekannt. Gützkow ist ein kleiner Ort etwa 20 Kilometer südlich von Greifswald gelegen. Nach Merian war er vor Zeiten die Hauptstadt einer Grafschaft, zu der auch Greifswald gehörte. „War etwan ein vornehmer Statt; jetzund aber, nachdem das Schloß daselbst im Jahre 1386 von den Stralsund- und Greifswaldischen verstöret worden, wird solche für einen geringen Flecken gehalten".

Nach einem Zettel bei den Familienpapieren zu schließen, hatte der Gützkower Bürgermeister zwei Söhne, Theodor Christoph und Christian Friedrich Stenz. Der erstere war Kämmerer, der andere Kaufmann in Gützkow. Ein Urenkel des Bürgermeisters mit Namen Theodor wanderte 1838 als Zahnarzt oder Zahntechniker nach Philadelphia aus. Von ihm stammen wahrscheinlich die Familien Trendelenburg ab, die in Amerika leben sollen.

Kapitel 8.

Achte Generation. Dr. Christian Friedrich, Arzt in Lübeck.

Der älteste Sohn des Neubrandenburger Superintendenten war mein Urgroßvater, der Lübecker Arzt Dr. Christian Friedrich Trendelenburg (8. Gener. Nr. 10). Er war als Schüler in dem Alumnat des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin, derselben Schule, dem ich meine Gymnasialbildung verdanke (in neuerer Zeit nach Templin in der Mark Brandenburg verlegt), und studierte von 1745 ab in Göttingen Medizin. Als Lehrer wirkte dort besonders der berühmte Albrecht Haller auf ihn ein, der 1736 von Bern als Professor der Botanik, Anatomie, Medizin und Chirurgie nach Göttingen berufen war und hier bis 1753 wirkte, in welchem Jahr er, vom Kaiser Franz I. geadelt, in seine Schweizer Heimatstadt zurückkehrte. Am 24. Juli 1748 wurde Tr. promoviert und verteidigte in der Disputation 30 Thesen, davon 14 über die natürlichen Pflanzensysteme.

Der Liebe zur Botanik ist er zeitlebens treu geblieben. 1787 schreibt er an seinen Sohn Fritz nach Tübingen: „Deines ehemaligen Lehrers Suckow Anfangsgründe der Botanik sind nun wirklich heraus. Nach der Recension zu urteilen, so hat er wahre und reelle Verbesserungen des

Linné'schen Systems. Ich wünschte, daß du es dir anschafftest und läsest. Ich werde es mir auch sofort verschreiben." Auf seinem Bilde sehen wir ihn mit seinem Herbarium beschäftigt, vielleicht zu Ehren seines Schweizer Lehrers liegt auf dem freien Blatt eine Enzianpflanze. Das unter dem Herbarium liegende Buch trägt den Titel: Dr. Halleri Icones anatomicae. (Das Werk erschien 1743.)

Georg Erhard Hamberger, Professor der Chemie und Medizin in Jena (geb. 1697, gest. 1755, vgl. bei Adelung) hatte 1727 eine Schrift de respirationis mechanismo et usu genuino geschrieben, in der behauptet war, daß sich in der Pleurahöhle zwischen Lungen und Rippenwand Luft befinde, und daß die Wirkung der inneren Interkostalmuskeln darin bestehe, die Rippen herunterzuziehen. Haller hatte durch Tierversuche die Unrichtigkeit dieser Ansichten nachgewiesen, und es entwickelte sich nun ein lebhafter literarischer Streit zwischen beiden Gelehrten und zwischen ihren Schülern, der durch die Leidenschaftlichkeit von Hamberger in eine unerquickliche Zänkerei ausartete. Trendelenburg trat für seinen Lehrer Haller ein, für Hamberger dessen Sohn und andere. Aus Trendelenburgs Feder stammt die in dem Katalog der Göttinger Bibliothek auch unter seinem Namen geführte Schrift: Continuatio controversiae de mechanismo respirationis Hambergeriano qua I Absentia aeris thoracici probatur II Demonstratio Hambergeriana de actione musculorum intercostalium sub crisin modeste vocatur Auctore C.F.T.S.M.M.D. Göttingae MDCCIL. Eine Kupfertafel mit geometrischen Figuren zur Erläuterung der die Rippen hebenden Wirkung der Interkostalmuskeln ist beigefügt. — 1752 veröffentlichte Trendelenburg eine deutsche Schrift gleichen Inhalts „Fernere Fortsetzung der Hallerischen und Hambergerischen Streitigkeiten vom Athemholen", in der die Beleidigungen und Verleumdungen der Gegner energisch zurückgewiesen werden. (Die Schrift befindet sich bei den Familienpapieren). Der Ton entspricht dem persönlich gewordenen Charakter des Streites. Die Göttinger Anzeigen (1752. 21tes

Fig. 17. Dr. med. Christian Friedrich Trendelenburg in Lübeck.

Stück S. 205) schreiben darüber: „Wer das sanftmütige und gelinde Wesen des Dr. Trendelenburg kennt, wird sich vielleicht über die mehrere Heftigkeit verwundern, die er hier bezeuget. Aber die Ursache dieser Wallung bey einem wahrhaftich bescheidenen und höflichen Manne liegt wohl in den auch gerichtlich ahnbaren Scheltworten, die Hambergerischerseits beständig und seit dem Anfang der Streitigkeiten so häufig ausgeschüttet worden sind." —

Tr. wird auch in Hallers Hause verkehrt haben. Sein Sohn Friedrich Wilhelm rühmt 1784 in dem Bericht über seine Schweizerreise (s. u.) den freundlichen Empfang, den er und sein Bruder bei der Witwe Hallers auf ihrem Landgute bei Bern gefunden hatten. „Diese verehrungswürdige Frau, schreibt er, freute sich außerordentlich, Söhne eines alten Freundes und Lehrlings ihres verstorbenen Gemahls zu sehen". —

Nachdem mein Urgroßvater sich in Lübeck niedergelassen und eine ärztliche Praxis begründet hatte, verheiratete er sich am 8. November 1753 mit Sophie Dorothee Schumacher. Die Festgedichte zur Hochzeit habe ich durch die Freundlichkeit des Herrn Prof. Curtius in Abschrift erhalten, die Originaldrucke, mit hübschen Vignetten verziert, befinden sich in der Stadtbibliothek in Lübeck.

Welche Rolle solche Gelegenheitsgedichte zu Familientagen in den deutschen Handelsstädten damals spielten, erfahren wir aus Goethes Wahrheit und Dichtung. Ehe der junge Goethe nach Leipzig auf die Universität ging, also etwa 10 Jahre nach der Lübecker Hochzeit, verkehrte er in Frankfurt ohne Wissen seiner Eltern in einem lustigen Kreise junger Leute, an den ihn besonders seine erste schwärmerische Liebe zu Gretchen fesselte. Die Kosten der abendlichen Gelage wurden dadurch gedeckt, daß Gretchens Vetter für Geld Hochzeitsgedichte und Leichenkarmina verfertigte. Goethe „hatte schon immer die Gelegenheitsgedichte, deren damals in jeder Woche mehrere zirkulirten, ja besonders bei ansehnlichen Verheiratungen dutzendweise zum Vorschein kamen, mit einem gewissen Neid betrachtet, weil er solche Dinge ebensogut ja noch besser zu machen glaubte, und ließ sich gern bereitfinden, die Mühe des Dichtens dem Vetter abzunehmen, der ihn dazu mit den Personalien der betreffenden Familien bekannt machte".

Sollten etwa einige der acht Lübecker Hochzeitscarmina auch auf Bestellung für Geld angefertigt worden sein, so ist unter den Berufspoeten wohl sicher kein Goethe gewesen. Denn sie zeichnen sich mehr durch Länge als durch Tiefe der dichterischen Empfindung aus. Der jüngere Bruder des Bräutigams, Johann Adolf, feiert die „fröliche Trendelenburg und Schumachersche Verbindung durch eine Ode von dem Glücke der Weisheit". Auch die fünf jüngsten Brüder „bezeugen ihre zärtlichste Freude", indem sie das Glück und das Vergnügen des Naturforschers schildern, das sich bei dem Bruder nun durch die Verheiratung noch vervollkommnet.

„So hat Dein muntrer Geist sich an dies weite Feld,
Geliebter Bruder, längst zu Deiner Lust geweidet,
Doch, daß auch diese Lust, die man unschätzbar hält,
Durch ein erweitert Glück auch einen Zuwachs leidet,
Zeigt der erwünschte Tag, da Dir der Vorsicht Rath
Durch eine kluge Wahl zum folgenden Vergnügen
Das, was Dich glücklich macht, heut zugefüget hat" usw. —

An die Stelle des Lateinischen im 17. Jahrhundert (s. o. S. 58) ist jetzt das Französische getreten. Balthasar Munter liefert ein längeres Epithalame, dessen Schlußvers lautet:

„Les amours, qui vos soins contentent
Ne vous rendront que du plaisir:
Et ces ardeurs, qui vous enchantent,
Ne serons jamais affaiblis.
Les charmans jours de la jeunesse
Ne vous passeront qu'en tendresse.
Ainsi qu'ils dès jours iront.
Soit que votre printems se passe;
Même les longs jours de la glace
Jamais ne vous dégouteront.“ —

Ein anonymer Freund preist die Verbindung des jungen Paares im Gegensatz zu den auf unechter berechnender Liebe gegründeten Ehen. In dem Gedicht heißt es:

„So hinkt bey sündlichen Altären
Des tauben Baals blinde Zunft.
Den Götzen knieend zu verehren
Belehrt sie blöde Unvernunft.
Weit über sie, im Geist erhaben,
Verschmäht der Weise diese Gaben
Und Tugend ist es, die ihn reizt.
Geheim, doch mit verklärtem Blicke,
Ersieht er sich ein zeitlich Glücke,
Darum ein Thor vergebens geizt.

Doch solch ein Paar kann ich nicht schildern
Da mir nicht Farb und Pinsel tügt.
Gnug, daß in wohlgetroffnen Bildern
Sein Abriß uns vor Augen liegt.
Auch Du, o Paar! das itzt ich sehe,
Kanst von der wohlgerathnen Ehe
Der Zukunft einst ein Muster seyn.
Drück, holde Braut! den künftgen Bräuten,
Um gleichen Vortheil zu erbeuten,
Dein Bildniß, im Verhalten, ein.

Mann! den ein großer Vater zeugte,
Den noch ein Volk als Aron ehrt,
Was ist's, das Dich zu Jener neigte?
Ein kluges Wehlen, so Dich lehrt.
Schon klug, bey jugendlichen Jahren,
Hat Deinen Fleiß Berlin erfahren,
Den Hallers Beyfall noch erhebt.
Kein Wunder, daß in Lübecks Gränzen,
Wo Dich Verdienst und Ruhm bekränzen,
Auch eine Gattin für Dich lebt.“ usw. —

Dem Dichter der oben erwähnten Ode von dem Glücke der Weisheit macht Nikolas Binder mit einem Gedicht „Die Tugend“ Konkurrenz, das, ganz unpersönlich gefaßt, für jedes tugendhafte Hochzeitspaar passen würde und daher den Verdacht aufkommen läßt, daß es auf Bestellung in einer Versfabrik hergestellt sein könnte. Für den Geschmack der Zeit ist es charakteristisch, und ich möchte daher auch diesem Carmen einige Verse entnehmen:

1. Begrüße mich mit deinem Lichte,
O Tugend edler Seelen Zier!
Gieß dich hinein in dieß Gedichte
Und reiß die Herzen fort mit dir!

2. Dir Göttin klinge meine Flöte,
Erhaben, zierlich, stark und rein!
Und wär ich immer ein Poete:
So will ich's dir, o Tugend seyn.

3. Es eilt vom ewig festen Sitze
Der starken Gottheit englisch schnell
Ein leuchtend Heer entflammter Blitze,
Und selbst die Finsterniß wird hell. — —

6. Du brausest her von deinen Höhen;
Es rauscht die fortgewühlte Last;
Das Laster eilt zum Untergehen
In deinen Wirbel aufgefasst. — —

8. Es tönt in deiner ernsten Stimme
Des Weltgerichtes strenger Laut.
Die Bosheit staunt vor deinem Grimme;
Und starrenden Tyrannen graut. — —

11. Erzürnte Tugend! deine Schrecken
Ergreifen und erfüllen mich.
Fast eil ich selbst mich zu verstecken:
Ist denn die Tugend fürchterlich?

12. Ich seh der Sonne sanfte Stralen
Im Lenz durch Wald und Gärten glühn;
Die Ros eilt sich mit Gold zu mahlen:
Es glänzt der Wälder lebhaft Grün.

13. Dein edles Licht tränkt uns mit Wonne,
Wir streuen güldne Stralen hin;
Aus unserm Geiste glänzt die Sonne:
Und frohe Hoffnung aus dem Sinn. — —

20. O Tugend! anmuthsvolle Schöne!
Dir wirbelt meiner Opfer Rauch;
Zeig mir nur einen deiner Söhne,
Und eine deiner Töchter auch.

21. Ja sie sind's, die ich dort erblicke;
Am Traualtar schlägt ihre Brust,
Ihr Bund mit dir ist Heil und Glücke
Ihr Bund mit sich ist Himmelslust.

22. Sey ewig ihrem Trieb gewogen!
(Schluß) O Göttinn! welch ein Paar ist dieß!
Ja, Tugend! du hast sie erzogen:
Ist denn Ihr Glück noch ungewiß? —

Von seiner Studienzeit bei Haller her war mein Urgroßvater mit dem Professor der Botanik in Kopenhagen, Oeder, befreundet, dem Verfasser der Flora Danica. Ihn lernte der oben (vgl. S. 72) erwähnte Engländer Nugent in Hamburg kennen, sie machten die Reise nach Lübeck zusammen, und Oeder führte ihn hier bei seinem Studienfreunde Tr. ein. Nugent schreibt dann am 6. September 1766 folgenden Bericht: „Den

folgenden Abend waren wir bei dem Herrn Subrektor Behn invitirt. Hier fanden wir viele der vornehmsten Gelehrten aus der Stadt vor, und eine Menge von Damen machte die Gesellschaft noch brillanter. Die mehrsten spielten Karten, und die Herren, die nicht am Spiel waren, rauchten Tabak, welches die Damen gar nicht inkommodirte. Der Wirth rauchte den meisten Gästen selbst die Pfeife an, und nachdem er einigemal zugeschmaucht, wischte er das Pfeiffenrohr sauber an seinem Rockzipfel ab, und präsentirte so seinem Freunde die Pfeiffe. Dies ist man hier zu Lande so gewohnt, und die Gewohnheit versöhnt uns mit jeder Sache. Wir hatten kein ordentliches Abendessen, sondern die Gesellschaft aß und trank den ganzen Abend durch, denn die Bedienten liefen beständig im Zimmer herum und präsentirten den Herren und Damen Wein, Bier und kleine Schnitte kalter Küche. Die Gesellschaft blieb ziemlich lange, und beym Weggehen wurden wir von Hrn. Rektor Overbeck auf den folgenden Mittag gebeten, allein da wir uns schon vorher beym Doktor Trendelenburg zum Abendessen engagirt hatten, so gab ich dem Herrn Professor Oeder zu verstehen, daß es uns wohl zu viel werden mögte, wenn wir uns auf einen Tag doppelt versagten. — Und warlich! itzt bin ich froh, daß wir so vorsichtig waren, des Rektors Einladung abzuschlagen, denn wir empfingen bei Trendelenburgs allein schon unser bescheiden Theil. Trendelenburg ist aus Neubrandenburg gebürtig, und folglich ein gebohrner Unterthan vom Herzog von Streliz. Er ist ein wohlgebildeter Mann, eher korpulent als mager, rund von Gesicht, schwarz von Augen und überhaupt von äußerst einnehmender Physiognomie; seine Frau ist eine sehr angenehme Dame, mit welcher er neun schöne Kinder hat. Obgleich Trendelenburg die größte Praxis in der Stadt hat und sehr vornehm lebt, so hält er sich doch keine Equipage[1]), denn es ist hier nicht Mode, daß Aerzte sich Equipage halten. Ihre Besuche werden nicht sonderlich bezahlt, wo ich nicht irre, so erhalten sie jedesmal einen Thaler. — Unsere Gesellschaft war sehr zahlreich, denn die Deutschen haben die Mode, daß sie einem Fremden zu Ehren ihre nächsten Verwandten und Freunde zusammen bitten. Die Absicht darbey ist ohne Zweifel sehr gut, allein die Sache selbst will mir doch nicht gefallen, denn das eigentliche gesellige Vergnügen geht in einem so großen Schwarm verlohren. Es wurden ebenso, wie am vorigen Abend, Karten und Pfeiffen gereicht, und um 9 Uhr setzten wir uns mit vielen Ceremonien zu Tische, nachdem vorher ein Geistlicher, ein Anverwandter der Madame Trendelenburg, laut gebetet hatte. Jedes Gericht zu beschreiben, würde mir unmöglich seyn, denn ich glaube, daß wir wenigstens vierzig verschiedene Schüsseln hatten; auch ließ sich die Gesellschaft die verschiedenen Sorten guter Weine recht herrlich schmecken. Nach dem Essen wird hier zu Lande das Tischtuch nicht weggenommen, die Damen entfernen sich auch nicht, wie es bey uns in England gebräuchlich ist, sondern sie essen dann noch Früchte und Confekt, und trinken, doch nur mäßig, mit den Mannspersonen so lange, bis die ganze Mahlzeit vollbracht ist, und das

1) In einem späteren Brief vom Jahre 1786 erwähnt Tr. aber „seine Kutsche".

ist gewöhnlich um drey Uhr. Nach Tische geht die ganze Gesellschaft mit großer Formalität im Zimmer herum, und dann gehts ans Komplimentiren: die Mannspersonen küssen sich untereinander, dem Frauenzimmer aber küssen sie bloß die Hand. Die Damen salutiren sich untereinander ebenso wie die Männer, und bey jedem Bückling und Knicks heißt es: wohl bekoms Ihnen! Ist dies alles glücklich überstanden, so setzt man sich noch eine Weile nieder, die Herren rauchen allenfalls noch eine Pfeiffe, allein getrunken wird nun nicht mehr. Ich für mein Theil war herzlich froh, als die Gesellschaft endlich aufbrach, denn ich machte schon sicher Rechnung darauf, daß ich den folgenden Morgen würde den Doktor consuliren müssen; allein noch hat mich mein guter Genius mitten in so vielen Gefahren erhalten. — Als wir den anderen Morgen, wider alles unser Erwarten, uns treflich wohl befanden, so beschlossen wir Travemünde zu besehen."

In Travemünde machte dem Engländer das Lager von 2000 armseligen Emigranten, die auf Betreiben von Katharina II. zum Transport nach Rußland bereitlagen, einen sehr traurigen Eindruck, über 10000 waren schon zum Zweck der Ansiedlung in Rußland abtransportiert. „So vortrefflich", schreibt er, „die Politik dieser großen Kaiserin ist, so kurzsichtig ist gegentheils das Betragen der deutschen Fürsten, die es geduldig ansehen können, daß ihre Länder durch diese Emigrationen ihrer größten Stärke beraubt werden. Dies ist eine natürliche Folge der Unterdrückungen des Adels, unter welchen der Bauer im Stande der Leibeigenschaft, aller Gemächlichkeiten und Bedürfnisse des Lebens beraubt, seufzen muß. — Sie sehen also, daß Deutschland noch immer die große Offizin der Völker ist, woraus zu allen Zeiten ein so großer Schwarm von Menschen genommen worden, bald um damit entfernte Provinzen zu zerstören und bald sie zu bevölkern." —

Einige Jahre früher (1761) war auch der bekannte Geograph Anton Friedrich Büsching auf seiner Reise von Göttingen nach Petersburg einmal zu Gast bei dem „berühmten praktischen Arzt Dr. Trendelenburg in Lübeck". Ebenso wie dem Engländer Nugent fielen ihm einige eigentümliche Sitten in der Reichsstadt auf, so „daß die Gäste nach dem Gebet vor Tische den Wirth um Entschuldigung und Vergebung baten, nemlich, daß sie auf seine Einladung erschienen wären".

Die Rezepte unseres Lübecker Doktors scheinen an Länge mit den Menüs an seiner gastlichen Tafel gewetteifert zu haben; ein bei den Familienpapieren befindliches Rezept von seiner Hand ist aus nicht weniger als 14 verschiedenen Ingredienzen zusammengesetzt. Seine Rezepte erfreuten sich aber eines guten Rufes, ein aus cremor tartari, tartarus stibiatus und Rhabarber bestehendes pulvis digestivus wurde als Trendelenburgisches Pulver noch nach Jahrzehnten in den Lübecker Apotheken verkauft. Des Doktors konsultative Praxis erstreckte sich von Lübeck nach Holstein und nach Mecklenburg hinein.

Lernten wir meinen Urgroßvater durch die Schilderung von Nugent als behaglich lebenden liebenswürdigen Mann und freundlichen Wirt kennen, so findet dieses Bild eine wesentliche Ergänzung in den uns erhaltenen Briefen, die er etwa 20 Jahre später an seine beiden in Tübingen, Heidelberg und Göttingen studierenden Söhne schrieb. Hier tritt er uns als

ein Mann von vielseitigen Interessen und Kenntnissen entgegen, als kluger sparsamer Haushalter und als liebender, treu sorgender Vater seiner Kinder.

Die Briefe sind an die beiden Söhne gemeinsam gerichtet, so lange beide zusammen in Tübingen studierten (1782—1784), später, nachdem sich die Brüder getrennt hatten, an meinen Großvater Friedrich Wilhelm allein (nach Heidelberg und Göttingen 1784—1787). Friedrich Wilhelm, als Fritz angeredet, studierte Jura und Cameralia, der etwas jüngere Bruder Schack Theologie und alte Sprachen.

Von den Studien der Söhne interessierten den Vater am meisten die mit den Naturwissenschaften und der Technik verwandten cameralistischen und „ökonomischen" des älteren. Von der Theologie und den alten Sprachen ist in den Briefen seltener die Rede, wo der Vater sich an den jüngeren Sohn wendet, handelt es sich meist um ärztliche Ratschläge für die Pflege seiner Gesundheit. Der Jüngere litt an einer starken Neigung zur Hypochondrie, die, wie mein Vater mir öfters erzählte, den von ihm sehr geschätzten und verehrten „Onkel Schack" zeitlebens nicht verlassen hat. Auf die Studien bezügliche Ermahnungen und Ratschläge sind fast immer an Fritz gerichtet, wahrscheinlich nicht nur wegen der dem Vater fernerliegenden Studienfächer des anderen Sohnes, sondern, weil bei Schack die Gemütsstimmung Schonung und Vorsicht erforderte.

Um so mehr sucht der Vater auf den anderen Sohn Fritz mahnend und beratend einzuwirken. Als praktisches Ziel schwebt ihm eine juristische Stellung in seiner Vaterstadt Lübeck vor, das eigentlich juristische Studium soll in erster Linie stehen, das cameralistische in zweiter. „Was die Cameralwissenschaft betrifft", so schreibt er am 5. Juli 1783, „so muß ich dir immer noch zu bedenken anheim geben, daß du sie, so angenehm u. nützlich sie auch an sich ist, demnoch schwerlich zu deiner Haupt-Wissenschaft wählen darfst, wenn du dein Glück in Lübeck machen willst. Sie ist die, die hier unter allen am wenigsten Brod giebt. Wenn du dann ein recht fertiger Jurist bist, u. neben bey ein guter Cameralist u. Mathematicus, so wird Dir dis vor andern hiesigen Juristen Vorzüge geben, die dann dich vor andern hier forthelfen können." — Für die letzten Semester schickt der Vater den Sohn nach Göttingen, wo er besonders bei dem berühmten Staatsrechtslehrer J. St. Pütter (geb. 1725, gest. 1807) hören und an praktischen juristischen Übungen teilnehmen soll. „Dein Entwurf", so heißt es in einem Brief vom 6. Sept. 1783, „in Ansehung deiner fortzusetzenden Studien, lieber Fritz, und deine gar zu große Abneigung vor Göttingen gefällt mir nicht gantz. Es wird um der Practischen Arbeiten willen durchaus nothwendig seyn, daß du wenigstens dein letztes akademisches Jahr in Göttingen zubringest. Nichts fällt einem angehenden Juristen, der von Universitäten zu Hause kömmt, schwerer als die practischen Arbeiten, wenn er nicht vorher Gelegenheit gehabt hat, sich darinnen zu üben, sondern nur bloßer Theoreticus ist. Auf keiner Universität aber ist so gute Gelegenheit in practischen Arbeiten selbst Hand anzulegen u. Anleitung darinnen zu erhalten als in Göttingen. Dis mustu also durchaus mitnehmen."

Als Grundlage aller kameralistischen Fächer sieht er die Mathematik an. „Dies Jahr", schreibt er in demselben Brief, „geht dann wieder ohne Mathematic weg. Was ist aber ein Gelehrter ohne selbige u. was ist wohl ein Cameralist ohne rechtschaffene Kenntniß derselben? Gewiß Nonsens!", und ein anderes Mal: „Ein Jahr könnte wohl billig dazu (zum Studium der Kameralwissenschaften) hinreichen, wenn du dich von nun ab annoch in Tübingen recht fleißig auf Mathematik legen wolltest, hauptsächlich auf Feldmessen, Hydraulic, Baukunst, Wasserbaukunst, Brücken- u Schleusenbau." — Das Studium der Kameralia soll aber nicht nur theoretisch sondern auch praktisch und auf möglichst breiter Grundlage betrieben werden. „Studire fleißig Chemie! Versäume aber das übrige nicht dabey, den Brücken- und Wasserbau, die Ökonomie und was dazu gehöret, fürnemlich Forstwesen, worinne du vielleicht einmal deiner Vaterstadt wirst dienen können."

Für das fünfte Semester war der Besuch der technischen und landwirtschaftlichen Schule in Lautern (Kaiserslautern) in Aussicht genommen, an die 1778 der Bekannte Goethes aus der Straßburger Zeit Jung-Stilling (Mystiker, Augenarzt, Staaroperateur) als Professor der Landwirtschaft berufen war. Da die Schule aber mit der Universität Heidelberg vereinigt wurde, ging Fritz im Herbst 1784 nach Heidelberg. Wiederholt ermahnt der Vater ihn nun, jede Gelegenheit, die sich in der industriereichen Pfalz darbiete, zum Besuch von Fabriken und zur Besichtigung von Schleusenanlagen, Deichen u. dgl. zu benutzen. Solchem Rate folgend, machte mein Großvater von Heidelberg aus zusammen mit neun Genossen unter Leitung von Prof. Jung eine kleine Studienreise nach Mannheim und Monsheim, über die er dann einen kurzen Bericht niederschrieb. In Frankenthal bei Mannheim besichtigten sie die „Silber- und Goldfabrik", in der Silber und Gold zu zarten Drähten und feinsten zum Nähen zu verwendenden Fäden ausgezogen wurde. Die Maschine wurde von vier Leuten getrieben. Sodann ging es in eine Weberei, eine Fabrik, in der eiserne Schnallen gemacht wurden, eine Seidenweberei, Strumpffabrik, Färberei und Essigbrauerei. Am Frankenthaler Kanal erregte ein schöner Kran und eine daneben stehende Wage, mit der man 40 Zentner auf einmal wiegen konnte, besondere Aufmerksamkeit. Schließlich folgte ein Besuch „bei dem berühmten Pfälzer Erzbauer Mellinger mit seinen zwei Söhnen" in Monsheim, wo man sich über Stallfütterung, Brennerei und Essigfabrikation unterrichtete.

Zu einer ähnlichen Studienreise rät der Vater dem Sohne, als dieser im Begriff ist von Göttingen nach Lübeck zurückzukehren, „damit du dich aber dazu geschickt machtest u. genau wüstest, worauf du fürnemlich dabey zu achten hättest, so wünschte ich, daß du bei müßigen Stunden fleißig die beyden ökonomischen (Bücher) läsest, die unter folgenden Titeln dir vielleicht schon bekannt sein werden: 1) Leipziger Magazin zur Naturkunde, Mathematik u. Oeconomie von Leske (?) u. Hindenburg, u. dann 2) die Bemerkungen der Churpfälzischen physicalisch-ökonomischen Gesellschaft. Beyde Werke insonderheit ersteres werden schon zu vielen Bänden hinangeschwollen seyn u. sich anzuschaffen ziemlich kostbar fallen. Hoffentlich

aber hast du Gelegenheit sie dort geliehen zu bekommen. Insonderheit wirstu dort viele Bemerkungen von einem GehR. Schubert u. Amtmann Holzhausen antreffen die Stall- u. Klee-Fütterung beym Rind- u. Schaf-Vieh betreffend, von deren glücklichem oder unglücklichem Erfolge nun hin u. wieder sehr verschieden, dagegen u. dafür geschrieben u. gesprochen wird, so daß es sich gewiß der Mühe verlohnen wird, mit eigenen Augen zu untersuchen, was wahr oder falsch sey, u. was man eigentlich davon glauben soll, u. ob und wo noch einige Mängel u. Fehler stecken mögen" (Brief vom 9. Januar 1786).

Für die Landwirtschaft hatte der Lübecker Doktor ein besonderes Interesse, bei seinen Konsultationsreisen auf die Güter in Holstein und Mecklenburg wird er jede Gelegenheit benutzt haben, seine Kenntnisse auf diesem Gebiet zu erweitern. Das Interesse wurde ein noch persönlicheres, als seine Tochter Agneta (Nettchen) sich mit einem Landmann D. F. Ladiges (s. u.) verlobte, und sein Sohn Johann Georg, der Professor in Danzig war, sich ein kleines Gut in Westpreußen kaufte.

„Für allen aber wünschte ich", schreibt er am 11. Juni 1785 nach Heidelberg, „daß du diesen Sommer u. künftigen Winter dir die Stallfütterung nach allen ihren Regeln, Handgriffen u. Vortheilen recht bekannt machtest. Man siehet hier im Holsteinischen solche immer noch als impracticable u. der Haushaltung nachteilig an, ohngeachtet ich überzeugt bin, daß solche in der Landwirthschaft ungemein vortheilhaft sey, u. man den Ertrag eines Guts gar sehr dadurch erhöhen könne. Das einzige mögliche, was mir die Landwirte dagegen einwenden, u. ich ihnen aber nicht mit Gewißheit wiederlegen kann, ist das, daß die Butter dabey sehr viel von ihrer Güte verliere, u. sie daher in ihrem so beträchtlichen Butterhandel mehr verlieren würden, als der übrige Vortheil betragen könne. Es wird also darauf ankommen genau zu beobachten, ob die Kühe bey der Stallfütterung merklich schlechtere Butter geben, als die bey der Koppelweide. Vielleicht ist die Butter in dasiger Gegend überhaupt nicht so gut, als im Holsteinschen, u. so muß man nur die dasige Butter bei der Stallfütterung mit der dasigen bey der Koppelweide u. nicht eben mit der gewöhnlich Holsteinschen vergleichen. Wahrscheinlich kömmt alles nur auf die rechte Behandlung an, auf dasjenige was man füttert, wie viel u. zu welchen Zeiten man es giebt, wie oft u. viel das Vieh getränket wird, wie oft u. wann man das Vieh aus dem Stalle lässet, um sich etwas zu vertreten, wie man ihre Reinlichkeit besorget, den Dünger aus dem Stalle bringet, ihnen Streuung giebt, sie striegelt, bürstet pp. u. insonderheit auf genaueste Ordnung in allen diesen Stücken u. auf Ordnung in allem hält u. auf gehöriges Maas des Futters. Bey einem neuerlichen Landwirte las ich 2 ℔ Klee u. 3 ℔ Stroh, wechselsweise den Tag hindurch alle 3 Stunden gegeben, u. nachts nichts, sey genug. Das dünkt mich dann doch würklich zu wenig zu seyn. Ich wünschte, daß du hierauf genau acht gäbest u. bemerktest ob dis in Praxi richtig sey. Es kömmt hierauf viel an; u. du wirst hiezu leicht bei deinen kleinen Excursionen auf's Land, z. E. zu der Frau de la Roche Gelegenheit finden."

Der Vater wollte durch den brieflichen Verkehr mit den Söhnen nicht nur diese in ihren Studien leiten und fördern, sondern auch sich selbst in

wissenschaftlichen und technischen Dingen auf dem laufenden erhalten. „Angenehm würde es mir auch seyn", schreibt er nach Tübingen, „nach grade etwas ausführlicheres von der Plougretschen Salmiak Fabrik (nach der er sich schon in einem früheren Brief erkundigt hatte) von Euch zu lesen, u. insonderheit auf was compendiöse und wohlfeile Art das dazu nöthige Sal volatile von dem Herrn Dr. Plougret bereitet und gereinigt werde. Suchet hierzu so bald und so viele Gelegenheit als nur möglich. Erkundiget Euch mit Fleiß, mit Manier, es sey öffentlich oder im Geheim, wie Ihr es der Klugheit am gemäßesten sehet, und meldet alles nach und nach ausführlich." Es sieht fast so aus, als wenn der Lübecker Doktor daran gedacht habe, sich auch eine Salmiakfabrik anzulegen.

Der Vater des Arztes Dr. Plougret, Professor Pl., war krank und wurde von seinem Sohn mit Elektrizität behandelt. Mein Urgroßvater fragt an: „Auf wes Art läßt er sich die Electricität appliciren? durch Ausströhmungen? oder durch Funkenauslocken? oder fürnemmlich vielleicht durch Erschütterungen und Leidensche Stöße? Als Physici werdet Ihr mir hiervon schon einen kurtzen u. treffenden Bericht geben können."

In einem anderen mir leider abhanden gekommenen Brief trägt er Fritz auf, sich bei den Herren Professoren zu erkundigen, was es mit der kürzlich entdeckten „Lebensluft" auf sich habe, und ob man durch Einatmenlassen derselben bei Kranken Heilwirkungen beobachtet habe. Gemeint ist mit der Lebensluft der 1774 gleichzeitig von Scheele und von Priestley entdeckte Sauerstoff. Auch über die „Luftkugeln", wohl kleine Luftballons (der Brüder Montgolfier erste Versuche fallen in das Jahr 1773) will er Bescheid haben, besonders mit was für Luft sie gefüllt seien.

Am 3. August 1785 schreibt er an Fritz: „Soeben habe ich eine Beschreibung achromatischer Fernröhren u. zusammengesetzter Vergrößerungs-Gläser von einem gewissen Herrn Tiedemann in Stuttgart vor mir. Kennest du den Mann u. kennstu seine Arbeiten oder kennen einige deiner Herren Professoren diese? Erkundige dich danach! Arbeitet er so gut wie seine Beschreibung hoffen lässet, so wollte ich ihm wohl vorschlagen, einen Versuch zu machen, nach Art des Herrn Professor Aepinus in St. Petersburg ein zusammengesetztes Microscop mit einem achromatischen Ocular-Glase zu machen. Dis soll von gantz ausnehmend schöner Würkung seyn. Geriethe es u. er wäre nicht zu theuer damit, so schaffte ich mir dort selbst eins von ihm an."

Der Doktor scheint sich neben seiner Praxis mit allerlei naturwissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt zu haben. Als Fritz auf der Reise nach Göttingen durch Altona kommt, schreibt er ihm dorthin: „Außer diesem muß ich dir noch einen Auftrag geben, den ich hier immer vergessen, und welchen du noch ehe du aus Hamburg reisest auszurichten u. nicht zu versäumen, ich dich sehr bitten muß. Immer noch habe ich einige Bemerkungen an Taschen-Krebsen zu wiederholen nöthig. Zu dem Ende bitte ich dich, noch von Hamburg aus mit der fahrenden Post einige Stücke zu übersenden. Drey bis vier Stück männlichen u. eben so viel weiblichen Geschlechts sind mir hinreichend, muß aber von beyden haben. Du wirst sie gar leicht von einander unterscheiden. Die weiblichen haben einen sehr breiten, starken,

gewölbten u. am Rande gefranseten Schwantz u. unter selbigem gleichsam kleine Füßchen um die Eyer daran aufzunehmen. Diese letztere fehlen den männlichen gantz, u. so ist ihr Schweif auch nur dünn, plattangedrückt u. schmal, fast spitzig." (12. Juni 1786.)

Von Tübingen u. von Heidelberg bestellt er sich Pfirsich- und Aprikosenbäume, einmal für eine Dame, der er wegen Verleihung eines Stipendiums für Schack verpflichtet war, ein anderes Mal für sich selbst und den Schwiegersohn Ladiges. „Die alte Frau Geheime Rähtin von Eiben auf Lütchenhof hat mir aufgetragen, Euch zu committiren, Ihr Zwey Stück niederstämmige Aprikosen-Bäume von bester Art anzukaufen, selbige wohleingepackt, u. die Wurtzeln mit umschlagenen Moose wohl versorgt, mit den nächsten Meß- oder Fracht-Wagen nach Frankfurth zu übersenden unter adresse: à Madame la veuve Moritz née Schöll à Francfort, die dann auch die Fracht davon zu Frankfurth bezahlen wird." (20. März 1784.) — „Dein neuer Schwager Ladiges wird wohl ohngefähr in der Himmelfahrts-Wochen Hochzeit machen. Er wünschet mit mir von den dortigen vortreflichen Pfirschen- u. Apricosen-Bäumen zu haben, u. bitte ich dich, wo möglich von jeder Art 6 Stk anzuschaffen. Könntest du andere ausnehmende schöne Obst-Arten, es sey Poire gris, Poire blanc, Bergamotte oder sonst vortreffliche Äpfel-Bäume, hoch- oder niedrigstämmige, jedoch nur einzelne, oder eine Parthey von den dort so berühmten Spargel-Pflanzen oder Saamen von sonstigen ausnehmenden Garten-Gewächsen beyfügen, so würde es mir sehr angenehm seyn; aber jede Arten von Bäumen, Pflanzen u. Saamen müssen wohl bezeichnet u. richtig genannt seyn. Alles könnte gegen die Frankfurther Messe von irgend einem dortigen Commissions-Händler, allenfals an die Herren Gebrüder Bettmann, zur ferneren Beförderung mit dem Meß- und Fracht-Wagen entweder auf hier oder Hamburg gesandt werden. Doch siehe auch etwas auf Menage, da es wol lediglich auf meinen Beutel gehen muß." (21. Febr. 1786 nach Heidelberg.)

In einigen Briefen antwortete der Vater auch auf ärztliche Fragen von Kranken u. Ärzten, die ihm durch den Sohn übermittelt sind, z. B. über seine Erfahrungen mit der Pockenimpfung (vgl. im nächsten Kapitel bei Theodor Trendelenburg). Wiederholt erteilt er Ratschläge in bezug auf die Behandlung der Frau de la Roche, einer Lübeckerin und Freundin der Familie, die in der Nähe von Heidelberg wohnte. Sie litt an der Schwindsucht und erlag der Krankheit zu der Zeit als Fritz in Heidelberg studierte. Interessant ist, daß er bei der hoffnungslos Kranken neben Ziegenmilch, Eselsmilch, Laudanum, Chinadekokt und anderen Medikamenten auch einen letzten Versuch mit dephlogistisierter Luft empfiehlt. Damit hatte es folgende Bewandtnis. Der Sauerstoff war, wie oben erwähnt wurde, zwar schon entdeckt, aber man hatte vor Lavoisier doch noch keinen richtigen Begriff von dem chemischen Vorgang bei der Verbrennung. Es herrschte noch die von Georg Ernst Stahl, Professor der Medizin in Halle, dann Leibarzt des Königs von Preußen (geb. 1660, gest. 1734), begründete phlogistische Theorie. Diese nahm an, daß in allen brennbaren Körpern ein hypothetischer Stoff, das Phlogiston, enthalten sei, der bei der Verbrennung in die Luft

entweiche. Man kam dann auf den Gedanken, daß ganz reine, von dem beigemischten Phlogiston wieder befreite Luft einzuatmen, bei Kranken eine Heilwirkung ausüben könnte, und „dephlogistisierte" die Luft. Der Urgroßvater hatte kein großes Zutrauen zu dieser Heilmethode. Wie die Luft von dem Phlogiston befreit werden soll, gibt er in den Briefen nicht an, er bespricht nur kurz die Art, wie der Kranke, nicht durch die Nase, sondern durch den geöffneten Mund atmend und den Verschlußhahn des die dephlogistisierte Luft enthaltenden Apparates abwechselnd öffnend und schließend, die Luft bei der Inspiration in die Luftwege aufnehmen soll, und fährt dann fort: „Sonst hat man bey dieser Operation nicht so äußerst ängstlich zu sorgen u. zu verhüten, daß nicht das allermindeste von atmosphärischer Luft sich mit der dephlogistisirten mische. Ich bin der sicheren Meynung, daß stetige Umgebung u. Einathmung der reinsten völligst dephlogistisirten Luft keinem animalischen Cörper u. auch keinem Kranken so gantz völlig zuträglich sey. Sie würde das uns auch nöthige Phlogiston so stark auflösen u. wegführen, daß das Gleichgewicht unserer animalischen Einrichtung dadurch leyden u. auf einer anderen Seite seiner Destruktion allmählig sich nähern würde. Gewiß würde der weise allgütige Schöpfer uns mit einer solchen völlig dephlogistisirten u. völlig reinen Luft umgeben haben, wenn sie uns nöthig, dienlich u. nützlich wäre. Demohngeachtet bleibt es wol gewiß, daß gewisse Patienten einer mehr gereinigten Luft bedürfen, als die atmosphärische, u. insonderheit als die Luft ihres Kranken-Zimmers u. als diejenige ihres verschlossenen Gardinen-Bettes ist. Ein gewisser Preußischer Printz hatte die Idee ein gantzes Kranken-Zimmer mit der dephlogistisirten Luft anzufüllen u. gab dis Problem dem Herrn Professor Bahrd in Berlin auf, um es in der Charité auszuführen. Er machte allerley Versuche zu diesem Zweck aber vergeblich. Der Meynung bin ich aber gewiß, daß, wenn man bey gewissen Patienten vollkommene Würkung der dephlogistisirten Luft haben will, man einen ganzen stetigen Strohm über sein Gesicht, Cörper u. Bette herfließen lassen müsse. Eine sehr schwere Sache u. zur Zeit noch unmöglich. — — — Genug hiervon! Doch wünschte ich, daß du mit dem H. Pr. Succow hierüber etwas ausführlich sprächest, allerhand Proben machtest, aber auch die gesammelte Luft scharf prüftest, allenfalls mit dem Eudiometer."

Wie in den meisten Korrespondenzen zwischen Vätern und ihren studierenden Söhnen spielt auch der Wechsel und der „Zustand der Dukatenbörse" in den Briefen eine Rolle. Am 6. Sept. 1783 schreibt der Vater: „Heute vor acht Tagen habe ich Euch, lieben Kinder, Euren Wechsel fürs künftige halbe Jahr übermacht, 80 Ducaten, nebst 6 Dukaten Zulage, als 5 für die Reise u. Cur zu Wildbaden u. einen für die Weste. Hoffentlich werdet Ihr alles zu seiner Zeit richtig erhalten u. bey einer ordentlichen Oeconomie bequem bis Ostern damit auskommen". Ein Dukat entsprach nach jetzigem Gelde 9—10 Mark. Die Westen wurden damals mit (z. T. goldenen) Stickereien verziert und waren daher wohl besonders teuer. Aber die Kleidung scheint überhaupt verhältnismäßig recht kostspielig gewesen zu sein. Für Fritz schickt der Vater „zu einem neuen Kleide statt seines verbrannten" 14 Dukaten. Immer wieder ermahnt der Vater zur Sparsamkeit. Am 4. Dez. 1784

Von den übrigen zehn Söhnen des Neubrandenburger Superintendenten, von denen drei in frühster Jugend gestorben sind, wissen wir Näheres nur über Adolf Friedrich und Einiges über Karl Ludwig Friedrich (8. Gener. Nr. 24).

Weidlich bringt in seinen biographischen Notizen aus dem Jahre 1781 (II, S. 405) folgendes:

„Adolf Friedrich Trendelenburg Beyder Rechte und der Weltweisheit Doktor, Kayserlicher Hof-Pfalzgraf, Königl. Dänischer Etatsrath und oberster Professor der Rechte auf der Universität Kiel. Ist a. 1737 zu Neu Strelitz geboren, studirte zu Göttingen, ward daselbst 1760 beider Rechte Dr., 1761 außerordentlicher Professor in Helmstädt, im selben Jahre Magister, 1762 ordentlicher Professor an der neu angelegten Universität Bützow, 1769 erhielt er die Kaiserliche Pfalzgrafenwürde, ward 1774 Assessor bei dem Königl. Schwedischen Tribunal in Wismar, legte aber diese Bedienung bald nieder. Denn er ging schon 1774 als Dänischer Etatsrat und oberster Professor der Rechte mit 1500 Thaler Gehalt auf die Universität Kiel. Er ist ein gründlicher und sehr geschickter Rechtsgelehrter, und seine Schriften sind auch in einem schönen Styl geschrieben."

Fig. 19. Adolf Friedrich Trendelenburg, Professor der Rechte in Kiel.

Anton Springer erwähnt Adolf Trendelenburg in seiner Biographie von Friedrich Christoph Dahlmann als Göttinger Studiengenossen und nahen Freund von Dahlmanns Vater.

Als Schüler besuchte Trendelenburg das Catharineum in Lübeck und ließ schon damals seine Neigung zu wissenschaftlicher Schriftstellerei erkennen, indem er eine Reihe von kleinen, meist lateinischen Gelegenheitsschriften verfaßte, die einem damaligen Gebrauch zufolge sogar gedruckt wurden (1753—1755). Nach B. Kordes' Lexikon schrieb er zur Hochzeit seines Bruders Christian Friedrich (Kordes sagt irrtümlich Carl Ludwig Friedrich, welcher jünger war als er selbst): „Gedanken über die Frage,

ob man den Erfolg einer Ehe aus der Gemütsbeschaffenheit der sich verbindenden Personen schließen könne", ferner de poesi verae et solidae eruditionis parte als Dr. Münter das Gymnasium verließ, Réflexions sur la question: s'il est juste qu'on donne le dessus aux Dames bei Verheiratung Dr. Overbecks, De graecarum litterarum nexu cum theologia et jurisprudentia solidiori (anonym im Namen mehrerer Gymnasiasten beim Abgang älterer Schulgenossen) und De causis cur veteres Romani nullos celebrarint dies jubilaeas honorum dem Senior Scharbau zu seiner Amtsjubelfeier gewidmet. Die Lübecker Mitschüler vergalten dann seine liebenswürdigen Bestrebungen durch drei Oden und eine lateinische Gratulation, die ihm im September 1755 dargebracht wurden, als er die Reise nach Göttingen antrat, um hier Jura zu studieren (sie sind unter den Familienpapieren zu finden). Gelegenheitsschriften aus der Göttinger Zeit sind: De senectutis initio apud veteres quosdam populos, ad patrem Theodorum, qua ei diem natalem 61 pie gratulatur, 1756 (vgl. Göttinger Anzeiger vom 20. März 1756, S. 28), De bonarum artium cum medica scientia affinitate, epistola ad P. G. Werlhof. 1757 (Gratulation zum 56. Geburtstag des Leib-Medikus Werlhof, Gött. Anz. 1757, S. 417).

Zum Zweck der Promotion schrieb Trendelenburg Quaestiones ex vario jure controversae pro summis in jure honoribus consequendis sine praeside ad disceptandum propositae. Goett. 1760. Der Professor Ayrer veröffentlichte zur Anzeige der solemnia inauguralia E. L. Mülleri et A. F. Trendelenburgii ein besonderes Programm eherechtlichen Inhalts.

Die Academia Juliana in Helmstädt, an welche Tr. 1761 berufen wurde, gegründet 1575 von Herzog Julius von Braunschweig, aufgehoben 1809, gehörte damals zu den bedeutenderen Hochschulen, jetzt ist sie fast ganz in Vergessenheit geraten, in dem Städtchen selbst erinnert an sie noch das 1592—1597 errichtete Universitätsgebäude, das Juleum, nach Bädeker ein bemerkenswerter Bau in deutscher Renaissance. Hier verteidigte J. A. Bay unter dem Vorsitz von Trendelenburg eine gelehrte Streitschrift Specimen naturae juris exhibens genuinam imputationis notionem, in den Göttinger gelehrten Anzeigen (1761, S. 205) lobend besprochen und nach Angabe des Referenten von Tr. selbst verfaßt. Auch aus der Bützower Zeit existiert eine ganze Reihe von Dissertationen, die unter seinem Präsidium erschienen und, wie im Text gesagt wird, teilweise oder auch vollständig von ihm verfaßt worden sind. Ein solches Verfahren scheint bei den Dissertationen und Disputationen damals gebräuchlich gewesen zu sein. Ein Verzeichnis dieser Schriften findet sich bei Weydlich, Kordes und in der Chronik der Universität Kiel.

Mit der 1760 gegründeten Universität Bützow, an die Tr. von Helmstädt berufen wurde, hatte es folgende Bewandtnis. Schon 25 Jahre zuvor hatte es in dem streng lutherischen Mecklenburg große Aufregung hervorgerufen, als unter dem Einfluß der herzoglichen Familie der Pietismus im Lande Fuß faßte. Es war in dem Städtchen Dargun, wo 1735 in der hochfürstlichen Schloßkirche der pietistische Prediger Henning Christ. Ehrenpfort eine Predigt „von der heiligen Taufe über das ord. Evangelium"

hielt, die dann „auf gnädigsten Befehl in einigen Stücken weiter ausgeführt zum Druck überlassen" wurde. Ähnliche Predigten folgten, und es entbrannte nun ein heftiger Kampf zwischen der alten und der neuen Richtung in der Kirche, die sogenannten Dargunschen Streitigkeiten, die in einer großen Reihe von Streitschriften und Fakultätsgutachten ausgefochten wurden. In Rostock fürchtete man, „der Herzog Christian Ludwig könne die Universität mit dem greulichen Pietismus beflecken". Sein Sohn, Herzog Friedrich, der der neuen Lehre ganz ergeben war, berief bald nach seinem Regierungsantritt (1756) in der Tat einen Pietisten, den Diakonus an der Moritzkirche in Halle a. S., Chr. Alb. Döderlein, in die Rostocker theologische Fakultät.

Halle war bekanntlich der Hauptsitz des Pietismus geworden, seitdem A. H. Francke, der Schüler von Spener in Leipzig, hierher übergesiedelt war. In Leipzig hatte Francke mit anderen jungen Dozenten die collegia pietatis abgehalten, war dann von den Orthodoxen und später auch aus Erfurt von der katholischen Kurmainzischen Regierung vertrieben, wurde 1692 Professor in Halle und begründete hier 1695 die berühmten Franckeschen Stiftungen, zuerst eine Armenschule, dann eine Bürgerschule, Waisenhaus, Pädagogium, Druckerei usw. 1714 waren an der Anstalt 108 Lehrer tätig bei dem Unterrichten von 1075 Knaben und 700 Mädchen. An dem Franckeschen Waisenhaus war Döderlein als Inspektor angestellt.

Seiner Berufung nach Rostock (1758) setzte die Universität, unterstützt von dem Rate der Stadt, dem das Konpatronat der Universität zustand, einen energischen Widerstand entgegen. Die theologische Fakultät verlangte das in den Statuten vorgesehene Kolloquium zur Prüfung der Rechtsgläubigkeit, der Herzog wollte Döderlein davon dispensieren, das Recht der Dispensation bestritt ihm die Universität zusammen mit dem Rat. Der Herzog verschaffte sich darauf für 3036 $^1/_2$ Goldgulden vom Kaiserlichen Hof das Patent für eine neue volle Universität nach dem Muster der Georgia Augusta in Göttingen. Das Patent war aber nur ausgestellt sine praejudicio vicinarum universitatum (ohne Präjudiz für benachbarte Universitäten). Trotz dieser Klausel beschloß der Herzog die Universität Rostock aufzuheben und in dem Städtchen Bützow, wenige Meilen von Rostock entfernt, eine neue Universität zu errichten. Rostock strengte daraufhin einen Prozeß gegen den Herzog bei dem Reichs-Kammergericht in Wetzlar an, zu dessen Beschleunigung der Rat 16000 Taler ausgeprägter Münze an die dortigen Rechtsanwälte schickte. 1762 erfolgte der Bescheid von Wetzlar, daß Rostock gewonnen habe, und dem Herzog Exekution bevorstehe, wenn er die Privilegien der Stadt antaste. So mußte der Herzog insoweit nachgeben, daß er die Rostocker Universität formell bestehen ließ, blieb aber bei dem Beschluß der Neugründung in Bützow, wohin teils neue Kräfte berufen wurden, teils die vom Herzog und nicht von der Stadt besoldeten Professoren übersiedelten. Nur die wenigen von der Stadt bezahlten Professoren blieben in Rostock zurück, sie durften weiter Kollegia lesen, hatten aber keine Insignia mehr und konnten keine akademischen Würden erteilen.

Döderlein wurde die Aufgabe zuteil, die neue Universität in dem nur 1000 Einwohner zählenden Städtchen Bützow einzurichten. An einem geeigneten größeren Gebäude fehlte es, die Promotionen wurden in der Kirche abgehalten, auch fanden die Studenten keine passenden Wohnungen. Bald entstanden Streitigkeiten unter den Professoren, besonders dadurch hervorgerufen, daß Döderlein ziemlich gewaltsam die Sitten der Studenten in pietistischem Sinne reformieren wollte — er sprach von einer „verpesteten Mordgrube" — und eine Diktatur auszuüben suchte, der sich seine Kollegen nicht beugen wollten. Es bildete sich eine feste Opposition, an deren Spitze der sehr angesehene Professor Aepinus (zu deutsch: Hoch), Trendelenburg, Tetens, Karsten, Reinhard und Prehn standen. Bald zeigte sich auch, daß die neue Universität überhaupt nicht die genügende Lebenskraft besaß. 1765 hatte sie im Sommersemester nur 9, im Sommer 1769 nur 14, im Winter 1772/73 nur 7 Immatrikulationen aufzuweisen. 1788 gelang es, einen Erbvertrag zwischen dem Herzog und der Stadt Rostock, um dessen Zustandekommen sich besonders der geschäftsgewandte Professor Aepinus verdient machte, abzuschließen, demzufolge die Universität wieder nach Rostock zurückverlegt wurde.

Über die Tätigkeit von Adolf Trendelenburg an der Bützower Universität sagt Hölscher in seiner Geschichte der Universität Bützow: „Trendelenburg soll in den ersten Jahren sich vielfach den Tadel des Herzogs zugezogen haben, er war nicht allein zu faul, Kollegien auszuarbeiten sondern auch seine Fakultätsgutachten waren flüchtig, stillos und unklar." Der Herzog soll mit Entlassung gedroht haben, später habe Tr. zu arbeiten angefangen und Beifall bei der Regierung gefunden. Ich erwähne diese Auslassungen, welche an die Zensur eines Schulmeisters für seinen Schüler erinnern, um auch Ungünstiges über unsere Vorfahren nicht verschwiegen zu haben, doch vermute ich, daß Hölscher aus trüben Quellen gefischt hat, wie sie sich bei den damaligen Streitigkeiten zwischen den Professoren, welche allerorten nicht selten in persönliche Gehässigkeiten ausgeartet sind, leicht in dem Aktenmaterial angesammelt haben können. Hölscher sagt schließlich auch selber: „Die Namen Trendelenburgs, Martinis, Quistorps haben einen guten Klang behalten" und läßt Tr. später in Kiel „noch lange in gesegneter Tätigkeit wirken". Einen nachlässigen Professor würden die Kollegen wohl nicht schon bald zum Rektor gewählt haben (Hofmeister IV, S. 325: Anno 1765 a. d. 11 Aprilis fasces academicos accepit Ad. Frid. Trendelenburg), ein unzuverlässiger, unklarer Gutachter würde wohl kaum als Assessor beim Königl. Schwedischen Tribunal in Wismar beschäftigt worden und nicht in Kiel zum dauernden Präsidenten des Spruchkollegiums gemacht worden sein.

Der Titel Kaiserlicher Hofpfalzgraf stammt von dem comes palatii der Merowingerzeit, einem Hofbeamten, der bei dem Königsgericht den richtigen Hergang der Verhandlung und den Inhalt der Gerichtsurkunden durch sein Zeugnis verbürgte. Später gab es eine comitiva major für Fürsten und Grafen, die die Befugnis der Erteilung des Adels hatte, und eine comitiva minor, die an Ritter, Bürger, Stadträte, Rechtsgelehrte

und namentlich an Rektoren und Dekane von Universitäten verliehen wurde und Befugnisse geringeren Grades hatte, z. B. zur Ernennung von Notaren. (Nach Mitteilungen meines Schwagers Professor Wilhelm Fabricius. Vgl. auch A. Meister, Deutsche Verfassungsgeschichte und J. Hoop, Reallexikon der german. Altertumskunde.)

Cramer, ein Schüler und späterer Kollege von Adolf Friedrich Tr., sagt in seiner Hauschronik (Hamburg 1822, vgl. Chronik d. Univ. Kiel, S. 28): „Derjenige Lehrer, dem ich das Meiste meines juristischen Wissens verdanke, war der Etatsrath Trendelenburg. — Er war ein Lehrer wie wenige. In jedem Sattel gerecht, überraschte ihn nichts. Kein Spruchcollegium hatte einen umsichtigeren Ordinarius, der Katheder keinen angenehmeren Docenten. Alle Fächer seiner Wissenschaft hielt er an der Schnur und auch sein Äußeres verfehlte nicht Eindruck zu machen. Man mußte ihn mit Winkler disputiren hören, die Worte stoben nur so dahin und nie habe ich Jemand mit gleicher Fertigkeit Latein reden gehört. — Ein Schüler der Becmänner, liebte er das Tabellarische zu sehr wie ich zu wenig. — In späteren Jahren beschäftigte ihn die Kantische Philosophie mehr als Noth that. Dadurch entstand ein leeres Auditorium." — Böttiger (in Eberts Überlieferungen, Dresden 1827, S. 30, vgl. Chronik d. Univ. Kiel) erwähnt (1797) Tr. als einen wackeren vorurtheilsfreien und über die positive Rechtsgelahrtheit nicht engherzig gewordenen Juristen, der das Talent der komischen Darstellung besitze.

Auch in Kiel erschien eine Reihe von Tr. verfaßter oder unter seiner Leitung gearbeiteter kleinerer Universitätsschriften. Zahlreiche Abhandlungen finden sich ferner in den Gelehrten Beiträgen zu den Schwerinschen Intelligenzblättern (vgl. bei Meusel). Im Familienarchiv haben wir einen Band: A. F. Trendelenburgii Annotationes ad Jo. Henr. Christiani de Selchow Elementa Juris Germanici Privati hodierni. Der Inhalt ist nicht gedruckt, sondern geschrieben von unbekannter Hand. Augenscheinlich handelt es sich um ein nach Diktat geschriebenes Kollegienheft. Jahreszahl und Ortsangabe fehlt. — Ein größeres juristisches Werk hat er nicht verfaßt.

Interessant ist, was Nugent, der ihn in Bützow kennen lernte, von ihm und den übrigen Professoren erzählt.

Den ersten Abend verbrachte er bei Aepinus. „Wir plauderten fort", schreibt er, „bis es ziemlich spät ward, nachdem wir ein kaltes Abendessen zu uns genommen hatten, das mit allem Recht ein Convivium philosophicum genannt werden konnte, und das mir besser behagte, als alle die kostbaren Traktamente, womit ich mir so oft den Magen verdorben hatte. — — — Am nächsten Mittag fand ich noch andere Gesellschaft vor, nemlich die beiden Professores Toze (Historiker) und Trendelenburg, mit welchem letzeren Aepinus mich bekannt machte, und bey dieser Gelegenheit erinnerte ich mich gegen ihn aller Güte, die ich bei seinem Bruder in Lübeck genossen hatte. Er ist ein gut Theil jünger als der Lübecker Bruder, sieht ihm aber übrigens ähnlich. Er hat eine junge Hannoveranerin geheyrathet, mit der er schon verschiedene Kinder hat, denn sie glauben nicht, wie fruchtbar die Mütter

hier zu Lande sind. — — Ich war herzlich froh, daß ich mich itzt in einer Gesellschaft von Philosophen befand, indem ich nun hoffen konnte, daß mir die Zeit, die ich bei den Schmausereien in Hamburg und Lübeck verloren hatte, wieder ersetzt werden würde. Unsere Bewirthung war sehr schön, aber nicht im geringsten überflüssig und kostbar. Beym Gesundheittrinken, bemerkte ich wieder etwas Neues, denn jeder nahm ein großes Glas und nippte auf die Gesundheit eines jeden in der Gesellschaft, so lange bis die Tour rund war, und dann wurden keine Gesundheiten weiter getrunken. Nach Tisch ward ebenso complimentirt, als in Lübeck, und diese Gewohnheit habe ich in ganz Mecklenburg gefunden. Nachmittags unterhielten wir uns die mehrste Zeit von der Universität. — — Um neun Uhr ward uns ein kaltes Abendessen gegeben und um eilf gingen wir zu Hause, nachdem Professor Trendelenburg vorher die ganze Gesellschaft auf den folgenden Tag invitirt hatte. — — Schon früh des anderen Morgens klopfte Tr. an meine Kammerthür, als ich noch im Bette lag, um mich an die gestrige Einladung zu erinnern. Bald darauf kam Toze, dem Aepinus nicht lange nachher folgte." Die vier machten nun einen Rundgang durch die Stadt. — „Trendelenburgs Wohnung war nah bey der Kirche, so daß wir bald zu unserer Mittagstafel kommen konnten. Hier fanden wir eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft vor, unter anderen auch Herrn Karsten, Professor der Mathematik." — Nachmittags Besichtigung von Karstens Observatorium in dessen Wohnung und Rundgang um die Stadt. — „Als es finster war, gingen wir wieder zu Trendelenburgs, wo wir den übrigen Theil des Abends zubrachten." — Man sieht, daß es dem Bützower Professorendasein weder an freier Zeit noch an Behaglichkeit fehlte.

Eine Ähnlichkeit zwischen Adolf Friedrich und dem Lübecker Doktor, wie sie Nugent bemerkte, ist in den Porträts der beiden Brüder kaum herauszufinden. Der hübsche Kupferdruck (Fig. 19), der das Porträt von Adolf Friedrich aus späterer Zeit wiedergibt, ist gezeichnet und gestochen (?) von C. D. Voigts. Der Künstler hielt sich 1794 in Kiel auf, um sich um die dort frei gewordene Stelle eines Universitätszeichenlehrers zu bewerben, und hat wohl jedenfalls in dieser Zeit den Stich angefertigt. In der Kieler Universität befindet sich von demselben Künstler noch eine Tafel mit einer Reihe von kleinen in Wachs bossierten Brustbildern von Kieler Professoren aus dem Jahre 1792, darunter auch von Adolf Friedrich Tr. (vgl. Chronik d. Univ. Kiel). Endlich haben wir ein Medaillon mit auf der Rückseite eingeschnittenem verschlungenen A. F., welches den Kieler Etatsrat darstellt, die Ähnlichkeit zwischen diesen drei Bildern ist aber keine in die Augen fallende. —

Über die Nachkommen von Adolf Friedrich Trendelenburg, zu denen die Familien Jahn, Jeß und Mau gehören, ist in dem Buch: Julie Michaelis geb. Jahn und die Ihren, Leipzig 1893, geschrieben von seinem Urenkel Adolf Michaelis, dem Archäologen, meinem verstorbenen lieben Schwager, ausführlich berichtet. —

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Ein jüngerer Sohn des Superintendenten, Carl Ludwig Friedrich (8. Gener. Nr. 24), der schon oben bei Besprechung des Stammbaums erwähnt wurde (S. 26), studierte Theologie in Göttingen und verteidigte im Oktober 1769 dort unter dem Vorsitz von Dr. Zachariae „eine von ihm verfertigte Schrift de quaestione num decalogus sit omnium legum moralium corpus.“ (Gött. Anz. 1770, 20tes Stück, S. 161.) Inhalt: Die 10 Gebote sind nicht eine vollständige Sammlung der moralischen göttlichen Vorschriften, andererseits verstattet aber das Verbot der bösen Lust es nicht, die Gebote für blos bürgerliche Verordnungen zu erklären. —

Er starb schon 1783 im Alter von 35 Jahren als Pastor in Gressow, und zwar an der Schwindsucht, die er sich nach den Aufzeichnungen des Pastor Kindler zusammen mit zwei Studiengenossen dadurch zugezogen hatte, daß ein an der Schwindsucht gestorbener Freund ihnen seine langen goldgestickten Westen vermacht hatte. Daß die Tuberkulose eine durch Ansteckung übertragbare Krankheit sei, war ein alter Volksglaube, der aber erst 100 Jahre später durch Robert Kochs Entdeckungen festen Boden gewonnen hat und zu Ehren gebracht worden ist.

Wohl in Vorahnung seines frühen Todes schrieb Carl Ludwig 1781 in das Stammbuch seines Neffen (meines Großvaters): Hora ruit. — Memoriae causa scripsi Carolus Ludovicus Fridericus Trendelenburg Pastor Gressoviensis. — Lubecae d. XVI Jun. A. O. R. MDCCLXXXI.

Von den Töchtern des Superintendenten Theodor Trendelenburg in Neubrandenburg heiratete die älteste Agneta Wilhelmine (8. Gen. Nr. 9) den Pastor Roggenbau in Göhren bei Woldegk, der Ehe entsproßten acht Kinder, ein Sohn wurde Bürgermeister in Neubrandenburg. Nach ihrem Tode heiratete Pastor Roggenbau die jüngere Schwester der Verstorbenen Luise Lucia (8. Gen. Nr. 14), die ihm noch 14 Kinder schenkte (Summa: 22 Kinder). Einer von den Söhnen von Luise Lucia war der spätere Pastor Roggenbau zu Scharpzow bei Stavenhagen, „der olle Roggenbohm“ in Fritz Reuters „Ut de Franzosentid“. Er starb hochbetagt 1852 in Malchin. (Aufzeichnungen von Pastor Kindler.) Ein Urenkel Roggenbau, als Obermedizinalrat in Neustrelitz leider früh verstorben, war bei mir Assistent in Rostock. —

Die zweite Tochter Sophia (8. Gener. Nr. 11) war mit dem Pastor Adam Brückner in Kublank bei Neubrandenburg verheiratet. Einer ihrer Söhne war der Stadtphysikus und Hofrat in Neubrandenburg Dr. Adolf Friedrich Brückner, wohl derselbe, durch den Boll in den Besitz der Akten über den Hexenprozeß kam (s. o. S. 66), ein anderer Ernst Theodor Brückner war Pastor in Gr.-Vielen und dann in Neubrandenburg. Wir werden ihm bei Erwähnung von Johann Heinrich Voß im neunten Kapitel wieder begegnen.

Von Christiane (8. Gen. Nr. 16), welche mit dem Pastor Rahne in Strassen verheiratet war, und bei welcher, wie oben schon erwähnt wurde, die Frau des Superintendenten als Witwe lebte, stammt der Pastor Kindler,

der meinem Vater wiederholt in Briefen Mitteilungen über die Familie zukommen ließ (im Archiv). Ebenso stammt von ihr der Justizrat Keil in Halle, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. —

Dorothea (8. Gener. Nr. 19) heiratete einen Weinhändler Toll in Neubrandenburg, Besitzer des dortigen Gasthauses „zur goldenen Kugel". Der Engländer Nugent hat auf seiner Reise dort logiert. „Ich nahm mein Quartier, schreibt er, in dem angesehensten Wirtshause der Stadt, nemlich am großen Markt bey Herrn Toll. Dieser Herr ist ein berühmter wohlhabender Weinhändler und Bürgeraltersmann in Neubrandenburg. Überhaupt muß ich gestehen, dies ist eins der besten Wirthshäuser, die ich in Deutschland angetroffen habe." Nach dem Tode des Herrn Toll führte seine Witwe das Geschäft und die Gastwirtschaft weiter und vererbte sie an einen Sohn, während ein anderer Sohn Bürgermeister von Neubrandenburg (?) wurde. Mein Vater schreibt einmal im Jahre 1826 „Der Vetter in Neubrandenburg soll ein fideler Gastwirth sein" (der Enkel von Dorothea Toll geb. Trendelenburg).[1] —

Albertine (8. Gener. Nr. 20) lebte in ihrer Jugend im Hause ihres älteren Bruders, des Lübecker Doktors, und half ihm gelegentlich in seiner Praxis. Die dabei erworbenen Kenntnisse kamen ihr später zu statten, als sie bei ihrer Lieblingsnichte, der Pastorin Kindler, in Gressow lebte. „Einem neugeborenen Kinde schnitt sie schnell entschlossen an beiden Händen den überzähligen sechsten Finger ab, so schnell und gewandt, daß die Pflegerin der Mißgestaltung überhaupt nicht gewahr wurde." Ohne als Großneffe den Ruhm der Großgroßtante schmälern zu wollen, muß ich als Sachverständiger dazu bemerken, daß es bei der Operation, wenn der überzählige Finger, wie nicht selten der Fall ist, mit einem ganz dünnen Stiel an der Kleinfingerseite der Hand lose anhängt, nur eines Scherenschlages bedarf. Immerhin muß die Operateurin mit der Blutstillung durch Unterbindung der zuführenden kleinen Arterie vertraut gewesen sein.

Kapitel 9.

Neunte Generation und einiges aus der zehnten und elften Generation. Friedrich Wilhelm, Postkommissair in Eutin.

Von den fünf Söhnen von Christian Friedrich folgte der älteste, Theodor Friedrich Tr., geb. 1755, gest. 1827 (9. Gener. Nr. 10), den Spuren des Vaters. Er studierte Medizin von 1776 ab, ebenfalls in Göttingen, und wurde wie der Vater ein sehr angesehener Arzt in Lübeck. Einer seiner Studiengenossen war der spätere berühmte Anatom und Physiologe Samuel Thomas Sömmering, der 1774—1778 in Göttingen studierte und 1830 als Professor in München starb (vgl. Brief meines Vaters vom 9. März 1830).

1) Das Gasthaus zur goldenen Kugel ist im Juni 1905 abgebrannt.

Theodor Trendelenburgs Doktordissertation behandelte das alte 30 Jahre zuvor von seinem Vater bearbeitete Thema des Mechanismus der Atembewegungen und bestätigte noch einmal die Richtigkeit der Hallerschen Anschauungen. Der Titel lautet: De sterni costarumque in respiratione vera genuinaque motus ratione. 1779. (Gött. Anz. 1780, Nr. 24, S. 193. — Bei Meusel ist die Dissertation fälschlich Karl Ludwig Tr. zugeschrieben, der Theologe war, s. o.)

Am 11. Juni 1785 heiratete er die Nichte und Pflegetochter eines wohlhabenden Weinhändlers in Lübeck, Scheel oder Scheele, Catharina Elisabeth Römer. Die Ehe blieb kinderlos.

In Lübeck ist die Erinnerung an ihn in neuerer Zeit bei der hundertjährigen Stiftungsfeier des ärztlichen Vereins zu Lübeck von Theodor Eschenburg, dem Verfasser der in unserem Archiv befindlichen Festschrift (Wiesbaden 1909) wieder wachgerufen worden. Theodor Tr. war zusammen mit Dr. Behn und zehn anderen Ärzten der Begründer dieses ältesten ärztlichen Vereins in Deutschland. Als ältester unter den zwölf Stiftern und als Physikus steht er in dem Mitgliederverzeichnis an der Spitze. Er und Behn hatten die Einladung zu der konstituierenden Versammlung vom 23. Oktober 1809 ergehen lassen.

Schon vorher hatten gelegentliche Zusammenkünfte der angesehensten Ärzte der Stadt zum Zweck gemeinsamer Besprechung beruflicher Fragen in der Ratsapotheke stattgefunden, so als im Jahre 1799 nach Bekanntwerden der Jennerschen Entdeckung die erste Kuhpockenimpfung in Lübeck vorgenommen war. 1805 hatte man auch die Gründung einer festen Vereinigung der Ärzte in Aussicht genommen, für die man die Anerkennung von den städtischen Behörden zu erlangen versuchte. Der Rat hatte diesen Plan aber verworfen, es sei gefährlich „einen Status in Statu aufkommen zu lassen und ihm durch öffentliche Anerkennung Sanktion zu verleihen. Ein solcher Verein eng verbundener, dem Volke zugänglicher und durch Kenntnisse hochgestellter Männer würde am Ende die Obrigkeit selbst sich unterzuordnen streben und einen nicht zu berechnenden Einfluß gewinnen". Es bedurfte der Not der Franzosenzeit, um solche kleinliche und engherzige Anschauungen zu beseitigen und die Bestrebungen der Ärzte zum Ziele zu führen. Als nach dem Rückzug Blüchers durch Lübeck nach der Schlacht bei Jena die Stadt am 6. November 1806 von den Franzosen erstürmt und geplündert war, versammelten die Ärzte sich während der nächsten Wochen täglich, oft zweimal, um über die Verwaltung der Hospitäler, die Beseitigung der Leichen von Menschen und Pferden und andere Fragen zu verhandeln und den Behörden mit ihrem Rat zur Seite zu stehen. Es wurden Protokolle in den Sitzungen geführt (vgl. Eschenburg, Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Heft 6, Nr. 1), und drei Jahre später wurde aus der losen Vereinigung ein mit Statuten versehener fester Verein.

Herr Dr. med. Busch in Lübeck hatte die Freundlichkeit, mir aus den Protokollen des ärztlichen Vereins einiges auf Theodor Tr. Bezügliche mitzuteilen. In seinem Brief vom 5. Dezember 1894 heißt es: „In den Protokollen geschieht seiner so häufig Erwähnung, daß ich u. A. als Curiosum

nur erwähnen will, daß es an einer Stelle heißt: ‚Dr. Tr. hat das Verdienst, zuerst hierselbst die Kuhpocken geimpft zu haben.‘ — Unserem Verein hat der Verewigte sich bis an sein Lebensende mit ganzer Kraft gewidmet und dieses bekundet neben vielen anderen Zügen der Umstand, daß er dem Verein seine große kostbare Bibliothek (damals auf 12000 M. nach heutigem Gelde taxirt) vermachte. Sie bildete den Grundstock zu unserer heutigen großen und wertvollen Bibliothek. Es heißt hierüber in dem Protokoll des 17. März 1819: ‚Nach verschiedenen wissenschaftlichen Mitteilungen stockte plötzlich die Unterhaltung. Auf dem Tische vor uns lag ein Billet, auf dem von der Hand unseres ältesten und sehr geliebten Kollegen Trendelenburg die Worte standen (der Zettel ist ausgeschnitten und eingeklebt): ‚Mein Vermächtniß! Trendelenburg.‘ Wir alle wurden erschüttert und gerührt durch diese einfachen Worte. Er selbst unterbrach die stumme Scene, indem er erklärte, er wolle seine Bibliothek, die von seinem Vater und von ihm selbst mit großen Kosten gesammelt wurde, dem Staate zum Besten des Vereins der Lübecker Aerzte als Vermächtniß übergeben. Er machte keine Bedingungen, als daß ein eigenes öffentliches Lokal mit der Hippokratischen Inschrift: ars longa, vita brevis dazu bestimmt und ein systematisches Verzeichniß verfaßt und gedruckt werde, endlich, daß seine Wittwe von der ganzen Einrichtung keine weiteren Unkosten habe. Wir alle, die wir die Vollständigkeit, Vortrefflichkeit und Kostbarkeit dieser Büchersammlung kennen, und uns so oft in derselben Raths erholt haben, suchten umsonst nach Worten, unser Erstaunen und unseren Dank auszudrücken. Der Name des Stifters wird auf unsere spätesten Nachkommen übergehen. Die Belehrung, die wir, die sie aus diesem Schatze schöpfen werden, ist sein Werk und sei seine Belohnung.‘“ — In dem Protokoll vom 9. Februar 1827 wird über die letzte Krankheit und den Tod Trendelenburgs berichtet.

Die für damalige Verhältnisse kostbare Bibliothek umfaßte etwa 8000 Bände. Die Schenkung an den Verein kam nicht zur Ausführung, vielmehr kaufte der Verein die Bibliothek, da Trendelenburg in den letzten Jahren seines Lebens von mannigfachen Verlusten betroffen war, den Erben für einen mäßigen Preis ab, 1829 wurde vom Senat zur Aufstellung der Vereinsbibliothek ein geeigneter Raum in der alten Ratsapotheke zur Verfügung gestellt.

Was die erste Kuhpockenimpfung in Lübeck betrifft, so schreibt Eschenburg sie nicht Trendelenburg sondern Behn zu, vielleicht haben beide die Impfung zusammen vorgenommen.

Zu erwähnen ist, daß auch Theodor Trendelenburgs Vater Christian Friedrich schon die Schutzimpfung in Lübeck angewandt hat, aber nicht mit Kuhpockenlymphe, sondern nach der vor Jenner allein möglichen Methode der Impfung mit Blatternlymphe aus den Pusteln pockenkranker Menschen. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß die auf solche Weise eingeimpfte Krankheit leichter zu verlaufen pflegte, als wenn sie zufällig übertragen war, besonders während leichterer Epidemien. Der allgemeinen Einführung des Verfahrens stand aber der Übelstand im Wege, daß die Geimpften auch ihrerseits wieder zur Verbreitung der Krankheit durch Ansteckung beitrugen.

Christian Friedrich Tr. hatte schon bei seiner Promotion (s. o.) als 17. These den Satz aufgestellt: Insitio variolarum in praeparato corpore satis tuto a medico in sufficiente auctoritate constituto institui potest. 35 Jahre später (am 5. Juli 1783) schreibt er dann den Söhnen in Beantwortung einer Anfrage, die sie wohl auf Veranlassung eines Tübinger Arztes an ihn gerichtet hatten, folgendes: „Vorläufig kann ich darauf antworten: Daß ich bey Kindern mit Einimpfung der Blattern in ihrem zartesten Alter ohne Noht nie eile. Die Noht aber ist da, wenn die Blattern an dem Orte ihres Aufenthaltes würklich herrschend sind. In diesem Falle kehre ich mich an kein Alter und inoculire sie dann auch den jüngsten Kindern, wann ich sie sonst nicht für alle Ansteckung vollkommen sichern kann. In einer beträchtlichen Zahn-Arbeit u. während derselben inoculire ich nie. — — Ich inoculiere nie, wo nicht die Blattern-Epidemie schon würklich zur Stelle, oder ganz nahe vorm Tohre ist. Die Blattern-Materie muß gantz frisch u. womöglich so gantz warm von einem Patienten zu dem anderen transportirt werden. Dies erfordert die Gatti-Waglerische Methode, die ich mir mit einigen beträgtlichen Abänderungen zu eigen gemacht und immer als die beste befunden, durchaus." Man sieht, daß mein Urgroßvater diese ältere Methode der Schutzimpfung schon vielfach angewendet hat, und die Angabe von Eschenburg, daß die Inokulation der Menschenpocken erst spät und besonders durch den 1789 von der Universität zurückgekehrten Dr. Schetelig in Lübeck Eingang gefunden habe, bedarf also der Korrektur. —

In der Geschichte Lübecks während der Franzosenzeit von Klug wird aus Theodor Trendelenburgs Leben über folgendes Mißgeschick berichtet. 1810 war die Stadt dem Französischen Kaiserreich einverleibt worden. Nach der Katastrophe, die im Winter 1812 auf 1813 die französische Armee in Rußland betroffen hatte, mußte die französische Besatzung Lübeck vor einem anrückenden russischen Heere räumen, und am 21. März 1813 zog General v. Benckendorf unter dem Jubel der Bevölkerung in die befreite Stadt ein. Am 7. Juli kam dieselbe aber wieder in die Hand der Franzosen, die fast unerschwingliche Kontributionen erhoben und an denen Rache übten, die bei dem Einzug der Russen die Waffen ergriffen oder ihren patriotischen Empfindungen einen besonders lebhaften Ausdruck gegeben hatten. Mit 31 anderen Bürgern wurde der Dr. Trendelenburg in der Nacht vom 25. zum 26. Juli verhaftet, nach Hamburg transportiert und als Gefangener auf das Schiff „Ceres" gebracht. Der Denunziation lag aber eine Verwechslung zugrunde. Er sollte dem russischen General und seinem Adjutanten seine Equipage zur Verfügung gestellt und sie bei ihrer Fahrt durch die illuminierte Stadt begleitet haben. Tatsächlich war es Dr. Behn mit seiner der Trendelenburgschen ähnlichen Equipage gewesen. Durch einen zweiten Transport am 11. Juli erhöhte sich die Zahl der Gefangenen auf 68, welche mehrere Wochen auf dem Schiff festgehalten, dann aber wieder freigelassen wurden.

Der zweite Sohn von Christian Friedrich war Johann Georg Trendelenburg, geb. 1757, gest. 1825 (9. Gener. Nr. 11). Er studierte zusammen mit seinem älteren Bruder Theodor von 1776 ab in Göttingen Theologie und wurde (nach Meusel) schon 1779 als ordentlicher Professor der griechischen und orientalischen Sprachen an das akademische Gymnasium in Danzig berufen. Die Göttinger Anzeigen schreiben (1779, 108. Stück, S. 864): „Eine richtige Bemerkung über Gen. 9. 25/28 hat J. G. Trendelenburg zur Ankündigung seiner Vorlesungen drucken lassen u. s. w." Es handelte sich um die richtige Interpretation des Hebräischen in der Stelle der Genesis: „Gott wohne in den Hütten Sems." — Aus demselben Jahre ist die Schrift: Commentatio in verba novissima Davidis 2. Sam. XXIII 1—7. Goettingae (im Familienarchiv). Später schrieb Georg Tr. dann „Die ersten Anfangsgründe der hebräischen Sprache, Danzig 1784" und viele kleinere lateinische Schriften und Aufsätze (Meusel). In dem Familienarchiv befindet sich in zwei Exemplaren das Buch „Anfangsgründe der griechischen Sprache. Vierte Aufl. Leipzig 1796". Gegen dieses Buch schrieb der K. K. Rath und öffentliche Lehrer der griechischen Literatur in Insbruck J. Primisser „Gedanken über das von Herrn Prof. Tr. vorgeschlagene System der griechischen Conjugation, Leipzig 1793". — Weitere Schriften sind die Chrestomathia Flaviana sive loci illustres ex Flavio Josepho detecti et animadversionibus illustrati Lips. 1784 (griechischer Text mit lateinischem Kommentar), Chrestomathia hexaplaris Lub. et Lips. 1794 und eine in den Schriften der kurfürstlich deutschen Gesellschaft in Mannheim Bd. 4 1788 erschienene Preisschrift „Vergleichung der Vorzüge der deutschen Sprache und der Vorzüge der lateinischen und griechischen".

Johann Georg wurde in späteren Jahren Senator in Danzig und führte als Schulrat die Aufsicht über die dortigen Bürgerschulen, der Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin, Meineke, ein bekannter Philologe und Schulmann, rühmte seine energische, klare Tätigkeit (Brief meines Vaters aus dem Jahre 1835).

Georg Tr. war überhaupt keineswegs nur ein Mann der trockenen Gelehrsamkeit. Das ersehen wir besonders auch aus einem uns erhaltenen Briefe an seinen Bruder, den Postmeister in Eutin (ein anderer kann es nicht sein, der Name fehlt) aus dem Jahre 1791. Johann Georg hatte sich in der Gegend von Danzig, 20—24 Meilen von der Stadt entfernt, „ein Gütchen" gekauft und bedankt sich für ein ausführliches ihm von dem Bruder angefertigtes Gutachten über die beste Art, es zu bewirtschaften. Die Ausstellungen und Vorschläge des Bruders über Pferdezucht, über das Pflügen mit Ochsen statt mit Pferden, über Beschaffung von Winterfutter für das Vieh und Milchertrag der 15 Kühe, über den Kartoffelbau, über Heu und Grummet usw. werden in dem Briefe eingehend besprochen. Besonders interessiert ihn der Kartoffelbau. „Kartoffeln werden hier zwar, aber nur in Gärten in umgegrabenem Lande für die Wirtschaft gebauet. Ueberhaupt möchte ich erfahren, wie man mit dem Kartoffelbau gut verfährt, wenn sie gesäet werden in gepflügtem Lande, ob dazu auch gemistet werden muß, und wie wohl ohngefähr der Ertrag per Morgen seyn kann.

Denn mit diesen möchte ich wenigstens einen Versuch für meine Mastschweine machen. Ihrer 14 haben mir dies Jahr 108 Scheffel sogenannte Pferdebohnen und 50 Scheffel Gerste, also den Produkt von 4 Morgen Landes aufgefressen. Wenn mir dann der Kartoffelbau einigen Vortheil verschaffen könnte, wäre es mir angenehm." Schließlich bittet Johann Georg den Bruder, ihm durch seine Beziehungen in Württemberg (s. u.) bei Beck in Göppingen Samen von Poa aquatica L., Holcus lanatus und Avena elatior zu besorgen, und hofft, den Bruder einmal im Sommer bei sich sehen zu können.

Was bei der Bewirtschaftung des Gutes, für die sich auch der Vater Christian Friedrich sehr interessierte (vgl. seine Briefe), herauskam, ist nicht bekannt. Später scheint Joh. Georg auch einige Häuser in Danzig besessen zu haben. Andeutungen in Briefen meines Vaters an meinen Großvater lassen aber darauf schließen, daß die Vermögensverhältnisse, als Joh. Georg plötzlich starb (1825), keine günstigen gewesen sind. Mein Vater hat den Onkel überhaupt nicht persönlich kennen lernen, was er sehr bedauerte. „Auf meinen Reisen", schreibt er nach seinem Tode, „hat mich sein Name von Kopenhagen bis Preßburg überall bei den Philologen angenehm eingeführt. So oft ich Männer traf, die ihn kannten, sprachen sie mit der größten Achtung von ihm." —

Die, wie es scheint, einzige Tochter von Johann Georg, Wilhelmine, heiratete einen Herrn v. Eberts.

Über den dritten Sohn des Lübecker Doktors, Caspar Heinrich (9. Gener. Nr. 12), ist wenig bekannt. Geboren 1. August 1758 wurde er 1778 in Göttingen als stud. jur. inskribiert, lebte dann als Aktuar (Amanuensis judicii) in Lübeck und starb daselbst schon am 13. Juli 1798. „Er heiratete", so schreibt der Vater an Fritz nach Tübingen 1785, „die Demoiselle v. Bartels, eine Tochter des ehemaligen reichen Herrn v. Bartels in der Breiten Straßen, dessen Nachlaß aber in Concurs geriet, sehr unbillig, denn nach dessen Beerdigung zeigte sich, daß noch über 100 M. Mk. übrig waren, wovon auf die Braut 24000 Mk. gefallen, die nun Caspar baar mitkriegt. Beyde Bräute (die andere ist die Braut von Theodor) sind sehr wolerzogene und liebenswürdige Kinder, u. hoffe ich, daß deine Brüder dabey sehr glücklich sein werden. Sey fleißig, studire brav, lerne was rechtschaffenes u. mache mir dereinst auch solche Freude." Die Hochzeit fand am 14. April 1785 statt.

Maria Diederica Trendelenburg, geb. v. Bartels, wurde geboren den 18. Oktober 1759 und starb 1835, 76 Jahre alt. — Am 22. April meldet Caspar dem Bruder nach Tübingen die Geburt „eines kleinen Duodez-Jungen, den mir meine Frau als das erste Unterpfand unserer Liebe geliefert hat, er hat den Namen Friedrich August erhalten, unsere alte Großmutter in Strasen ist Gevatterin gewesen". Ein zweiter Sohn Wilhelm Caspar Heinrich Tr. (geb. den 14. Juni 1787, gest. den 16. Okt. 1851),

der später als Weinhändler in Bromberg lebte, wurde der Vater meines lieben Vetters, des Direktors des Friedrichs-Gymnasiums in Berlin und bekannten Archäologen Professor Wilhelm Gustav Adolf Trendelenburg (geb. den 10. August 1844).

Der vierte Sohn des Lübecker Doktors war mein Großvater Friedrich Wilhelm Trendelenburg, Postkommissair in Eutin (geb. den 19. März 1761, gest. den 16. Mai 1835).

Über seine Studienzeit in Tübingen, Heidelberg und Göttingen in den Jahren 1782 bis 1787 haben wir schon aus den Briefen des Vaters gehört (S. 84). Von seinen eigenen Briefen an den Vater ist leider nichts erhalten, dagegen besitzen wir einen kurz gefaßten Bericht über die Reise nach der Schweiz, die er im Jahre 1784 zusammen mit seinem Bruder Schack auf Betreiben des Vaters von Tübingen aus unternahm. Die Aufzeichnungen in Form eines Tagebuchs bieten manchen ganz interessanten Einblick in die damalige Zeit, ohne aber ein lebendiges Bild von der Persönlichkeit des Schreibers zu geben.

Die Reise ging über Zürich, Luzern, Bern, Lauterbrunnen, die Scheideck, die Grimsel, Sitten, Martinach (Martigny), Chamounix bis Genf und von dort über Neuenburg, Basel, Straßburg, Karlsruhe nach Tübingen zurück. Meist wanderten die beiden Brüder zu Fuß, während das Gepäck, bei dem sich auch manches von Tübinger Professoren für Schweizer Freunde und Bekannte ihnen mitgegebenes Paketchen befand, mit irgendeiner Fuhrgelegenheit von Stadt zu Stadt geschickt wurde. Mit Empfehlungen reichlich versehen, machten sie in den Städten, sobald das Gepäck, oft nach längerem Warten, angelangt war, wohl frisiert und frisch gekleidet ihre Besuche, lernten auf diese Weise manche hervorragende Männer, z. B. Geßner in Zürich, kennen — Lavater hatten sie schon früher in Tübingen gesehen — und wurden durchgehends sehr freundlich aufgenommen. Nur Professor Saussure in Genf ließ sich bei wiederholtem Besuch verleugnen. Wir wollen es dem berühmten Naturforscher und Besteiger des Montblanc nicht übelnehmen. Denn die häufige Ansprache von durchreisenden Fremden mag sich oft zu einer recht lästigen Beigabe des Berühmtseins gestaltet haben. Man erwartete nicht nur einen freundlichen Empfang und weitere Empfehlungen, sondern auch Auskunft über Land und Leute, über die Sehenswürdigkeiten der Stadt, den einzuschlagenden Weg bei Fortsetzung der Wanderung, Reisegelegenheiten usw., kurz das, was dem Reisenden heute das betreffende Kapitel im Baedeker in so unübertrefflicher Weise an Auskunft jeder Art darbietet. Einige von den Herren, die sie aufsuchten, führten sie selber in der Stadt herum und zeigten ihnen Bibliotheken und wissenschaftliche Sammlungen. Eine besondere Freude war das Zusammentreffen mit früheren Studiengenossen. Auf einem Landsitz bei Yverdun am Neuenburger See suchten sie einen nahen Universitätsfreund v. Osterwald auf und schwelgten mit ihm in Freundschafts-, Wiedersehens- und Abschiedsgefühlen, die sich in dem überschwenglichen Tone der Zeit äußern. Ein solches Wiedersehen

war damals allerdings auch etwas anderes als heutzutage. Eine Reise in die Schweiz war für einen norddeutschen Studenten ein Ereignis, an dessen Wiederholung im späteren Leben kaum zu denken war. Der Großvater hat ja auch später in seinem Eutin ganz festgesessen und seinen Studienfreund sicher nicht wiedergesehen. — In Karlsruhe fanden die beiden Reisenden den Hofrat Böckmann, einen Lübecker, der sie als Landsleute besonders gütig aufnahm. „Der Name Lübecker hallte seinen Ohren so lieblich, daß er uns gleich als Fremde als seine nächsten Bekannten, seine Landesbrüder umarmte. Ganz schenke ich Ihnen meine Zeit, sagte er, und ließ sein Collegium abbestellen und führte uns in dem Schloßgarten umher." Ein

Fig. 20. Friedrich Wilhelm Trendelenburg, Postkommissair in Eutin, und Susanne Tr., geb. Schrödter.

fröhliches Mittagsmahl im Gasthause bei Champagner und Burgunder folgte. „Dann führte Herr Hofrath uns wieder nach Hause, wo er uns seine Frau kennen lehrte. — Er zeigte uns auch einige von seinen physikalischen Instrumenten und Luftbällen, die er hatte steigen lassen. Hierauf setzte er uns à la Lübeck eine Pfeife und ein Glas Bier vor — (dann Abendbrod) — den ganzen Tag hindurch war unser Gespräch von Lübeck, die Uhr schlug 2, ehe wir ans weggehen dachten." Am nächsten Morgen, als sie abreisten, war die ganze Rechnung im Wirtshaus von dem Herrn Hofrat schon bezahlt.

Landsleuten und Freunden zu helfen, war auch meinem Großvater eine dringende Pflicht. Das bewährte er bei Gelegenheit eines Vorfalls in Tübingen, als er selbst schon in Heidelberg studierte. Ein noch minorenner Studienfreund und Lübecker Landsmann war im März 1786, von

einer verheirateten Frau in Tübingen verleitet, unter Zurücklassung von Schulden mit dieser durchgegangen. Sobald Tr. durch Tübinger Professoren davon benachrichtigt war, ließ er den Vater des leichtsinnigen jungen Mannes durch seinen eigenen Vater in Kenntnis setzen, erhielt darauf von Lübeck aus einen Verhaftsbefehl für das Pärchen und reiste ihm mit einem Freunde Hartmann in einem zu dem Zweck gekauften Wagen nach. Die Spur schien nach Cöln und Amsterdam zu führen. Ob der Zweck erreicht wurde, ist aus den in der Angelegenheit gewechselten Briefen nicht zu ersehen, es scheint nicht der Fall gewesen zu sein. Der Vater des jungen Mannes spricht aber wiederholt seinen innigen Dank für die treue Hilfsbereitschaft aus. Die Reise dehnte sich bis nach Holland aus, wie sich aus Briefen meines Vaters ergibt. In meines Großvaters Stammbuch befindet sich auch ein „Amsterdam den 20. Mai 1786" datiertes Blatt, unterschrieben „Ludwig Hartmann". — Mein Vater besuchte 1830 in Stuttgart seines „Vaters Universitätsfreund und Reisegefährten" und wurde von dem inzwischen geadelten Herrn v. Hartmann Exzellenz und seiner Frau sehr freundlich aufgenommen. (Brief.)

Von Göttingen, wo er zuletzt studierte, nach Hause zurückgekehrt, erlangte mein Großvater, wohl nach bestandenem Examen, am 26. November 1787 vom Senat das Diplom als Kaiserlicher Notar in Lübeck. Nicht lange darauf 1789 (?), erhielt er eine Anstellung in Eutin, dem als Wohnort von Johann Heinrich Voß bekannten anmutig gelegenen Städtchen im sogenannten Fürstentum Lübeck, einer zu Oldenburg gehörenden Enklave in Holstein, einige Meilen nördlich von der Stadt Lübeck. Zuerst wurde er von der Regierung als Sekretär bei der Kammer beschäftigt, zu Neujahr 1792 übernahm er als Fürstlich Bischöflicher (Herzoglich Oldenburgischer) Postkommissair die Leitung des Oldenburgischen, zugleich Dänischen, Postamtes in Eutin.

In dieser bescheidenen amtlichen Stellung blieb er zeitlebens. Mein Vater hat oft mit Bedauern davon gesprochen, daß seines Vaters vielseitige Ausbildung auf der Universität, seine Kenntnisse und Talente keine würdigere und fruchtbarere Verwertung gefunden hatten. Dabei war die wenig einträgliche Stelle durchaus nicht mühelos. Einen einheitlichen Portotarif für Deutschland oder gar ein internationales Postabkommen gab es natürlich damals noch ebensowenig wie Postfreimarken. Jeder Brief wurde, wenn ich nicht irre, in eine Liste eingetragen und mußte besonders verrechnet werden, was bei den verschiedenen Münzsorten in Lübeck, Holstein und Oldenburg ziemlich kompliziert gewesen sein wird. Jedes Goldstück der verschiedenen Währungen wurde auf der kleinen Goldwage gewogen, welche sich noch unter den Familienandenken befindet. Die Gemeinsamkeit des Postamts in Eutin für Oldenburg und Dänemark beruhte auf einer besonderen Konvention vom Jahre 1777. Die Einnahme des Postmeisters setzte sich zusammen aus Sporteln in Höhe von ca. 400 Talern und dazu Gehalt, Prozenten von der Posteinnahme und Zeitungsemolumenten im Betrage von zusammen ca. 300 Talern, war also eine stets etwas schwankende und erforderte eine genaue Rechnungsführung. Sehr unbequem war das unregelmäßige Eintreffen der Postwagen, besonders der Lübecker Post Montags und Donnerstag

spät Abends oder Nachts, mit dem Warten und der sich anschließenden Arbeit wurde dem in späteren Jahren viel kränkelnden Manne die Nachtruhe verkürzt. Irgendein Unterbeamter stand ihm nicht zur Seite, von früh bis spät saß er neben dem kleinen Schalterfenster, durch welches er eigenhändig jeden Brief und jedes Paket in Empfang nahm. Eine vortreffliche Hilfe hatte er aber an den Töchtern, von denen mein Vater in seinen Briefen besonders Julie als die treue Postassistentin bezeichnet. Nach dem Tode des Postkommissairs (1835) wünschten die vorgesetzten Behörden sogar, die Witwe und die Töchter möchten die Geschäfte mit Zuziehung eines vereidigten Gehilfen weiterführen, ein Vorschlag, auf den sie aber dem wohlbegründeten Rate meines Vaters folgend nicht eingingen.

Das kleine Haus, in dessen Erdgeschoß das Postbüro untergebracht war, hatte der Großvater sich nach eigner Zeichnung der Fassade selbst erbauen lassen. Die gesamten Baukosten beliefen sich auf 3500 Taler. Nach seinem Tode wurde es verkauft, und das Erdgeschoß für einen Kaufladen umgebaut. Es steht noch heute und trägt eine bei der Feier des 100jährigen Geburtstags meines Vaters angebrachte Gedenktafel. In dem kleinen Garten standen einige schöne Obstbäume, Großvaters „Lieblinge". An dem Haus hatte er seine Freude und legte Wert darauf, bei öffentlichen Festlichkeiten die Front hübsch zu illuminieren und mit sinnigem Transparent zu schmücken, gelegentlich wandte er sich dann in späteren Jahren brieflich um Rat an seinen Sohn. Ganz witzig war die Inschrift auf einem Transparent, das das Trendelenburgische Haus geziert haben soll, als zur Feier der Geburt des Sohnes von Napoleon illuminiert werden mußte. Sie lautete: „Aus Liebe nicht aus Pflicht brenn ich dieses Dreilingslicht". Der Deutschgesinnte, der vorüberging, dachte sich ein Komma hinter dem Wort „nicht", der dänische Franzosenfreund vor demselben.

Seine patriotische Gesinnung und seine Doppelstellung als oldenburgischer und als dänischer Postbeamter brachte meinen Großvater während der Franzosenzeit öfters in eine bedenkliche Lage. Durch einen im Dunkel der Nacht ein- und ausgehenden Boten half er die Verbindung zwischen der Oldenburgischen Regierung und dem nach Rußland geflüchteten Herzog Peter aufrecht zu erhalten, und die ersten Nachrichten von dem siegreichen Ausgang der Schlacht bei Leipzig ließ er von seinem elfjährigen Sohne abschreiben und heimlich verbreiten. Im Fall der Entdeckung stand Freiheit und Leben auf dem Spiel. In Lübeck wurden der Chirurgus Martini und der Kaufmann Steger nur deshalb verhaftet, weil sie sich in einem Kaffeehause über den Inhalt des Hamburger Correspondenten vom 14. November 1813 unterhalten und die offizielle Darstellung der Schlacht bei Leipzig angezweifelt hatten, da Privatnachrichten anders lauteten (bei Klug).

Von dem schon in den Briefen meines Urgroßvaters erwähnten Zeichen- und Maltalent meines Großvaters besitzen wir hübsche Proben in dem kleinen oval gerahmten Selbstporträt, das in Fig. 21 wiedergegeben ist, in einem Zeichenbuch aus seiner Jugend und in einer Reihe von Miniaturbildern auf Elfenbeinplättchen, zum großen Teil Porträts von befreundeten mit hochgetürmter Frisur geschmückten Damen aus seiner Studienzeit. Auch das

größere, in Öl gemalte Bild von Tübingen, den Blick vom Oesterberg auf Stadt und Schloß wiedergebend, stammt von seiner Hand. Leider haben sich die Farben im Laufe der Jahre stark verändert, so daß die grünen Wiesen fast den Eindruck von blauen Wasserflächen machen.

Ebenso sind die zahlreichen Silhouetten in seinem Stammbuch wahrscheinlich alle von ihm selbst nach Schattenrissen gemalt. Mein Vater schreibt am 30. Mai 1827 nach einem Besuch bei Professor Paulus in Heidelberg:

Fig. 21. Jugendliches Selbstporträt des Postkommissairs Friedrich Wilhelm Trendelenburg in Eutin.

„Dem Vater muß ich noch sagen, daß sein Schattenriß von Paulus in seinem Stammbuch mir recht vor die Seele getreten ist, als ich nun Paulus sah. Solch sprechende Aehnlichkeit noch nach 40 Jahren!“ Und sämtliche Silhouetten — fast alle gemalt, nicht ausgeschnitten — machen den Eindruck, von derselben Hand gefertigt zu sein. Sie stammen aus den Jahren 1781—1787, und es befinden sich darunter einige Silhouetten bekannter Männer, so von Lavater und Jung Stilling, dessen Schüler mein Großvater in Heidelberg war und der sich seiner freundlich annahm (s. o. S. 85).

Lavater schrieb auf das Blatt folgende Zeilen: „Wer ist weise? Der alles trägt, was er nicht ändern kann. Wer hat Kraft? Der das von sich entfernt, was er nicht tragen kann. — Wer ist gut? Der seine drückende Kräfte im Zaume hält. Wer ist glücklich? Der alles in sich aufnimmt, was ihn seines Daseyns froh und der Fortdauer seines Daseyns gewiß macht. Tübingen den 22 Julius 1782. J. C. Lavater v. Zürich." — Jung Stillings Erinnerungsworte lauten: „Hast Du Wünsche, die Dir die Vorsehung nicht erfüllt, so denk es sey Ballast, der Deinem Lebensschif seinen graden Gang durch Sturm und Wellen sichert. — Dies zum freundschaftlichen Andenken an Ihren Freund und Lehrer Jung genannt Stilling. Heydelberg d. 17ten 7ber 1786." —

Auch später scheint der Postkommissair sich in Mußestunden noch etwas mit Malen beschäftigt zu haben, da mein Vater ihm aus Berlin gelegentlich Farben und Goldbronze schickte. — Unser Eckschrank mit dem Glasfenster und der Urne in der Tür ist nach seiner Zeichnung aus dem Holz von einem Birnbaum im Eutiner Garten gefertigt.

Bei den Familienpapieren befindet sich aus seiner Jugend eine Reihe von Hochzeitscarmina, meist zu Hochzeiten der Geschwister verfaßt. Während der Tübinger Zeit erinnert ihn sein Vater in den Briefen wiederholt, er solle zur rechten Zeit „seine Leier stimmen". Aber auch schon als Schüler hat er es mit der Dichtkunst versucht, wenn man die Fertigkeit, Gedanken und Empfindungen in nüchternster Form oder stark übertrieben in Reimen auszusprechen und zur Verzierung des Elaborates gelegentlich Hymen, Minerva und die Musen aus dem Olymp zu zitieren, zur Dichtkunst rechnen will. Nach Inhalt und Form sind diese gedruckten Blätter mit ihren geschnörkelten Vignetten für die Zeit des Rokoko charakteristisch.

Da heißt es an die Schwesterbraut:

„Ein ganzer Strom von Seligkeit
Gießt sich in meine Brust:
Wie hoch schwillt sie? Ertöne weit
Du mein Gesang der Lust." — —

Und zum Schluß:

„Geh stets dem Pfad der Liebe nach
Der Freudenschöpferin!
Es fließe wie ein sanfter Bach
Dein ganzes Leben hin!
Durchleb die spätsten Zeiten froh
Blüh gleich der Blumen Zier,
Die Schaar der Enkel seh Dich so!
Hör ihren Wunsch! — Heil Dir!
Welch Aussicht, die sich mir enthüllt!
Mit Wollust mich durchglüht!
Für Dich ist viel zu groß dieß Bild
Der Zukunft; schweig Du Lied!"

Einem anderen Hochzeitscarmen für seinen Bruder entnehme ich folgende Strophen:

„Wenn Du nach vaterländscher Weise
Im schön geschmückten Saal
Und froher Freunde buntem Kreise
Sitzst an dem Hochzeitsmal,
Und dann der Mann mit beyden Armen
In reich bordirter Weſt
Und rothem Rock Dir bringt die Carmen
Gewidmet Deinem Fest:
So bringt er auch dies kleine Blättchen
Das ich aus Bruderlieb
Dir und dem guten holden Mädchen
Aus treuem Herzen schrieb" usw. —

Bis zum Jahre 1797 blieb mein Großvater Junggeselle. Die Wirtschaft führte ihm sein Mündel, die Tochter seines Vorgängers, Henriette v. Aken. Sie und ihre Brüder, deren Vermögen er verwaltete, schenkten ihm zum Dank das hübsche silberne Tintenfaß mit der Glocke darauf, das später immer auf dem Schreibtisch unseres Vaters stand. Das Glöckchen hat uns Kinder mit seiner hellen Silberstimme manches Mal am heiligen Abend zu dem brennenden Weihnachtsbaum hereingerufen.

Am 21. Juli 1797 verheiratete sich der Großvater mit Susanne Cathrina Schroedter, Tochter des Pastors Adolf Hinrich Schroedter in Ratekau, einem kleinen Ort an der Straße von Lübeck nach Eutin.

Die Kirche von Ratekau ist eine der ältesten in Holstein, sie wurde im Jahre 1156 von Bischof Gerold gegründet, über dessen Leben und Taten die von seinem Schüler Helmold, Priester in Bosau unweit Eutin, geschriebene Chronik der Slawen berichtet. Gerold, ein Schwabe, Kanonikus in Braunschweig, erhielt 1155 vom Papst Hadrian IV. zwei Tage nach der Kaiserkrönung Friedrich Barbarossas in Rom ebendaselbst die Weihe als Bischof von Oldenburg (in Holstein, dem damaligen Wagrien), und machte es sich zur Aufgabe, das Christentum und die deutsche Herrschaft dem zähen Widerstand der Slawen gegenüber fest zu begründen. Er verlegte das Bistum nach Lübeck, gründete das Hochstift Eutin und erbaute die Ratekauer Kirche, deren großem aus erratischen Blöcken erbautem Turm man heute noch ansieht, daß sie nicht nur für den Gottesdienst bestimmt war, sondern auch eine Burg sein sollte zu Schutz und Trutz gegen die Angriffe der heidnischen Slawen. Auch in der Mark Brandenburg haben wir ja noch alte Dorfkirchen mit solchen festen aus Feldsteinen erbauten burgartigen Türmen (vgl. Gerold, erster Bischof von Lübeck usw. von P. Busse, 1856, im Familienarchiv).

In der neueren Geschichte ist Ratekau durch die Kapitulation von Blücher bekannt geworden, die hier stattfand, und zwar in der neben der Kirche gelegenen Amtswohnung meines Urgroßvaters Schroedter. Blücher hatte sich nach der Schlacht bei Jena (14. Oktober 1806) bis zuletzt mutig fechtend nach Lübeck durchgeschlagen, um, wenn möglich, die Küste zu gewinnen und nach England zu kommen. In Lübeck konnte er sich der feindlichen Übermacht gegenüber nicht halten, nach blutigen Straßenkämpfen zog er sich nach Ratekau zurück und mußte sich hier am 7. November wegen vollständigen Mangels an Munition zur Kapitulation entschließen.

Über die Vorgänge im Pastorat in diesen Schreckenstagen berichten „die Rückblicke auf die Nachkommenschaft des ehrwürdigen Adolph Heinrich Schroedter weil. Pastor zu Ratekow", von einem Sohne desselben, Christian Wilhelm, für meinen Vater in einem kleinen Buch schriftlich niedergelegt. In den Buchdeckel hat der Verfasser als Andenken an die Blüchersche Armee einen damals gefundenen preußischen Uniformknopf eingefügt. Die Verhandlungen bei der Kapitulation gingen aber natürlich hinter verschlossenen Türen vor sich, der Bericht ist überhaupt nicht gerade von besonderem Interesse. Blücher empfahl den 79jährigen Pastor Schroedter den französischen Generälen mit den Worten: J'ai trouvé un vielliard digne et vénérable.

Das Büchelchen gibt außerdem Auskunft über die Verwandtschaft der Familie Schroedter mit der Hamburger Familie Steetz, deren Mitglieder als nahe befreundete Verwandte in Briefen meines Vaters und seiner Schwestern häufig erwähnt werden. Auch befinden sich darin Aufzeichnungen des Vaters des Pastor Schroedter (also des Großvaters meiner Großmutter) aus dem Jahre 1727.

Dieser „war 1689 d. 24ten Februar auf des Höchsten Wink im Herzogtum Lüneburg (als Sohn des Präpositus A. F. Schroedter in Lüchow) Morgens zwischen 6 und 7 Uhr an das Licht der Welt getreten", hielt nach Abgang von der Schule, 18 Jahre alt, bei seinem Schwager, einem Prediger, eine Pfingstpredigt „zur Probe der äußerlichen Gaben" — ein originelles Verfahren, das bei der Berufswahl auch heutzutage vielleicht mitunter von Nutzen sein könnte —, entschloß sich daraufhin zum Studium der Theologie, ging nach Kiel, ungeachtet er keinen Menschen in Holstein kannte, „sich auf die Zusage Gottes verlassend: Sei ein Fremdling in diesem Lande und ich will mit dir seyn und dich segnen", sattelte dann aber zur Jurisprudenz über, „weil die damalige Juristen-Fakultät unter den berühmten Männern Martini, Reyhe, Musäus und Amthor söhr florirte, die theologische Fakultät hingegen söhr schlecht bestellt war". — Er wurde später Advokat und Bürgermeister in Kiel und starb als Justizrat in Plön. —

Meine Großmutter Susanne Tr. geb. Schroedter (geb. den 20. September 1771, gest. den 11. Dezember 1835) war vor ihrer Verheiratung eine Zeitlang zur Pflege ihrer Großmutter Steetz in Hamburg. Sonst war sie wohl nicht aus dem eng umgrenzten Kreise des Ratekauer Pfarrhauses herausgekommen. Schulunterricht und Erziehung wird, wie zumeist bei den Dorfpfarrern, ganz in der Hand ihres Vaters gelegen haben. An Bildung und Talenten stand sie hinter ihrem Manne zurück. In den hübsch geschriebenen „Erinnerungen an das Leben im Eutiner Posthause", abgedruckt in dem Buche „Ferdinande Trendelenburg geb. Becker, ein Lebensbild. 1896. Als Manuscript gedruckt" sagt Frau Sophie Evers, die in ihrer Kindheit als Schülerin der Töchter des Postkommissairs viel in dem Hause verkehrte, von meiner Großmutter: „Sie war eine hochgewachsene, stille und ernste Frau, der verborgene Mensch des Herzens unverrückt mit sanftem und stillem Geist. Große Schwierigkeiten verursachte ihr immer die Wahl eines neuen Kleides, da Stoff und Farbe für jene

verschämte Arme passen mußte, die es später tragen sollte. Der eigene Geschmack war Nebensache" (vgl. S. 49 des zitierten Buches). Ihr still zufriedenes mildes Wesen bildete eine gute Ergänzung zu dem lebhaften, zur Heftigkeit neigenden Temperament des Postkommissairs. Mein Vater schreibt einmal in sein Tagebuch: „Was ich erben möchte: Laß, Vater, mir den zorn'gen Mut, der frei die Red' ergießt, laß, Mutter, mir dein ruhig Blut, das still bedächtig fließt!"

Ihre warmherzigen Briefe lassen in bezug auf Stil und Orthographie einiges zu wünschen übrig. Am 22. November 1832 fügt sie einem Schreiben ihres Mannes an den Sohn folgende Zeilen hinzu:

„Dieses Jahr lieber Adolph hat Vater mir recht viel Platz gelassen zu einem Glückwunsche zu Deinem Geburtstage, wäre ich doch so geschult mit geschmückten Worten Dir eine Gratulation schreiben zu können. Es ist Dir aber zu sehr bekanndt, daß ich nicht viel Worte zu machen verstehe; daher ich Dir nur mit wenigen Worten sage, daß ich vom ersten Augenblicke Deines Lebens sehr erfreut über die Wiederkehr Deines Wiegenfestes gewesen bin. Mögtest Du doch fernerhin nur so dauerhafte Gesundheit genißen als bisher, dies ist mein herzlichster Wunsch, den dann hast Du vor manchen Menschen eine große Glückseligkeit voraus, wann es dann der Vorsehung gefallen sollte, mir bey erträglicher Gesundheit einige Jahre Augenzeuge Deines Glückes zu seyn, ist meine Freude Volkommen. In diesem Augenblicke hab ich noch recht Lust lange zu leben, doch der Himmel weiß es am besten was uns Menschen nützt. — — — Soeben komme ich aus dem anderen Zimmer u. hab einer französische Unterhaltung mit Demoiselle Pauli beygewohnt wovon ich freylich nicht sehr viel verstehe aber doch mit Vergnügen anhöre u. etwas auch errathe, gewöhnlich komt Malchen Pauli alle 14 Tage des Montags. Heute wird aber die französische Unterhaltung unterbrochen, weil Lotte König eben zum Besuche kommt. — — Nun Gott befohlen l. Adolf leb ferner recht vergnügt u. erinnere Dich bisweilen Deiner recht oft an Dich denkende

Mutter Trendelenburg."

Der von meinen Großeltern als Brautleuten und von den Eltern der Braut am 20. Juli 1797 in Ratekow „errichtete unwiderrufliche Ehezarter" (Ehevertrag, certificatio, vgl. Grimms Wörterbuch), von dem Bräutigam mit unserem Familiensiegel versehen, ist noch vorhanden. Als Heiratsgut der Braut wird besonders erwähnt ihr „Spaartopf", ein bei NN. zu Neustadt belegtes Kapital von 800 Mark Courant" (1 Lübsche Mark Courant gleich etwa 1,60 heutiger Währung). Nach ebenfalls noch vorhandenen Rechnungen bekam die Braut 3000 Mk. von ihrem Vater als Aussteuer, wovon 1613 Mk. zur Beschaffung von Möbeln, Kleidungsstücken und Leinen verwandt wurden und 1387 Mk. bar übrig blieben. — Bei der Veranlagung zur Kriegssteuer im Jahre 1816 wurde der Wert des Inventars im Hause auf 3017 Mk. berechnet. —

In dem kleinen Eutin fehlte es nicht an geistiger Anregung. Von 1782 bis 1802 wirkte hier als Rektor der Schule Johann Heinrich Voß,

der Übersetzer der Odyssee und Ilias und der Dichter der „Luise". Gleichzeitig mit ihm lebte als Kammerpräsident in Eutin der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, mit Voß aus der Zeit des Göttinger Dichterbundes befreundet, später wegen seines Übertritts zum Katholizismus von Voß öffentlich bekämpft. Und 1808 kam auf Einladung des Herzogs von Oldenburg der Maler Wilhelm Tischbein nach Eutin und blieb dort bis zu seinem Lebensende (1829).

Sowohl mit dem Voßschen als besonders auch mit dem Tischbeinschen Hause unterhielten meine Großeltern einen freundschaftlichen Verkehr. Eine indirekte persönliche Beziehung zu Voß hatte mein Großvater durch einen Vetter zweiten Grades, den Pastor Ernst Theodor Brückner in Neubrandenburg, der wie er selbst ein Enkel des Superintendenten Theodor Trendelenburg in Neubrandenburg war. J. H. Voß, 1751 in der Nähe von Waren in Mecklenburg geboren, besuchte als Schüler das Gymnasium in Neubrandenburg und übernahm 1769 eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Gr.-Vielen, wo Brückner damals Pastor war. Dieser, etwas älter als Voß, wurde ihm „ein väterlicher Freund und Moderator seiner ersten poetischen Versuche", wie Pastor Kindler in seinen Aufzeichnungen schreibt. Voß besuchte seinen Freund Brückner später von Eutin aus in Neubrandenburg mit Frau und Kindern und „las in Brückners Gartenlaube der Elite der Stadt das Manuscript seiner Luise vor". (Daß die von Kindler angegebenen Jahreszahlen nicht ganz stimmen wollen, tut nichts zur Sache).

Was den Maler Wilhelm Tischbein, den Freund Goethes, anbetrifft, so gehörte derselbe einer ausgedehnten Künstlerfamilie an. Die Stammtafel, die seinen Lebenserinnerungen beigefügt ist, enthält in drei Generationen mit 63 Personen die Namen von 13 Malern, 1 Malerin und 2 Dilettantinnen in dieser Kunst. Wilhelms Vater war Drechsler und Kunsttischler in Haina. Von seinem Onkel, dem Porträtmaler Joh. Jac. Tischbein in Lübeck, war schon oben die Rede (S. 63).

Wilhelm Tischbein hatte von 1781 ab meist in Rom gelebt und war im Frühjahr 1787 zusammen mit Goethe von Rom nach Neapel gereist. Goethe schreibt über ihn in seiner Italienischen Reise (Brief aus dem Januar 1787): „Das stärkste, was mich in Italien hält, ist Tischbein, ich werde nie, und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweitenmal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen richtigen mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes." Leider finden sich in den etwas nüchtern gehaltenen Lebenserinnerungen Tischbeins andererseits keine eingehenderen Äußerungen über den geistigen Einfluß, den Goethe auf den Künstler ausgeübt hat. — Von 1789 bis 1799 war Tischbein Akademiedirektor in Neapel, gab diese Stellung aber auf, nachdem die Franzosen Neapel erobert hatten, und ging nach Cassel, dann nach Hamburg, wo er eine Zeichenschule anlegen wollte. Vorübergehend in Geldverlegenheiten, trat er gegen eine Leibrente und eine Witwenpension den größten Teil der von ihm gesammelten Gemälde älterer Meister an den kunstliebenden Herzog Peter von Oldenburg ab und folgte 1808, um seinen Kunstinteressen, ohne seine Zeit

mit Porträtmalen zu zersplittern, ungestört leben zu können, dem Rufe des Herzogs nach Eutin, wo der Herzog ihm zur Vollendung seiner historischen Bilder einige Zimmer im Schloß zur Verfügung stellte.

Zwischen Tischbeins fünf schönen, ebenfalls künstlerisch begabten Töchtern und den Kindern des Postkommissärs entwickelte sich ein nahes Freundschaftsverhältnis. Eine der Töchter wurde später die Frau eines Jugendfreundes meines Vaters, des Kirchenrats Wallroth in Eutin.

Mein Vater fand als heranwachsender junger Mann bei dem greisen Künstler sehr freundliches Entgegenkommen und mannigfache Anregung. Er suchte ihn häufig in den Abendstunden auf, Tischbein zeigte und erklärte ihm seine Arbeiten und Kunstschätze und setzte ihm an der Hand seiner in Kupfer gestochenen Bilder von Tierköpfen (aus dem Werk: Têtes de différents animaux dessinés d'après nature etc. Neapel 1796) seine etwas phantastischen Ideen über Menschen- und Tierphysiognomik auseinander. Nach Tischbeins Tode schrieb mein Vater an seine Schwestern: „Die Bilder, die sein Genius spielend und denkend schuf, sind sein Denkmal. Ich verdanke ihnen und verdanke ihm selbst manchen inhaltsvolleren Augenblick als die gewöhnliche Prosa des Tages, und sein Andenken wird froh und frisch in mir dauern. Wie ist es so schade, daß die Poesie der Künste in unserm Eutin nicht heimisch bleiben will." —

Die Erinnerung an meinen Großvater hat sich bei der Eutiner Post lange lebendig erhalten. Als ich einmal um 1890 herum in dem dortigen neu erbauten Postgebäude eine Depesche aufgab und den Beamten fragte, ob er den unterzeichneten Namen auch deutlich lesen könnte, sagte er: „Den Namen soll ich wohl kennen!" öffnete einen im Hintergrunde des Schalterraums stehenden alten Schrank und wies auf einen der Innenseite der Schranktür aufgeklebten Zettel. Es war ein dem Eutiner Anzeiger vom Jahre 1835 entnommener Nachruf für meinen Großvater, von dem sich ein Exemplar auch bei unseren Familienpapieren befindet. Der Text lautet:

Uns starb der edelen einer, ein halbes jahrhundert wirkte er in unserer mitte pflichtgetreu, unermüdet, geräuschlos, des göttlichen worts verehrer und thäter. — Fremdling, forderst du zeugniß? mir, mir half er in noth, in gefahr, in trübsal, nicht überlegend: ob er helfe? nur: wie am besten? mein gut, als die flamme loderte, rettete er, — und den wittwen und waysen, ein selbstbestellter vormund, stand er zur seite mit rath und that und lehre, seine habe (nicht seinen überfluß) theilend den armen, — mir dem kranken, selbst leidend, spendet er labsal, einmal nicht und wieder einmal, nein monate — jahre — hindurch, — mir dem verlassenen, freudlosen schuf er trost und erheiterung, dem verzagenden Gottvertrauen durch that und beispiel mehr als durch worte, — wies mich irrenden wieder auf die rechte bahn, mich den fremdling empfing er mit willkomm und obdach, mir war er ein trauter freund, gern mittheilend aus der fülle seiner erfahrung treu bewährt bis zum letzten hauch, mir, auch eifernd um recht, nachsichtig willig stets, zu vergüten vermeynte kränkung. — Segnet seine asche, ihr unsre kinder und enkel! wahrlich „wir haben einen guten mann begraben". Doch unser lob verstumme vor der heiligen klage der seinen: „ach uns war er mehr."

Mein Vater hing an seinem Vater mit inniger Liebe, Dankbarkeit und Verehrung. „In deinem Innern", schreibt er ihm 1825 zum Geburtstag, „wohnt eine freudige Zufriedenheit, wie man sie selten findet. Mit ihr würdest du gewiß auch Schläge des Schicksals aushalten können. Aber Gott bewahre dich und uns vor ihnen und schicke dir die Freude, die wir Kinder dir wünschen. — Es ist mein Wunsch, den ich oft gehabt habe, und den ich mir selbst auch zu erfüllen suche, daß von deiner heiteren Ruhe auch auf mich etwas vererben möge." Und nach dem Tode des Vaters schrieb er seinen Schwestern: „Was der Himmel mir gelingen ließ, was er mir Gutes gab, das erfreute mich doppelt, weil ich wußte, daß es meinen lieben alten Vater erfreute. — Ich habe Gott gebeten, daß einst, wenn früher oder später auch meine Wallfahrt zu Ende geht, Jemand auf Erden mein Leben so segnen möge, wie ich das seine segne."

Über des Lübecker Doktors Sohn Friedrich Adolf Schack Trendelenburg, geb. 1762 (9. Gener. Nr. 15), ist schon oben einiges berichtet (S. 84). Der Name Schack bedeutet Jakob, in das Fremdenbuch der Baseler Bibliothek schrieb er sich 1786 als Fridericus Adolfus Jacobus ein.

Zum Schluß seiner Studienzeit in Göttingen schrieb er eine Abhandlung Dissertatio exegetica qua historia mortis Sauli una cum threno Davidis (1. Sam. XXI — 2. Sam. I. fin.) illustratur (bei den Familienpapieren vorhanden). Die hebräischen, arabischen und syrischen Zitate sprechen für die philologische Gelehrsamkeit des Verfassers. Später hat er sich ganz von der Theologie zur Philologie gewandt. Er wurde Lehrer am Catharineum in Lübeck. Auch in den modernen Sprachen war er bewandert. Mein Vater lernte bei ihm Italienisch. Sein hypochondrisches reizbares und menschenscheues Wesen verlor sich nicht. Als er durch den Tod einer Tochter (Senatorin Grabau) und dreier Enkel im Verlauf von wenigen Wochen schwer getroffen war, schrieb mein Vater, der den Onkel Schack sehr verehrte, an die Seinen nach Eutin: „Vergeßt nicht, mir zu sagen, wie es Onkel und Tante geht. Man wird kaum ersehen, was Onkel macht, da ihn ja fast nur seine Bücher sehen." Er war verheiratet mit Michette Bignon, einer Lehrerin aus der Französischen Schweiz. Vielleicht kam von dieser Seite her das dichterische und musikalische Talent und die Neigung zur Schauspielkunst, die den Kindern eigen waren, und von denen die letztere auch in der zweiten Generation noch in ausgesprochener Weise vertreten war. —

Der Sohn von Schack Trendelenburg, Theodor Kaspar Trendelenburg (10. Gener. Nr. 22), geb. 1800, gest. 1846, lebte in Dresden als Kartenstecher an der sächsischen Plankammer. Der Wunsch seiner Jugend war aber gewesen, Dramaturg zu werden, und er scheint, schon während er noch im Vaterhause war, mit seinen beiden Schwestern Sophie Elisabeth und Friederike ein kleines Liebhabertheater aufgetan zu haben (vgl. die Anzeige in den Lübeckischen Anzeigen, Vaterstädtische Blätter 1900

Nr. 31 unter den Familienpapieren). Später verfaßte er eine Oper: Der Rezeß oder die Demagogen. Seine Tochter Frau Geh. Kirchenrat Michael, welche 85 Jahre alt noch in Dresden lebt, schreibt mir über die Oper: „Leider war sowohl Name als vielleicht auch der Text sehr unglücklich für die Zeit grade, wo sie fertig wurde, so daß sie nicht, wie er gehofft hatte, an der königlichen Oper angenommen wurde. Sie ist aber mehreremale in Privatkreisen von Künstlern aufgeführt worden." Und weiter: „Sehr reizende Quartette und ein Paar Trios sind auch unter den Compositionen, — — sie sind entschieden anklingend an die Art von Haydn und Mozart. Seine Lieder sind viel gesungen worden, auch von mir. Die Texte sind meist Heine entnommen, auch mehrere von Thomas Moore in der Übersetzung meines Großvaters Rosenberg."

Mein Vater war mit seinem Vetter Theodor schon von der Knabenzeit her nah befreundet. Sie waren in Lübeck und in Eutin häufig beisammen. Als mein Vater als Student nach Leipzig ging, besuchte er Theodor in Dresden und schrieb damals am 4. November 1824 an seine Schwester Caroline:

„Theodors Talente sind vom Genius der Kunst begünstigt. Es ist schade, daß sein Fach dies Talent zum bloßen treuen Nachzeichnen gebraucht, ohne ihm eine freiere Wirkung zu gestatten. Geschaffen scheint Theodor mir vor allem für die Musik. Er lebt mit Geist u. Herz in dem Reiche der Töne. Er schafft selbst darin. Seine Versuche im Dichten zeigen wieder seine Beweglichkeit. Alles geht ihm leicht von der Hand. Gedanken und Form haben nichts Gesuchtes. So bedaure ich es, daß die Arbeit, die ihm den Tag besetzt, eine solche fortwährende Spannung der vergleichenden Aufmerksamkeit erfordert. Nun ist er am Abend zu abgespannt, um sich auf eine andere Weise wieder seinen Geist höher zu spannen als gewöhnlich. — — Er arbeitet mit 4 anderen an dem Abstich einer militärisch genauen Aufnahme des Königr. Sachsen."

In der (Leipziger) Allgemeinen Musikalischen Zeitung, Jahrg. 1833 S. 675, findet sich folgende Anzeige: „Sechs Lieder von H. Heine, in Musik gesetzt von Th. Trendelenburg. Dresden, bei G. Thieme. Pr. 8 Gr. — Den Liebhabern von Heines liebeklagender Muse werden diese Lieder behagen. Sie haben, den Gedichten ähnlich, etwas frisch Gewöhnliches, munter gegen den Gram Ansträubendes, der immer, wie ein blutiger Pfeil, sich tiefer pulsiert. Der Schmerz verhöhnt den Muth und dieser den Schmerzen. Die Lieder müssen ungefähr so vorgetragen werden, wie ein verkohltes Auge lacht. Wessen Auge noch frisch ist, thut besser, er sing sie nicht. Es giebt schon Augen, die ihre Töne finden." (Freundliche Mitteilung des Geheimrat Kretzschmar, Direktors der Hochschule für Musik in Berlin an meinen Sohn Fritz.) Ich bin nicht musikverständig genug, um mir nach diesem Orakelspruch des Buchhändler-Waschzettels eine Vorstellung von den Liedern machen zu können.

Theodor Trendelenburg verheiratete sich 1833 mit Leopoldine Benigna Rosenberg (geb. 1797, gest. 1874), Tante Polli, wie sie bei uns immer genannt wurde, Tochter des Arztes Dr. Rosenberg, der in Königsberg praktiziert und sich dann in Dresden zur Ruhe gesetzt hatte.

Durch ihre Mutter war sie eine Enkelin des Philosophen Hamann in Königsberg. Mein Vater berichtet in seinen Briefen über den heiteren und anregenden, durch Poesie und dramatische Aufführungen verschönten Verkehr in dem Rosenbergschen Hause, in das er bei einem Aufenthalt in Dresden während seiner Leipziger Studentenzeit 1824 von seinem ihm nahe befreundeten Vetter Theodor eingeführt worden war.

Theodor Tr. starb schon im Alter von 45 Jahren, er hinterließ zwei Kinder, eine Tochter, die schon erwähnte Frau Geh. Kirchenrat Michael, und einen Sohn Theodor Trendelenburg (geb. 1841, gest. 1873), ein anderer Sohn war in zartem Alter verstorben.

Der Sohn Theodor (11. Gener. Nr. 16), ein feiner liebenswürdiger Mensch, der um 1865/66 in Berlin studierte, war viel in meinem Elternhause. Seine Interessen waren hauptsächlich der modernen Literatur und der Ästhetik zugewandt, er kannte den Faust zum größten Teil auswendig, war ein ausgezeichneter Vorleser und wäre wohl Schauspieler geworden, wenn nicht eine schwere Brustkrankheit, die durch Eiterung in der Brusthöhle zu einer auffallenden Verunstaltung geführt hatte, ihn gehindert hätte, seiner Neigung zu folgen. Er erlag der Krankheit leider schon im Alter von 32 Jahren.

Von den Töchtern des Lübecker Doktors heiratete die älteste, Catharina Elisabeth, geb. 1754, gest. 1793 (9. Gener. Nr. 9), im Jahre 1780 den Landmann Rehbenitz auf Borstel in Holstein.

Ihr Sohn Theodor Rehbenitz, geb. 2. September 1791, wurde Maler, lebte längere Zeit in Italien, zeitweise als Sekretär bei der Preußischen Gesandtschaft in Rom unter v. Bunsen, und starb 1861 unverheiratet als Universitätszeichenlehrer in Kiel.

Seiner Kunst verdanken wir die beiden hübschen Sepiatuschbilder, von denen das eine meine Großeltern (Fig. 20) und das andere zwei Schwestern meines Vaters, Julie und Caroline, darstellt. Mein Vater, der die Bilder 1834 von den Seinen geschenkt bekam, fand die Porträts sehr ähnlich, nur in dem Kopf des Vaters liege etwas Fremdes.

Ludwig Richter, der 1823 nach Rom ging und in dem Kreise deutscher Künstler dort auch Rehbenitz kennen lernte, schreibt über ihn in den „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers" folgendes:

„Der ältere dieser lieben Genossen war der Historienmaler Rehbenitz aus Kiel, ein trefflicher Mensch, ein Freund Schnorr's und Overbeck's. Zum Kaufmann bestimmt und ausgebildet, hatte er sich erst spät der Kunst widmen können. — — Der in der Kunstgeschichte wohlbewanderte Rehbenitz begleitete mich oft in Kirchen und Sammlungen und erschloß mir das Verständnis der Altflorentiner Schule mehr und mehr. An mir einen ebenso empfänglichen wie der Hilfe bedürftigen Schüler gefunden zu haben, schien dem trefflichen Mann die größte Freude zu machen, und ich wurde auch zugleich auf die angenehmste Weise in die Anschauungen der in Rom lebenden deutschen Künstler eingeweiht. — — Rehbenitz hatte wie sein

Freund Passavant den Handelsstand verlassen, um sich in Rom dem neuen deutschen Kunstleben anzuschließen, dessen Fundament die nationale und christliche Gesinnung war. Nach mehrjährigen eifrigen Studien erkannten sie beide mit Schmerzen, daß ihre produktive Kraft nicht ausreichend war, um ein Ziel zu erreichen, welches ihrer Begeisterung entsprach. Es kostete einen schweren Kampf der Entsagung. Passavant wandte sich bekanntlich mit glänzendem Erfolg zur Kunstforschung, Rehbenitz dagegen hatte eine Stellung übernehmen müssen, welche sehr gegen seine Neigung war. Nach vierzig Jahren sah ich ihn in Kiel wieder. In einem hellen, wohnlich eingerichteten Giebelzimmer mit heiterer Aussicht ins Grüne saß er in seinem Lehnstuhl am Arbeitstisch unter Büchern und Papieren. Die Wände waren mit guten Stichen nach Cornelius und Overbeck geschmückt, Werke, die er in seinen so glücklich in Rom verlebten Jahren hatte entstehen sehen, und deren große Urheber seine Freunde waren. Er gab in den besten Familien und Instituten Unterricht im Zeichnen und suchte überall die Kunst in einem edlen und schönen Sinne zu wecken, zu pflegen und zu fördern. Er war unverheirathet geblieben und erreichte, von Allen hochverehrt und geliebt, ein hohes Alter. Seine Erscheinung in Kiel erinnerte mich an den Abbé im Wilhelm Meister oder überhaupt an einen höheren katholischen Geistlichen. Die lange Gestalt im braunen Oberrock, das schneeweiße Haar mit schwarzem Sammtkäppchen bedeckt, der feine, intelligente Gesichtsausdruck voll Herzensgüte, — diese Erscheinung in dem netten Zimmer gab mir den lebhaften Eindruck einer innerlich und im Äußeren befriedlichen Existenz." —

Die zweite Tochter des Lübecker Doktors Sophie Christine Trendelenburg, geb. 1759, gest. 1821 (9. Gener. Nr. 13), verheiratete sich 1783 mit dem Apotheker Gabriel Ludolf Kindt aus Wismar, der 1778 Lübecker Bürger geworden war und eine Apotheke in einem alten Giebelhause der Alstfstraße in Lübeck übernommen hatte. Er starb 1813.

Die Apotheke führte sein ältester Sohn Friedrich Franz Kindt (geb. 1786, gest. 1856) weiter, ein jüngerer Sohn Georg Christian Kindt (geb. 1793, gest. 1869), der ebenfalls Pharmazeut wurde, ging nach Bremen. Ein dritter Sohn Ludolf war Landmann. Die Vettern Fritz und Christel, wie sie in der Familie genannt wurden, standen meinem Vater nahe, besonders Christel, von dem er sich nach meiner Geburt die Patenschaft für mich erbat.

Beide Brüder Kindt waren nicht etwa bloße Geschäftsleute, wie es manche Apotheker sind, sondern feingebildete, in den verschiedensten Zweigen der Naturwissenschaften wohlbewanderte Männer, die unermüdlich wissenschaftlich fortarbeiteten und ihre vielseitigen Kenntnisse in hochherziger Weise dem Gemeinwohl zur Verfügung stellten. Die Dankbarkeit und Anerkennung, die ihnen von seiten ihrer Mitbürger gezollt wurden, spricht sich in den ihnen von dem Lübecker „Volksboten" (1856) und der Bremer „Weserzeitung" (1869) gewidmeten Nekrologen aus, denen ich folgendes entnehme:

Der ältere Bruder Friedrich Franz Kindt betrieb nach beendeter Lehrzeit seine pharmazeutischen Studien in Göttingen und knüpfte mit

manchen dort studierenden Chemikern und Physikern freundschaftliche Beziehungen an. Der Kreis näherer Bekannten und Freunde unter den Chemikern wurde später besonders durch die Freundschaft mit Gmelin ein recht ausgedehnter, es gehörten dazu Männer wie Berzelius und Wöhler. Mit Wöhler arbeitete er zusammen an einigen Untersuchungen in seinem Laboratorium in Lübeck. Neben der Chemie, Mineralogie und Botanik interessirten ihn besonders technische Probleme. Als Erster auf dem Continent fabricirte er Leuchtgas, er legte in seinem Hause 1817 eine kleine private Gaseinrichtung an, welche allgemein bewundert wurde und bis 1854 in Benutzung blieb. Auch die Einrichtung zum Kochen mittels Dampf hat das Kindt'sche Laboratorium früher besessen als andere, wenigstens in Deutschland, sie stammte aus dem Jahr 1827. F. Kindt war der geschätzte Ratgeber und Vertrauensmann der Techniker, Gewerbtreibenden und städtischen Behörden. Als Vorsteher der „Bürgerwasserkunst" beseitigte er das Vorurteil gegen eiserne Leitungsröhren und setzte die Einführung derselben durch. 30 Jahre lang war er Vorsteher am Waisenhause und er gehörte auch zu den Vorstehern der Taubstummenanstalt. Sein oft mißbrauchter Wohltätigkeitssinn war in Lübeck allgemein bekannt.

Hinzufügen möchte ich noch, daß sich auf ihn jedenfalls folgende Angabe von Klug aus der Franzosenzeit in Lübeck bezieht: „Bei den Contributionen mußte F. F. Kindt wegen seiner üblen Aufführung 30000 frcs bezahlen." Er war also gewiß auch ein guter Patriot! (vgl. S. 102).

Georg Christian Kindt (mein Patenonkel) beabsichtigte ursprünglich Mediziner zu werden, gab dieses aber auf, als er einer Operation beigewohnt hatte und dabei ohnmächtig geworden war (die Narkose war noch nicht erfunden) und trat als Gehilfe in die Apotheke des Hofapothekers und Professors der Pharmazie Martius in Erlangen ein. Bei der Rückkehr Napoleons aus Elba trat er als Freiwilliger in die Hanseatische Legion und machte den Feldzug nach Frankreich mit. 1818 kaufte er die Sonnenapotheke in der Sögestraße in Bremen. Das Geschäft brachte er bald zu hoher Blüte, neben der geschäftlichen Arbeit übte er eine ausgedehnte ehrenamtliche Tätigkeit aus als Diakon zu St. Ansgarii, als Mitglied des Gesundheitsrates, als Direktor des Museums und in anderen bürgerlichen Verwaltungen. Seine wissenschaftlichen Interessen, durch die er in nahe persönliche Beziehungen zu den Bremer Naturforschern Albers und Treviranus trat, galten neben der Chemie und Physik besonders der Technik. Jede neue Erfindung, z. B. die Daguerreotypie, die Photographie, die Telegraphie, die Verwendung des polarisierten Lichtes am Mikroskop, verfolgte er auf das lebhafteste und ruhte nicht, bis er sie durch Experimente so weit kennen gelernt hatte, daß er sie für sich und andere verwerten konnte. In der uneigennützigsten Weise stand er Privaten und Behörden als sachverständiger Berater und Begutachter zur Seite. Hervorzuheben sind seine im Interesse des Lloyd angestellten Untersuchungen über Kesselstein und die Untersuchungen über Kyanisierung des Holzes bei Anlegung des Telegraphen von Bremen nach Bremerhafen (eines der ersten elektrischen Telegraphen in Deutschland). Von allzu bescheidenem Wesen hat er außer einem Aufsatz über die Geschichte

der Dampfschiffahrt auf der Weser (Abh. d. Bremer naturw. Vereins Bd. 1), einer kleinen Schrift gegen die Homöopathie und kleineren Mitteilungen in Dinglers polytechnischem Journal keine wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlicht, aber zu manchen Arbeiten seiner Freunde, zu denen Wöhler, Liebig, Pfaff, Dove, Magnus, Ehrenberg, Poggendorf gehörten, hat er Anregung gegeben und Beiträge geliefert, groß ist auch die Zahl seiner im Bremer naturwissenschaftlichen Verein gehaltenen Vorträge. Das Gebiet der Spekulation lag ihm fern, der Darwinschen Theorie stand er mehr ablehnend gegenüber, seine ruhige, harmonische, kindlich fromme Denkweise hielt sich an die sicher beobachteten Tatsachen und an die festen Grenzen der Wissenschaft. —

Wohl selten haben zwei Brüder, in gleicher Weise wissenschaftlich ausgebildet, mit der gleichen Veranlagung des Verstandes, Gemüts und Charakters in gleicher Lebensstellung in gleicher Weise segensreich gewirkt!

Meinen lieben Onkel und Paten Christel Kindt habe ich einmal als Schüler in Ilsenburg besucht, wo er mit seiner liebenswürdigen Frau (geb. v. Kapff) in der Sommerfrische wohnte, und später als Student auch in Bremen. Ein paar dunkelbraune, klar, klug und freundlich blickende seelenvolle Augen gaben dem sonst nicht schönen Gesicht einen eigenartig anziehenden Ausdruck. Er interessierte sich sehr für meine Studien, und einige Jahre vor seinem Tode schickte er mir noch mikroskopische Präparate von den damals im Schweinefleisch und bei Menschen aufgefundenen Trichinen. —

Fritz Kindt hinterließ keine Kinder. Aus seiner Erbschaft erhielt mein Vater, wie schon oben erwähnt wurde, unsere Ahnenbilder.

Eine Enkelin von Christel Kindt, später Frau Pastor Brömel, war 1869 in meinem Elternhause zu Besuch. —

Die dritte Tochter des Lübecker Doktors Catharina Juliane Agneta Trendelenburg, geb. 1763, gest. 1810 (9. Gener. Nr. 16), heiratete 1786 den Gutsbesitzer Ditmer Friederich Ladiges auf Barnekow, später v. Ladiges. Sie wird in den Briefen Nettchen genannt. Schön, liebenswürdig, menschenfreundlich und wohltätig, wurde sie von den Gutsangehörigen sehr verehrt und mit der Königin Luise verglichen, sie starb wie diese im Juni 1810. Es wurde ihr zu Ehren auf dem Gute im Garten ein Denkmal errichtet mit längerer Inschrift, darin die Worte: „Eine schöne Seele in einer schönen Hülle.“

Eine Tochter von ihr, Majorin Lotte v. Suckow, lebte später als Witwe in Wismar. 1834 war sie in ärztlicher Behandlung bei Dieffenbach in Berlin, wo mein Vater die heitere, lebensfrohe und liebenswürdige Frau, „die würdige Tochter von Tante Ladiges, die Vater so lieb hatte“, wiederholt sah und gern mit ihr verkehrte (Briefe).

Eine andere Tochter, Sophie v. Ladiges, verheiratete sich mit Dr. Maaßen, hatte drei Kinder und wurde früh Witwe. Eine Tochter von ihr heiratete den Oberapellationsrat Drechsler in Lübeck, später Senatspräsident am Reichsgericht in Leipzig. Ein Sohn Fritz Maaßen wurde Professor der Jurisprudenz in Graz und trat zur katholischen Kirche über.

Der jüngste Sohn Gustav v. Ladiges (geb. 1802, gest. 1869?) erbte das Gut. Seinen Sohn sah ich gelegentlich in Rostock. Er erzählte, daß wir Trendelenburgs auf dem Gute als Lehnsvettern eingetragen seien. — Barnekow liegt bei Wismar, hat seinen Namen von dem wendischen Baran, welches das Schaf bedeutet, gehörte ursprünglich einer alten mecklenburgischen, vor 1600 ausgestorbenen adligen Familie gleichen Namens an und wurde von Ditmer Friederich Ladiges um 1785 gekauft. In einem Brief seines Schwiegervaters, des Lübecker Doktors, wird er als Ladiges aus Kopenhagen bezeichnet.

Kapitel 10.

Zehnte Generation. Friedrich Adolf Trendelenburg.

Von den Nachkommen der Brüder und Schwestern des Eutiner Großvaters ist schon in dem vorigen Kapitel die Rede gewesen. In bezug auf den Lebensgang und die Persönlichkeiten seiner drei Töchter, unserer Tanten Marianne Lentz, Julie und Caroline Tr. kann ich auf das oben zitierte „Mutterbuch" verweisen. Und von unserer Mutter Ferdinande geb. Becker, sowie von unserem Elternhause besitzen wir in den dort gesammelten Briefen der Mutter, umrahmt von den lebendigen humorvollen Schilderungen meiner Schwester Nanna Stahl, ein vortreffliches Bild, das auch außerhalb der Familienkreise schon vielen Menschen eine Quelle der Freude und Erhebung gewesen ist.

Dem Plane und dem Titel des Buches entsprechend tritt unser Vater dort weniger in den Vordergrund, und vor allem fehlt es an einer eingehenderen Besprechung seiner Jugendzeit. Diese Lücke möchte ich in folgendem an der Hand von Briefauszügen auszufüllen versuchen, man denke es sich mit dem Mutterbuch zu einem Ganzen verschmolzen!

Friedrich Adolf Trendelenburg wurde im Eutiner Posthause am 30. November 1802 geboren.

Den ersten Unterricht erhielt er von den Eltern und in einer „Leseschule", die er vom fünften Jahre an besuchte. Später kam er in das Gymnasium seiner Vaterstadt, die „Eutiner Schule", deren Rektor (als Nachfolger von Johann Heinrich Voß) Georg Ludwig König war, ein gelehrter und philosophisch gebildeter Mann, Vertreter der Lehre Kants. Sein Unterricht und der langjährige persönliche Verkehr mit ihm hat auf die Geistesrichtung des Schülers einen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Die Schule — Gymnasium wurde sie damals nicht genannt — bestand aus nur drei Klassen. Die Schüler, die zu studieren beabsichtigten, saßen in der Prima bis zur Dauer von sechs Jahren, Anfänger neben Fortgeschritteneren. Mit Ausnahme des Religionsunterrichts, den 1816 der Superintendent Detlev Johann Wilhelm Olshausen übernahm, unterrichtete in Prima der Rektor in allen Fächern, in der Sekunda, in der die Elemente des

Lateinischen und Griechischen gelehrt wurden, der Konrektor, und in der Tertia ein dritter Lehrer. Der Unterricht der Primaner fand in dem Hause des Rektors statt, das noch jetzt steht und als Gasthaus unter dem Namen „Voßhaus“ die Touristen zur Einkehr einladet. Der Garten hinter dem Hause grenzt an eine Bucht des Sees und öffnet den Blick auf die sich im Wasser spiegelnden Baumgruppen des Schloßgartens und einer vorgelagerten kleinen Insel, ein idyllisches Bild, ganz zu Voßens „Luise“ passend.

Bei dem Unterricht ging es patriarchalisch her, ohne feste Bindung an Stundenplan und abgemessene Pensen. König las mit den Schülern die alten Klassiker, besonders den Homer und Sophokles. Die Lektüre war ihm „eine Anweisung, den Geist der Alten in ihren Schriften aufzusuchen, nach dem Beispiel der großen Denker das Denken zu lernen und das Gedachte in ähnliche schöne Formen zu kleiden“. Einzelnen fortgeschrittenen Schülern erteilte er einen gründlichen Unterricht in der Logik.

Fig. 22. Friedrich Adolf Trendelenburg.

Von Adolfs Freunden in der Schulzeit sind besonders zu nennen die beiden Söhne des Superintendenten Olshausen, Justus, später Professor der orientalischen Sprachen in Kiel und Königsberg und Dezernent für das Universitätswesen im Preußischen Kultusministerium, und Theodor, der 1848 Mitglied der Landesregierung von Schleswig-Holstein war, der spätere Superintendent in Eutin Anton Wallroth und Rudolph Kindt, später Medizinalrat in Oldenburg.

Ein von Adolf von seinem 15. Jahre ab geführtes Tagebuch ist ein Zeugnis seines Fleißes und der Gewissenhaftigkeit, mit der der Knabe seine Zeit ausnutzte. Da heißt es z. B. auf dem ersten Blatt vom 10. Mai 1817:

„Aufgestanden um $5^3/_4$ Uhr, $5^3/_4$—6 Uhr Griechische Vokabeln gelernt. 6—$6^3/_4$ Lateinisches Exercitium aus Werner (Th. 11, Gen. § 11) gemacht. $6^3/_4$—$7^1/_2$ aus Homer Iliade IV. 105—145 präparirt. Weil keine Schule war, so habe ich von $8^1/_4$—$10^1/_2$ in Ciceros Briefen ad fam. die schönen nicht kurzen beiden Briefe IV. 5. 6. Tröstungen über den Tod von Ciceros Sohn enthaltend zweimal gelesen und die Redensarten exzerpirt. Von $10^1/_2$ bis $11^1/_2$ Homer Iliad. V. 145—179 präparirt. Von $11^1/_2$—1 spazieren gegangen mit Olshausen und Wallroth. Von 2—4 fuhr ich Sand in den Gartensteg, machte die schwer zuzumachenden Fenster zu. Von 4—$5^1/_2$

Aufsatz für Herrn Prediger Enke in der Kladde. Von $5^1/_2$—7 sah ich ein Theil von Vaters dänischer Postrechnung nach, von 7—$8^3/_4$ war ich bei Chr. Müller in der Apotheke, um ein Verzeichniß seiner Pflanzen mit ihm auszuarbeiten. $10^1/_2$ Uhr ging ich in's Bett."

Bald darauf kam ihm das Buch des Freiherrn v. Knigge über den Umgang mit Menschen in dem Auszug für die Jugend von Gruber zu Gesicht. Den darin enthaltenen Ratschlägen und Ermahnungen folgend fügte Adolf nun jedem Tagesbericht eine kurze kritische Bemerkung über sein persönliches Verhalten hinzu und versah das Tagebuch mit der Überschrift: „Tagebuch oder Selbstgeständnisse". Äußerungen der Zufriedenheit stehen Tadel und Selbstvorwürfe gegenüber, die sich auf vermeintliche Nachlässigkeiten, Eitelkeit, mangelnde Ehrerbietung den Eltern gegenüber und dergleichen beziehen. Adolf hatte Sorge, das Tagebuch möchte von anderen gelesen werden, und schrieb es deshalb eine Zeitlang in lateinischer Sprache nieder, und zwar in gewandten Sätzen und fast ohne Korrekturen, — ein sprechender Beweis für den ausgezeichneten Unterricht in den klassischen Sprachen, der den Schülern bei König zuteil wurde. —

Auch als Student und als Hauslehrer führte mein Vater das Tagebuch in freierer Form und mit Unterbrechungen weiter, auf Reisen besonders sorgfältig. Im späteren Leben werden die Aufzeichnungen mehr und mehr zu ganz kurzen Notizen.

Nachdem er den Schulkursus absolviert hatte — ein Abiturientenexamen gab es nicht —, ging Adolf nicht gleich zur Universität, sondern blieb zusammen mit seinem Freunde Wallroth noch in der Prima und übernahm zugleich auf Anerbieten des Rektors eine interimistische Lehrerstelle in den unteren Klassen. Mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, sich im Lehramt zu versuchen, das ihm als zukünftiger Beruf vorschwebte, und zugleich Zeit zu gewinnen, sich noch gründlicher für die Universität vorzubereiten.

Am 25. Dezember 1820 schreibt er an die Schwester Marianne nach Oldenburg:

„Ob ich das nächste Jahr meinen Geburtstag im väterlichen Hause wiedersehe oder nicht, kann ich dir nicht bestimmen. Ich hoffe es noch sehr, indessen Vater spricht leider häufig und zu bestimmt das unangenehme Wort aus, daß ich nächsten Michaelis aus guten Gründen zur Universität müßte. Nun ich will diese Gründe hier nicht prüfen, mögen sie immerhin nicht gewichtlos seyn, das aber weiß ich, daß $1^1/_2$ Jahre leicht noch erfordert werden, um ganz und gar das durchzumachen, was ich vor der Universität nach meiner Ansicht noch durchmachen sollte, falls ich nämlich die Wissenschaften als etwas höheres betrachte, als eine Kuh, die uns mit Milch und Butter versorgt. Fruchten meine Vorstellungen bei Vater nicht, so sehe ich meine Bildung auf eine höchst nachtheilige Weise unterbrochen. Ich hoffe jedoch noch sehr, daß Vater meinen inständigen Bitten Gehör giebt."

In einem zweiten Brief an die Schwester vom 15. April 1821 spricht er von einer Verzögerung notwendiger Verbesserungen in den Einrichtungen der Schule und fährt dann fort:

„Hier beherzigt man wahrlich nicht, was Kaiser Karl V. schon zu sagen pflegte: „„Eine gute Schule und eine gute Uhr sind das Zeichen einer wohlpolicirten Stadt."" Auf Kirchen scheint man hier mehr zu geben, und die können doch nicht fortbauen, wenn die Schulen nicht einen festen Grund gelegt haben. Ich bin ganz durchdrungen von der Wichtigkeit der Lehrer im Staate, — nach dem Versuche dieses Winters habe ich mich fest bestimmt, in meiner ferneren Bildung das Ziel, ein tüchtiger Lehrer zu werden, eifriger vor Augen zu haben als grade die eigentliche Theologie, welche ich indeß auch nicht bei Seite setzen werde."

Wiederholt werden in dem Tagebuch während der letzten Schuljahre die anregenden Besuche bei dem greisen Maler Tischbein erwähnt, von denen schon im vorigen Kapitel (S. 115) die Rede gewesen ist. Aber auch an jugendlichen Vergnügungen fehlte es in dem Eutiner Leben nicht. Das Tagebuch berichtet von Wanderungen mit Kameraden durch Feld und Wald, von Tanzgesellschaften im Rathaus und bei befreundeten Familien und von Zusammenkünften und Ehrenhändeln in einer Verbindung, die die Primaner unter sich gestiftet hatten. Unter vergilbten Papieren aus der Schulzeit befinden sich von Adolf gedichtete Lieder, die in den Melodien bekannter Studentenlieder bei dem Abschied von Kameraden gesungen wurden oder nach fröhlicher Wanderung am buchenbeschatteten Ufer des stillen Ukleisees erklangen.

Ostern 1822 ging mein Vater zum Studium der Philologie und Theologie auf die Christian-Albrechts-Universität in Kiel. Die beiden Fächer miteinander zu verbinden, entsprach dem damaligen Brauch.

Bei der Immatrikulation mußte sich jeder Studierende durch Unterschreiben einer gedruckten Erklärung und durch Handschlag verpflichten „an keinen geheimen von der akademischen Obrigkeit nicht autorisirten Verbindungen besonders an solchen, die unter dem Namen: Landsmannschaft, Burschenschaft, Comment, Orden und dergleichen sich auf deutschen Universitäten so oft gezeigt haben, als Mitglied theilzunehmen, noch weniger aber solche Verbindungen zu stiften oder zu deren Stiftung mitzuwirken". Die von Mitkämpfern in den Freiheitskriegen 1815 gegründete Burschenschaft war nach der Ermordung Kotzebues durch Sand vom Bundestag auf Grund der Karlsbader Beschlüsse aufgelöst worden. In der Stille hatten sich aber die alten Verbindungen an den Universitäten bald wieder gebildet, so auch in Kiel. Mein Vater trat der Burschenschaft nicht bei, aber in nahen freundschaftlichen Verkehr zu ihren Mitgliedern. Wie die ganze gebildete Jugend damaliger Zeit stand er unter dem noch frischen Eindruck der Freiheitskriege. Als Schüler hatte er eine Fußtour zum Grabe Theodor Körners in Wöbbelin in Meclenburg unternommen, dort auf einem Steine unter den Eichen sitzend einige Strophen gedichtet und dieselben in das Buch der Besucher eingetragen. (Den 21. Mai 1820.) Die letzte Strophe lautet:

„Und Deutsche, wenn euch Zwingherrn jochen,
Wenn von euch alte Deutschheit schied,
Dann sammelt euch an Körners Eichen,
Und euch entflamme Körners Lied!"

Und im letzten Jahre der Schulzeit waren ihm die politischen Ideen der Burschenschaft besonders durch den Verkehr mit dem Kandidaten der Theologie Riemann, dem Redner auf dem Wartburgfeste am 18. Oktober 1817, nahe gebracht worden. Riemann, ein Mecklenburger, der als Lützower Jäger mit gekämpft und sich das Eiserne Kreuz erworben hatte, fand während der Demagogenverfolgungen durch Vermittlung von Olshausen in Eutin Zuflucht und eine Anstellung als Kollaborator an der Schule. Später, 1828, wurde er durch den engherzigen Nachfolger Olshausens aus seiner Stelle verdrängt und ging als Pastor nach Friedland in Mecklenburg. Mein Vater hat mit ihm geturnt und gefochten, und dem urwüchsigen kernigen Manne zeitlebens treue Freundschaft bewahrt. Riemann starb 1872 drei Tage nach meines Vaters Tode.

Am 22. April 1822 schrieb Riemann in meines Vaters Stammbuch folgende für die Zeit charakteristische Zeilen: „Im Leben und Erblassen Glühend die Ichheit hassend Glühend das Volk umfassen So lautet teutscher Bruderherzen Schwur.“ Auch die meisten anderen der ihm von Kieler Kommilitonen gewidmeten Stammbuch-Blätter stimmen in den Ton jugendlicher Begeisterung für Volk, Vaterland und Freiheit ein.

Am 18. Juni pflegten die Burschen den Siegestag von Waterloo zu feiern, und im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in Kiel wurde mein Vater gebeten, die Festrede zu halten. „Wir zogen“, schreibt er, „am Nachmittag unter Musik mit Eichenblättern geschmückt auf den Markt, sangen ein herrliches Lied, das einer meiner Bekannten zu diesem Zweck gemacht hatte, brachten dem Feste und seinen Erinnerungen ein feuriges Hoch und zogen dann in langem Zuge unter Gesang nach Düsternbrok. Da bewillkommete uns auf einer Anhöhe ein Feuer. Wir stellten uns herum und sangen einige Verse. Da redete ich dann ungefähr eine halbe Stunde, was der Tag und das Herz mir eingegeben hatte, von des Tages Erinnerung und Erhebung. Eine Volksmasse von Studenten und Bürgern umgab mich, und ich freute mich, daß ich etwas Eindruck machte. Denn zu seines Gleichen zu reden und unter Gottes freiem Himmel, wo Alles sich nahe herandrängt, ist schwerer als etwa geschieden von allem Volk eine Predigt zu halten. Dazu schien es mir nothwendig, ohne Concept zu sprechen. Aber es ging Alles gut. Nach einem Gesange zogen wir hinunter nach dem Bruhnschen Hause, wo ein Volksball begann.“

Von der Demagogenverfolgung hatte ein früherer Schulfreund meines Vaters namens Specht zu leiden, der als „Anführer einer Verbindung“ in Jena von der Universität relegiert wurde. Adolf schrieb darüber am 24. Nov. 1822 an die auch um ihn selbst besorgte Schwester Caroline: „Die Sache scheint dir furchtbarer als sie ist; und denke es dir nur frühzeitig als möglich, daß mir einmal ein Gleiches widerfährt. Hier freilich hat es Nichts zu sagen. Aber nie werde ich mich abschrecken lassen, durch dergleichen Angstmittel, für das wahre Gute in meinem Kreise auf der Universität zu wirken. Das that auch Specht nur. Ein stumpfer Widerstand der Regierung darf nie eines Mannes Überzeugung beugen, der soll im Guten beharren. So werde auch ich thun, versteht sich mit Um- und Vorsicht. — Denkt Euch

nicht jeden armen Verwiesenen als Verbrecher. Oft ist er das Gegentheil in diesen Zeiten. Die Verbindung, in der Specht war, hat unendliches Verdienst um Jena's gute Sitte und wissenschaftlichen Fleiß. Aber wo zwei und drei zusammenstehn, schnüffelt die Regierung schon Verschwörungen wider sie. Der Arge nur steckt im Argwohn."

Freundschaft schloß mein Vater in Kiel besonders mit Peter Wilhelm Forchhammer, dem späteren Kieler Professor der Archäologie, und mit einem Vetter, Nachkommen des Juristen Adolf Trendelenburg (Gener. 8, Nr. 17), dem dänischen Leutnant August Haller Baggesen, der sich, um wissenschaftliche Studien zu betreiben, nach Kiel hatte versetzen lassen.

Mit Forchhammer zusammen unternahm Tr. im Herbst 1822 eine Reise nach Kopenhagen, für die sein Vater den beiden jungen Leuten eine schriftliche Empfehlung an alle seine Kollegen im dänischen Postdienste mitgab.

Zu den vielen neuen Eindrücken der Reise gehörte besonders die Seefahrt auf einem kleinen erst kürzlich erbauten dänischen Dampfschiff. „Aus der von Menschen überpfropften Cajüte", schreibt mein Vater am 27. September an die Seinen: „Diesen Morgen mit Sonnenaufgang trat ich wieder aufs Verdeck. Der Himmel war heiterer, aber der Wind noch immer ganz u. gar entgegen. Freilich hieß es, wir hätten eigentlich schon einmal so weit vorwärts sein müssen. Aber ich freute mich doch des herrlichen Werkes, wir waren doch schon zwischen Langeland u. Laland. Ein anderes Schiff wäre noch nicht aus dem Hafen gewesen. So hat der Menschen Verstand auch Mittel erfunden, das ihm entgegenstrebende Element zu bezwingen, u. selbst die empörten Wellen sicher zu durchschneiden. Wohl vergleicht man einen Staat einem Schiffe, aber man sollte seinem Vaterlande wünschen, daß es einem Dampfschiffe ähnlich wäre, das aus eigner Kraft dem Strome trotzt, nun aber muß Deutschland sich treiben lassen, hat selbst nicht einmal einen Steuermann, nur 49 uneinige Ruderer. Was soll daraus werden?"

Aus der eingehenden Beschreibung der Kopenhagener Sehenswürdigkeiten in den nächsten Briefen greife ich einige für die Anschauungen und Betrachtungsweise des jungen Reisenden bezeichnende Stellen heraus.

An die Seinen.

Kopenhagen den 31. Oktober 1822.

„Aber nur einen Platz hebe ich hervor, mir merkwürdiger als alle diese prächtigen, den winzigen Uhlfeldsplatz. Also ist sein Name, denn ein Schandmal ist hier, dem Grafen Uhlfeld gesetzt, der in seinem Vaterland gestiegen dies den Feinden, den Schweden verrieth (in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts). Der Schandstein ist von Granit, schmutzig, und könnte kaum häßlicher seyn. Man liest an den Seiten des pyramidenförmig zugespitzten Steins auf dänisch: „Corwitz Uhlfeld, dem Vaterlands-Verräther, zu ewigem Spott, Schimpf und Schande". Der Eindruck war neu und tief. — Im Volk erzählt sich nun fort, was sonst untergehen würde. Der Blick richtet sich aufs Vaterland, und die Liebe zu ihm wird lebendiger. Würde man die Schandsäulen in Deutschland zählen können, wenn

man allen denen ein Mal setzen wollte, die an diesem Vaterland zu Verräthern wurden und werden. Aber wer sollte sie auch setzen? Etwa die heilige Allianz und ihre Glieder?!"

An die Schwester Karoline (mit einigen kleinen Kupferstichen von der Reise nach Kopenhagen) Kiel den 10. Nov. 1822:

„Das dritte Kupfer zeigt dir eine Ehrensäule, die vor dem Westerthore in Kopenhagen als Denkmahl dasteht. Es ist eine Freiheitssäule dem Tage zu Ehren, der die Leibeigenen ihrer Bande entließ. Alles, was dazu mitwirkt, aus Menschen wirklich Menschen zu machen, wirkt tief auf mein Gemüth. Darum stand ich auch nachdenkend vor dieser Säule u. segnete sie u. den, der sie sich verdient hat."

Mit Forchhammer blieb mein Vater im späteren Leben in stetem Verkehr. Dieser reiste viel, kam häufig nach Berlin und besuchte dann unsere Eltern, um mit dem Vater zu politisieren und ihm seine etwas phantastischen Anschauungen über Homer und den trojanischen Krieg auseinanderzusetzen, uns Kindern durch sein den Humor herausforderndes Wesen eine erheiternde, unserer Mutter eine etwas unbequeme Erscheinung, da er als alter Junggeselle ohne Rücksicht auf die Hausordnung zu sehr später Abendstunde zu kommen pflegte. Das ihm vorgesetzte Weinglas putzte er, wie im Hotel, mit der Serviette blank. Übrigens fand er mit 70 Jahren eine Lebensgefährtin und feierte mit ihr noch die silberne Hochzeit.

Wie innig meines Vaters Freundschaft mit Baggesen war, ersieht man aus den wenigen erhalten gebliebenen Briefen an ihn aus der Jugendzeit. Am 11. April 1824 antwortet mein Vater aus Leipzig auf einen nicht mehr vorhandenen Brief von Baggesen mit folgenden Zeilen:

„Deine Geschäfte überhäufen Dich oft allerdings sehr, aber bisweilen ist auch manche Freistunde Dein. Die Freistunden gehörten der Lektüre u. s. w. — Aber, sage mir, verfolgtest Du dabei einen festen Plan? Vielleicht arbeitetest Du mehr, was die Zeit mit ihrem Ungefähr Dir entgegenwarf. Vielleicht aber fehlte Deinem Leben ein Mittelpunkt, um den sich Deine Nebenstunden drehten. Du nahmst vielleicht mehr auf und versuchtest weniger Deine eigne Kraft nach einem bestimmten Ziele hin. Wie? wenn Du Dir selbst aus freiem Interesse einen Winkel auf dem großen Felde suchtest, um in ihm selbst zu schaffen? einen Punkt, auf den Du das Übrige Alles bezögest, und der nicht wandelte mit dem Wandelbaren? So gewännest Du einen sicheren dauernden Halt für Dein Streben, Du würdest eine Vorliebe für etwas Gewisses gewinnen und dadurch eine Leere des Lebens füllen. — — Baggesen, Du kannst viel, oder ich kenne Dich nicht! Es fehlt nur, was Schiller so herrlich sagt: ‚Sammle still und unerschlafft im kleinsten Punkte die größte Kraft.' Hättest Du nicht Lust zu irgend einem kleinen Theil der großen Geschichte, hättest Du nicht Lust, Dir einen Theil aus der dänischen oder aus der Kriegswissenschaft zu wählen? Da kämen Dir Deine neueren Sprachkenntnisse zu Statten, zumal bei einiger Kenntniß des Latein. Es ist etwas Herrliches mit der Geschichte, wo sich das einseitige Zeitleben des Einzelwesens ich möchte sagen zu einem Weltleben der Menschheit ausdehnt. Damit glaube nicht, daß ich Dich zu

einer schriftstellerischen Bahn auffordere. Das findet sich nachher. Im Forschen selbst liegt der Reiz, liegt der Gewinn. Nur das Neue, was man umsichtig und vorsichtig findet, soll ans Licht der Welt gefördert werden. Ich las neulich in meinem Plato: ‚Ein Leben ohne Forschung ist kein Leben.‘ Darum preise ich sie Dir an. Eigentlich aber rathe ich Dir eine ähnliche Medizin an, wie sie mir geholfen hat. Ich naschte einst in den Wissenschaften herum und war in meinem Herumschweifen nicht mit mir eins. Auch noch bin ich es nicht ganz. Auch noch jetzt macht es mich oft trübe, wenn ich bedenke, wie einseitig die Bildung des Gelehrten ist. Man klaubt und klaubt, aber das Handeln, in dem sich der Kern des inneren Menschen bewährt, bleibt vor der Thür, als gehörte es nicht mit dazu. Aber seit ich in meinem Treiben mit sicherem Schritte einen engeren aber bestimmteren Gang verfolge, seit ich mir gleichsam meine eigene Hütte baue und in ihr froher mich einwohne als damals, wo ich fremde Palläste angaffte, seit dieser Zeit fühle ich selbst den Gewinn. Also noch einmal, lieber Freund, suche Dir einen Kompaß für die Zeit, für welche Du vielleicht noch keinen hast. Ein Kompaß aber zeigt unverwandt nach Einer Himmelsgegend und erschwert das Abirren vom graden Wege und das Schwanken.“

Nachdem sich ihre Lebenswege getrennt hatten, versäumten Beide keine Gelegenheit eines Wiedersehens. In späteren Jahren aber werden es die politischen Verhältnisse dem Holsteiner und dem dänischen General äußerlich und innerlich erschwert haben, die früheren nahen Beziehungen aufrechtzuerhalten.

Ein junger Mann aus dem Kieler Freundeskreise, Heinrich Eichmann, wurde, während mein Vater im August 1823 auf einem Ferienbesuch in Eutin weilte, durch plötzlichen Tod hingerafft. Als mein Vater nach Kiel zurückkehrte, hatte die Beerdigung schon stattgefunden. Die Eltern des Verstorbenen hatten den Wunsch ausgesprochen, der Freund ihres Sohnes möchte sie besuchen, es würde ihnen tröstlich sein, ihn zu sprechen, da er sich des Verewigten immer mit Liebe angenommen hätte. Bereitwillig unternahm er die sieben Stunden lange Wanderung nach Rendsburg und schrieb nach der Rückkehr an Karoline: „Der Weg und das Dortseyn ist mir von großem Werthe. Ich habe es tief fühlen gelernt, daß Stunden in der Wohnung der Trauer mehr erheben, mehr für das Leben bilden können als Tage in den Säälen der Freude.“

Sehr freundliche Aufnahme fand mein Vater im Hause des Syndikus Jahn und seiner Frau Juliane, einer Tochter des Kieler Professors Adolf Trendelenburg. Auch die Häuser der Professoren, bei denen er hörte, standen ihm offen. In eine gewisse Verlegenheit versetzte ihn eine Einladung des orthodoxen Lutheraners Harms, zu dessen Zuhörern er nicht gehörte. „Ich sprach ihn nie“, schrieb er nach Eutin, „und werde das auch klüglich vermeiden. Meine Gedanken tödte ich nun einmal nicht, und das müßte ich, wenn ich mit ihm nur einiger Maßen fertig werden wollte.“

Nicht gern aber ließ er sich durch zeitraubende Geselligkeit von seinen Studien abziehen, die er mit großem Ernst und Fleiß betrieb. Die wichtigsten

Vorlesungen arbeitete er zu Hause nach seinen Notizen aus. Eine größere Anzahl solcher Ausarbeitungen, mit sorgfältiger Schrift in später gebundene Hefte eingetragen, aus der Studienzeit in Kiel, Leipzig und Berlin sind der Preußischen Staats-Bibliothek zur Aufbewahrung übergeben. Neben den theologischen Kollegien bei Twesten (seinem späteren Kollegen an der Berliner Universität) und bei Eckermann hörte er in Kiel besonders philologische Vorlesungen bei Wachsmuth und beschäftigte sich auch mit selbständigen philologischen Studien. Am Schlusse des zweiten Semesters reichte er eine Preisarbeit ein, für die er als Thema von den drei vorgeschlagenen „Die Bereicherung des lateinischen Wortschatzes durch Plautus" wählte, und die ihm einen Preis von 100 Talern eintrug.

Aber seine Studien beschränkten sich nicht auf die Fachkollegien, bei Pfaff hörte er über Physik und Meteorologie, bei Berger über Astronomie, bei Reimer über höhere Mathematik, bei Nasser über Kunstgeschichte, bei Dahlmann über deutsche Geschichte und über die Geschichte der griechischen Kolonien, bei Cramer über Gellius und Römisches Recht.

Am meisten fesselten ihn die philosophischen Vorlesungen bei Reinhold und später bei Berger.

Reinhold wurde ihm bald ein väterlicher Freund, an dem er mit inniger Liebe und Verehrung hing. Sein plötzlicher Tod im April 1823 schmerzte ihn tief. „Einen Mann wie den alten Reinhold giebt es nicht mehr", schreibt er zu Weihnachten 1822 an die Schwester Marianne, „ich wünschte es Dir von ganzer Seele, daß Du diesen unvergleichlichen Greis sähest und kennen lerntest. Seine nähere Bekanntschaft ist mir ein Gewinn fürs Leben. Ewig wird er mir als ein Urbild vorschweben, dem ich nachzustreben habe. Denn in ihm stehen mehr wie in jedem andern, den ich kenne, Verstand und Herz im wundervollsten Einklang. Auch ihn traf mancher Schlag des Schicksals. So verlor er vor einigen Jahren einen hoffnungsvollen Sohn, als er eben anfing, herrliche Früchte in ihm auch in der bürgerlichen Welt zu sehen. Aber der tiefffühlende Mann wandelt ruhig einher, als trüge er beides in sich, den Himmel wie die Erde und schöpft aus beiden reichen Trost."

Und nach Reinholds Tode schreibt er: „So oft ich zu ihm kam, ging ich wärmer wieder von ihm, als ich gekommen. Ein schneller Tod hat ihn der Erde genommen, ihn dem Himmel wiedergegeben. — — Nie hat es wohl einen Mann gegeben, der redlicher die Wahrheit suchte, als er. In seinem Blicke, in seinen Gesichtszügen, in seinem Namen trug er sein Wesen. Ich sehe oft sein Bildniß an, und flehe dann immer, daß sein Geist auf mir ruhen mag. Sein letztes Gespräch, daß er noch einen Tag vor meiner Abreise mit mir hielt, schwebt mir jetzt in einem verklärten Lichte vor. Er besiegelte es mit einem herzlichen Kusse, den er mir auf die Stirne drückte — und doch ahnten wir beide nichts von der Trennung. Er sprach noch lebendig von der Geschichte der Philosophie in den letzten 30 Jahren, in die er mich näher im Sommerhalbjahr einführen wollte. Keiner konnte es wie er, denn niemand, wie er, war seit der Zeit immer so selbst auf diesem Felde thätig gewesen. Ich freute mich

sehr dazu. Ich habe viel verloren und viele mit mir. Aber ich danke Gott, daß ich so viel an ihm hatte."

Der Verlust des verehrten Lehrers erleichterte Tr. den Entschluß, Kiel und das ihm lieb gewordene Jahnsche Haus zu verlassen. Der Plan, nach Bonn zu gehen, um seine philosophischen Studien unter Brandis' Leitung fortzusetzen, konnte nicht zur Ausführung kommen, da die Universität von den dortigen Studierenden wegen Mißhelligkeiten mit den akademischen Behörden in Verruf getan war. So entschied er sich für Leipzig.

„Die Welt am Wanderstabe zu durchmessen" war schon früh des Knaben Wunsch gewesen. Dem Studenten sollte dieser Wunsch jetzt in Erfüllung gehen.

Nach einem Ferienaufenthalt in Eutin nahm er am 26. September 1823 Abschied vom Elternhause und fuhr mit der Post nach Celle und wanderte von da, nach Burschenart den Ranzen auf dem Rücken, an manchen Tagen 50 Kilometer und mehr zurücklegend, über Braunschweig, Goslar, Göttingen, Eisenach, Gotha, Weimar nach Jena. Von Jena nach Chemnitz benutzte er, um Zeit zu sparen, die Post, dann ging es wieder auf Schusters Rappen weiter nach Dresden und von dort nach Leipzig. Liest man in den Briefen nach Hause die ausführlichen Berichte über alles, was der Reisende unterwegs gesehen, erfahren und studiert hat — Bauten, Denkmäler, Bibliotheken, Kunstsammlungen, Fabriken, Bergwerke, Hüttenwerke, Erziehungsinstitute, Krankenhäuser —, mit welcher Freude an der Natur er über Berg und Tal durch Feld und Wald wandert und wie er überall Land und Leute beobachtet, so bedauert man, daß diese Art zu reisen, bei der der junge Deutsche sein Vaterland noch gründlich kennen lernte, seit dem Bau der Eisenbahnen bei der studierenden Jugend und auch bei den Handwerksburschen außer Brauch gekommen ist.

Einiges wenige aus den Briefen und dem Tagebuch sei hier erwähnt.

In Celle besuchte mein Vater, durch sein Interesse an der Psychologie getrieben, das große Irrenhaus. Ein trauriger Eindruck war es, die Gemütskranken zusammen mit Zuchthäuslern als ihren Wärtern eingesperrt zu finden. Man wollte damit die Kosten der Krankenpflege sparen — ein bezeichnendes Bild des Tiefstands der damaligen Irrenpflege.

Auf dem Wege durch das anmutige Werratal machte mein Vater die Bekanntschaft des dichterisch veranlagten Jenenser Studenten Karl Meyer aus Gotha, seines späteren nahen Freundes.

In Eisenach schreibt er: „Ich dachte viel an Luther und an seinen Geist, daß er erstehe in dieser unlutherischen Zeit, an das Wartburgfest und seine Ideale, deren Trümmer nur wir noch zu retten suchen, an Riemann und die Brüderschaar, die brüderlich den Berg hinangezogen. — In der Wartburg führte uns ein Mann herum, der wie die meisten Führer seelenlos sein Uhrwerk ablaufen ließ. Er zeigte die Stube, in der Luther die Bibel übersetzte mit seinem Bildniß von Cranach und der Büste von 1817 und den Reliquien seines Tisches. Unwillkürlich neigte ich mich, als ich in das ehrwürdige Zimmer trat."

Von Gotha aus, wo er den Astronomen Encke, einen Eutiner Landsmann, besuchte, machte Trendelenburg einen Abstecher nach Schnepfental, um

die von dem Pädagogen Salzmann gegründete Erziehungsanstalt kennen zu lernen. „Aus Allem", schreibt er der Schwester Julie, „sprach mich ein tiefsinniger einfacher Geist an." Er freut sich an dem Symbol, das Salzmann über der Haustür des ersten Gebäudes anbringen ließ, den Grabscheit, „das vieldeutig redende sinnige Bild von der Ausdauer, mit der der Arbeiter den Grabscheid führt, von Liebe zur Natur und ihrer Forschung, von Gottvertrauen und Glauben an ein Aufblühen der Saat", — — darunter „die Anfangsbuchstaben der Griechischen Worte, die man wohl um ein christliches Kreuz liest: In ihm siege!" Auch die Grabstätten in dem nahen Eichenhain muteten ihn an, die schlichten Sandsteine ohne weitere Inschrift als Namen und Datum und das Grab Salzmanns ohne jeden Stein, nur mit einem Fliederbusch bepflanzt. „Salzmann wollte seyn und war in Wenigem viel. Eine stille Größe des Gedankens. — — Dazu kamen dunkle Nachklänge aus dem Elementarbuch, das wir Kinder so eifrig lasen. Leider kann ich mir nur wenige Züge aus ihm bestimmt erinnern, aber ein allgemeines Bild schwebt mir vor, und es ist mir, als hätte das Buch einen gewissen Einfluß auf meine Richtung gehabt. — So las ich nun hier sein Buch: Der Himmel auf Erden. Was ich schon in Schnepfenthal ahnte, fand ich bestätigt. Salzmann hat mehr die Seite der Religion aufgefaßt, die ins thätige Leben eingreift, als die innere Sehnsucht des Gemüths nach dem Ewigen und Unendlichen, die wir gewiß auch in stiller Brust nähren sollen, aber die allein genährt so Manche zu müßiger Schwärmerei führt. Das Buch ist geschrieben, wie fürs Volk, so einfach und doch so würdig. — Mögt Ihr es nun auch lesen, liebe Schwestern!"

Über den Besuch des Theaters in Weimar heißt es in einem Brief: „Mit dem Schauspiel habe ich bisher Unglück auf der Reise. Es wurden Kotzebue's Verwandschaften gegeben. Man spielte gut. Was hilft's aber? Das Stück ist seicht. Der erste Aufzug war noch der beste. In dem Stück sah man Kotzebuische Weltklugheit glänzen, die gefährlich ist, den Glauben an die Menschheit zu rauben droht. Dummheit und Unschuld, Klugheit und Schalkheit sind hier nothwendig gepaart; jeden Einzelnen regiert allein sein eigennütziges Interesse. Diese Theorie war hier nun aufs Verwandschaftsverhältniß übertragen. Muß denn alles Lustspiel so auf Kosten des edleren Interesses seinen Zweck erreichen? — Über das Wesen und über die Grenzen des Lustspiels dachte ich nach, ohne indessen mir ganz klar zu werden, als ich mit einer etwas langweiligen Gesellschaft in kalter Nacht nach Jena fuhr. Nach Jena, dem mit Liebe lang gedachten, lang ersehnten Jena."

Eine gewisse Schüchternheit, die dem jungen Studenten eigen war, ließ ihn auf einen Besuch bei Goethe in Weimar verzichten. „An Goethe", sagt das Tagebuch am 15. Oktober, „(den Greis, der junge Liebe gefaßt hat und der gar an eine neue Ehe mit einem 18jährigen Mädchen, das er in Marienbad kennen lernte, denken soll) an Goethe wagte ich nicht Tischbeins Gruß zu bestellen, so groß auch mein Verlangen war, aber Goethe, der größte Geist unserer Zeit, dazu der hochstehende und hochblickende Geheimrat!"

In Jena suchte er den Historiker Luden und den Professor der Philosophie Fries auf, der wegen seiner Teilnahme am Wartburgfeste vom Amte suspendiert war. Die Persönlichkeit des vom Schicksal gebeugten Mannes machte ihm einen tiefen Eindruck.

Von Chemnitz nach Dresden weiter wandernd, besichtigte er in Freiberg ein Amalgamierwerk, in dem auf chemischem Wege aus dem silberhaltigen Erze reines Silber gewonnen wurde, und eine große Tuchfabrik mit ingeniösen Maschinen und 1010 Arbeitern. Auf die Bergwerke verzichtete er, da er schon im Harz in die Schächte eingefahren war und das Leben der Bergleute kennen gelernt hatte.

In Dresden feierte er ein frohes Wiedersehen mit seinem kunstliebenden Lübecker Vetter Theodor Trendelenburg und verlebte mit ihm einige genußreiche Tage, die er benutzte, um einen flüchtigen Überblick über die reichen Kunstschätze der Stadt zu gewinnen. „Insofern", berichtet er nach Eutin, „bin ich für Dresden zu spät gekommen, als wenige Fremde mehr hierher kommen, und es also schwer hält, Gesellschaften zusammen zu bringen, um sich die theueren Museen aufschließen zu lassen. Doch habe ich schon vieles gesehn — mir fehlen noch das Antikenkabinett und das Kabinett der mengsischen Gypsabgüsse. Am Montag sah ich gleich die Gemäldegallerie und das grüne Gewölbe, — die Juwelen- u. Goldkammer des Königs. An dem grünen Gewölbe habe ich satt — und Gottlob wir hatten keine Damen bei uns, die über die Diamanten — wovon einige die ersten der Erde — uns würden die Ohren vollgeschwögt haben. Für den theuren Einlaßpreis — jeder Blick wird hier bezahlt — habe ich nicht viel mehr gelernt, als daß Schmaragden nicht blau aussehen, wie ich wähnte, sondern grün. Auf der Gemäldegallerie habe ich schon 2 ganze Morgende hingebracht. Ich könnte noch hundert dort seyn, und werde jedes Mal mit neuer Lust hingehen."

Von Meißen kommend, langte mein Vater an einem der ersten Tage des November in Leipzig an und bezog in der „Kugel" am Hallischen Tore bei Madame Junke seine stille Studentenstube, aus deren Fenstern man einen freundlichen Blick auf das Grün der Promenade hatte. Wie würde er staunen, wenn er jetzt, nach fast 100 Jahren, den Riesenbau des neuen Zentralbahnhofs sich gegenüber sähe!

Von einigem Interesse ist vielleicht die Notiz, daß die ganze Reise $7\frac{1}{2}$ Louisdor, also in heutigem Gelde 127,50 Mark kostete.

In Leipzig vertiefte sich mein Vater ganz in seine Studien. Von dem studentischen Treiben hielt er sich fern, zu Familienverkehr bot sich weniger Gelegenheit als in Kiel, die Professoren der größeren Universität waren im allgemeinen unzugänglicher, ein Haus wie das Jahnsche stand ihm nicht offen. Freundliche Aufnahme fand er bei dem Buchhändler Vogel, an den er aus Kiel eine Empfehlung mitbekommen hatte.

Er hörte philologische Kollegia, besonders bei dem Altmeister Hermann und bei dem jugendfrischen, reichbegabten Spohn. Dieser kam ihm besonders freundlich entgegen, er stellte ihm seine reichhaltige Bibliothek zur Verfügung und „nahm ihn in seine musterhaft eingerichtete philologische

Gesellschaft auf". Es war ein eigenartiges Geschick, daß dem Schüler zum zweitenmal der von ihm am meisten geschätzte und verehrte Lehrer durch plötzlichen Tod entrissen wurde. Mein Vater war tief bekümmert. „Der Tag" (der 17. Januar), so schreibt er an Marianne, „raubte mir einen unvergeßlichen Lehrer, den herrlichen Spohn, der eben mit einem liebenswürdigen Mädchen verlobt, in der Blüte der Jahre mitten im schönsten Tagewerk dastand — und plötzlich abberufen war. Eine unerforschliche Fügung. Er war ein tüchtiger Sprachforscher und ein noch lieberer Mann und Mensch. Reinhold hatte seinen Lauf beendet, Spohn begann ihn." Unter dem Eindruck des Verlustes dachte mein Vater daran, Leipzig schon zu Ostern wieder zu verlassen, entschied sich aber dann doch bis zu Michaelis zu bleiben. „Freilich fesselt mich hier", schreibt er, „eigentlich nur Ein Mann, aber ein großer Mann in seiner Art, der erste Grieche unserer Zeit, Hermann."

Für die ziemlich einsame Zeit des Wintersemesters entschädigten reichlich die Osterferien, die er in fröhlichem und anregendem Verkehr mit dem Vetter Theodor in Dresden zubrachte. Die Kunstschätze, besonders das Antikenkabinett und die Mengschen Gipsabgüsse wurden jetzt gründlich durchstudiert, z. T. mit Forchhammer, der in Dresden mit dem Freunde zusammentraf. Die gemeinsame Lektüre von Lessings Laokoon, Winkelmanns Einleitung zur Geschichte der Kunst und Schillers Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst ergänzten die kunstgeschichtlichen Studien an den Meisterwerken. Der Galeriebesuch war durch einen neuen Inspektor sehr erschwert. „Gehören denn nicht", fragt er, „solche Schätze der ganzen Welt an und nicht blos einem geschlossenen Kreise? Ich bin indessen ziemlich oft dort gewesen und ruhte nicht, wurde ich auch manchmal zurückgewiesen. — Als ich nun endlich gehen mußte, war mirs ganz wehmüthig ums Herz, und es war mir, als ob ich mich von Freunden trennte. Es war auch so, denn was befreundet auch mehr als eine Idee, wenn sie anspricht? — und mir hat kein Gemälde zugesagt, in dem ich nicht die Idee ahndete und klarer erkannte. Das ist die Einseitigkeit in meiner Auffassung von Kunstwerken, daß ich nur auf den Ausdruck der Idee sehe und mich wenig um die Form und ihr Ebenmaaß bekümmere." Dieses Selbstbekenntnis ist sehr charakteristisch. Zeitlebens blieb die Kunst meinem Vater mehr ein Objekt des Denkens als eine Quelle unmittelbaren Empfindens.

Auch in die Euryanthe von Weber nahm Theodor den ganz unmusikalischen Vetter mit. Der Komponist dirigierte selbst. „Hier verstummt mein Urtheil", schreibt mein Vater. „Der Eindruck, den das Ganze auf mich machte, war tiefer (als im Freischütz) und der Ausdruck der Musik, nach dem Texte gemessen, erschien mir herrlich. Theodor ist von der Oper voll und streitet für sie auf Blut und Leben."

Eines Abends war er in einer etwas steifen Gesellschaft bei Tieck, der aus Calderons „Garten-Unhold" meisterhaft vorlas.

In den schönen Maitagen erwachte wieder die Wanderlust. Die Vorlesungen in Leipzig sollten erst 14 Tage vor Pfingsten wieder beginnen,

dann standen die Pfingstferien in Aussicht, so daß meinem Vater genügende Zeit zu einer weiteren Reise zur Verfügung stand, wenn er für die 14 Tage auf seine Kollegia verzichtete. So entschloß er sich ohne viel Besinnen, zusammen mit Forchhammer eine Reise nach Wien zu unternehmen. Die Erlaubnis seines Vaters einzuholen, war so schnell nicht möglich, dieser erteilte ihm aber nachträglich gern Indemnität und füllte nach der Rückkehr den leergewordenen Geldbeutel durch einen Zuschuß von 12 Louisdors statt der erbetenen 6 bis 8 bereitwilligst wieder an.

Zu Fuß wanderten die beiden Freunde durch die Sächsische Schweiz nach Tetschen, fuhren zu Schiff bis Außig und wanderten weiter nach Teplitz, von wo sie zu Wagen nach Prag fuhren. Hier machte es große Schwierigkeiten, einen Paß nach Wien zu bekommen, da jeder umherreisende deutsche Student den österreichischen Behörden verdächtig war. Sein Tagebuch ließ mein Vater versiegelt bei dem Wirt zum goldenen Engel zurück, um es nicht in die Hände der spionierenden Polizei fallen zu lassen. Die Diligence brachte die Reisenden dann schnell in zwei Tagen nach Wien, wo sie 16 Tage verweilten, in den Museen Kunstgeschichte studierten, die Bibliothek, die Anatomie, das Zeughaus, eine Porzellanfabrik, die Theater, das Schloß in Schönbrunn besuchten, den Stephansturm bestiegen und im Prater die elegante Welt und das bunte Treiben des mehr dem Vergnügen als der Arbeit lebenden Volkes beobachteten. Zum erstenmal bewegte sich mein Vater hier inmitten einer katholischen Bevölkerung, und die üblen Folgen eines unduldsamen jesuitischen Pfaffentums und einer jede freiere geistige Regung unterdrückenden Regierung traten ihm überall entgegen.

Nach Leipzig zurückgekehrt, schreibt er in einem ausführlichen Reisebericht am 24. Juni 1824 an seinen Vater: „Meinen letzten Brief aus Wien habe ich mit großer Besonnenheit schreiben müssen. Wien wimmelt von so genannten Vertrauten, d. h. Schuften im Solde der geheimen Polizei. Wir wurden gewarnt, und es ward mir aus Manchem klar, daß man uns als deutsche Studenten, (d. h. im Österreichischen Sprachgebrauch deutschredende Nicht-Österreicher) auf allen Wegen belauerte. Darum konnte ich nicht wissen, ob nicht die Argusaugen der Kundschafter durch versiegelte Briefe durchzugucken wüßten. Darum mußte ich mich hüten vor jeder Berührung mit irgend einem Studenten, namentlich durfte ich nicht hospitiren, um mich nicht verdächtig zu machen, als wolle ich mit deutscher Reudigkeit die Wiener Schaafe anstecken. Darum muß man in Wien jedem unbekannten Mann mistrauisch zweifelnd in's Gesicht sehen und nur dem eignen Herzen trauen, darum kann man in Wien nur vom schönen Wetter und vom Theater, vom Essen und Trinken und drgl. schwatzen, kann aber nicht von eingreifenden Dingen des Lebens sprechen. Gottlob, solche Stickluft weht im übrigen Deutschland noch nicht.

Vorzüglich eine Sekte der Ligurianer oder Redemptoristen, verrufen durch ihre Dummheit, soll namentlich durch die Dienstboten in der Beichte ihre Polypenarme bis in's innere Hauswesen erstrecken. Ein Wiener Student muß aus Pflicht und Schuldigkeit des Jahres 5 mal beichten und solches dem Professor der Religion durch beigebrachte Beichtscheine beweisen. Da

diese Beichtscheine auf den Inhaber lauten und nicht auf eine benannte Person, so sollen sich manche freier Denkende den frommen Betrug erlauben und solche 5 Beichtscheine von den geringen Leuten sich käuflich erstehen. Sehr hübsch in Sachen der heiligen Religion! — Besonders wachsam beobachtet der Staat das Schul- und Erziehungswesen und greift selbst in Privatinstitute mit seinen Verordnungen ein.

Von einer deutschen Studienfreiheit weiß man dort Nichts. In eine Form werden alle gegossen, jedem ist vorgeschrieben, was er hören muß, eine eigentümliche selbstständige geistige Entwicklung ist dabei fast unmöglich. Die Universität ist im Oesterreichischen eine Schule eingeengter als die Eutiner. — Kein Student darf außer Landes reisen ohne besondere kaiserliche Erlaubniß, die er sehr schwer erhält. Hier in Leipzig studirt der Sohn eines Graf Fries in Wien, aber nur unter der Firma eines Handlungsdieners in einem hiesigen Hause. — —"

Zum Schluß fuhren die beiden Reisenden noch zu Schiff den mächtigen Donaustrom hinunter nach Preßburg, wo sie eine Empfehlung an einen Konsistorialrat Glatz hatten. „Durch ihn", heißt es in dem Brief, „thaten wir manchen Blick in das innere literarische Getriebe in Oesterreich, den wir sonst nicht würden haben thun können. Er führte uns zu einigen Professoren, die Geist und Kraft zeigten. Im katholischen Lande findet man viel öfter eifrigere Protestanten, die für ihre freiere Ansicht leben und sterben möchten, während wir in unserer Heimat, wo kein Gegensatz aufregt, uns von den mysticirenden Theologen und von frömmelnden Empfindlern fast wieder in das Gebiet des einschläfernden Katholicismus treiben lassen. Auch in dieser Richtung habe ich mich nun im Entschluß gestählt auf dieser Reise. — — Auch zu Friedrich Schlegel führte uns der gute Genius unserer Reise. Der Mann muß früher kräftig gewesen seyn, als er so viel Tüchtiges schuf. Jetzt schien er schlaff und wohl genährt ohne reges Interesse. Drei Crucifixe und seine Kniebank vor der Mutter Gottes sagten uns gleich, zu wem wir gekommen waren."

Mit dem Sommersemester ging die Zeit zu Ende, die sich mein Vater für das Studium in Leipzig angesetzt hatte. „Die Philologie wurde hier nur grammatisch-kritisch betrachtet." Darin fühlte er sich jetzt genügend sicher, dagegen fehlte es ihm an einer genügenden Kenntnis der historischen Seite, „z. B. der römischen und griechischen Altertümer", die er sich am besten als Schüler von Boeckh in Berlin erwerben konnte. Er hatte auch an Bonn gedacht, aber „es sind dort", so schreibt er an seinen Vater, „keine Philosophen wie Schleiermacher und Hegel. Den ersteren nennen gewiß Theologen, Philologen, Philosophen nur mit Achtung. Ueber den zweiten ist man getheilt. Ich selbst bin von seiner Ansicht, so weit ich sie kenne, ein entschiedener Gegner und glaube nicht, daß Klarheit und Wahrheit in Wissenschaft und Leben durch sie groß wird gefördert werden. Aber der Mann macht groß Aufsehen und man sieht auf ihn wie auf die Spitze unserer Zeit. Da treibt es mich nun ihn näher kennen zu lernen, um ihn scharf zu prüfen und meine Kraft an ihm zu versuchen. — — Wer es redlich mit einem gründlichen deutlichen Begriff in der Forschung

meint, warnt gewiß mit Recht jeden jungen Mann, Hegel zuerst oder allein zu hören. Aber es klinge Dir nicht anmaßend, wenn ich sage, daß ich doch schon eine nicht unbedeutende Vorschule in der Philosophie durchgemacht habe. Vor Einseitigkeit muß man sich doch auch bewahren."

So entschied er sich für Berlin. Ehe er sich dorthin auf den Weg machte, wurde er noch durch einen kurzen Besuch von Baggesen erfreut. Auf der gerade stattfindenden Herbstmesse „machte er in den drei Tagen des Zusammenseins von den Vergnügungen der Welt mehr mit als in dem ganzen Jahre seines Leipziger Aufenthalts". Abends besuchten die beiden Freunde das Theater und sahen sich dann das bunte Treiben in einem großen Kellerlokal an. „Denkt nur", schrieb er nach Hause, „Müßiggang ist aller Laster Anfang. Indeß sind solche Laster nicht ohne Nutzen und darum reuen sie mich nicht." Zuletzt feierte er noch Wiedersehen mit Wallroth, der von Berlin herübergekommen war und nach Bonn gehen wollte, und begleitete ihn bis Jena. Die Wanderung ging über Lützen, Weißenfels, Naumburg. Auf dem Felde von Lützen freute er sich an dem einfachen Steine mit der Inschrift G. A. 1632, „welcher von dem Helden Kunde giebt, der hier mit seinem Blute die Geistesfreiheit erkaufte". „Vielleicht geräth unsere Zeit noch auf den Gedanken", schreibt er, „ihn mit einem Denkmale zu vertauschen. Denn an Denkmälern, nur nicht an Denkthaten ist unsere Zeit überschwenglich reich." „Das klösterliche Wesen und Unwesen, was auf der berühmten Schulpforte herrschte, konnte seiner freieren Ansicht einer menschlichen Bildung nicht zusagen." In Jena besuchte er einige Professoren, für die er besonderes Interesse hatte. Zwei Abende brachte er bei dem jungen Reinhold zu, den er in Kiel bei seinem Vater nur oberflächlich kennen gelernt hatte. Da ging es denn „scharf in die Philosophie hinein, so daß die Nacht kaum der Disputation ein Ende machte noch die Berücksichtigung der Frau, die neben ihnen saß". Dann marschierte er von Jena aus wieder rückwärts über Wittenberg nach Potsdam, von Wittenberg ab in Begleitung eines netten jungen Kaufmanns, der auf der Leipziger Messe sein Geld verspielt hatte und daher gezwungen war, wie der Bruder Studio zu Fuß zu gehen. Am 16. Oktober 1824 kam mein Vater auf einem vollgepfropften Personenwagen fahrend von Potsdam in Berlin an, „in der Stadt der Deutschen Sandwüste", die seine zweite Heimat werden sollte.

Um mit einem Wechsel von 30 Louisdor (510 Mark), den er sich von seinem Vater erbeten hatte, im Semester auskommen zu können, bezog mein Vater in Berlin eine sehr bescheidene Studentenstube in der Wassergasse, der jetzigen Artilleriestraße, Nr. 12. Das heute längst verschwundene einstöckige Häuschen, auf das er mich im Vorbeigehen oft aufmerksam gemacht hat, der jetzigen gynäkologischen Klinik gegenüber, gehörte einem geborenen Österreicher, der nach einem wechselvollen Leben während der Kriegszeit hier als „Viktualienhändler" und Schankwirt eine Ruhestätte gefunden hatte. Die niedrige im Stehen mit der Hand bequem zu erreichende Decke der Stube, unter dem beiderseits schräg abfallenden Dache gelegen, war schmaler als der Fußboden, und diese hatte die Form eines Sarges, womit mein Vater

von seinen Bekannten oft geneckt wurde. Sie hatte nur ein Fenster an der Giebelseite des Hauses mit dem Blick auf die träge hinschleichende Spree und war „in Berliner Blau angestrichen in ein mystisches Dunkel gehüllt". Am Fenster stand das Stehpult. Im übrigen bestand das Ameublement aus einem Bett, drei mit Riet beflochtenen Stühlen von patriarchalischer Einfachheit, einem Bücherbord und einer Kommode. In der Ecke stand ein schwarzer Ofen.

Die drei Berliner Semester, die ihm von seinem Vater, über das übliche Triennium hinausgehend, bewilligt worden waren, gestalteten sich für meinen Vater in jeder Beziehung sehr angenehm und fruchtbringend. Bald konnte er nach Hause berichten, daß er sich noch zufriedener fühle als in den drittehalb Jahren seiner bisherigen Studienzeit.

„Die Auswahl der Collegien wurde ihm schwer und er hörte recht mit Lust, weil hier Gutes gegeben wurde." Wohl berechtigt war die Befürchtung des Postkommissairs, er möchte sich zu sehr mit Vorlesungen überlasten. Die Gesamtzahl der Kollegien in den drei Semestern ist in der Tat eine recht große. Bei Neander hörte mein Vater christliche Archäologie, Geschichte des apostolischen Zeitalters und Patristik von Synesius bis Augustin, bei Boeckh über Pindar und Metrik, bei Immanuel Bekker über Thucydides, bei Ideler über Aratus (Astronomie betreffend), bei Bopp allgemeine Sprachengeschichte und Grammatik der Sanskritsprache, wozu dann noch die philologischen Seminarübungen bei Boeckh und bei Buttmann kamen. Bei Hegel hörte er Philosophie der Weltgeschichte und bei v. Henning über die Hegelsche Logik, bei Schleiermacher (morgens von 6 bis 7 Uhr) Ästhetik und bei dem Breslauer Professor Steffens, der auf der Rückreise von Norwegen sich ein Semester in Berlin aufhielt, über die Resultate der philosophischen Naturwissenschaften. Und, wie auch früher in Kiel und Leipzig, beschränkte er sich nicht auf die Fachkollegien, sondern suchte seine wissenschaftliche Bildung auf eine breitere Basis zu stellen. So hörte er Physik bei Erman, Chorographie von Palästina und allgemeine Erdkunde bei Carl Ritter.

Von seinen Lehrern übte besonders Schleiermacher einen tiefgehenden und bleibenden Eindruck auf ihn aus. Über Schleiermachers eigenartige Lehrmethode schreibt er am 2. Mai 1825: „Es ist fesselnd, wie Schleiermacher in der Aufbauung einer philosophischen Wissenschaft sucht und findet und uns selbst mitsuchen und mitfinden läßt. Der Weg ist schwer, weil Geist dazu gehört und strenge Consequenz. In den philosophischen Vorträgen pflegt man sonst das Gefundene mit seinen Beweisen, oft wie vom Dreifuß herunter, zu geben — aber die Frage, wie kommt man zu diesem Ziel, bleibt unbeantwortet. Schleiermacher lehrt selbst den Weg gehen — und in dieser Hinsicht, weniger in Rücksicht der Ergebnisse, die spärlicher zum Vorschein kommen, eben weil sie gefunden werden sollen, hörte ich nie etwas Aehnliches. Ich wüßte nicht, wo ich mehr lernen könnte für die Gedankenentwicklung in mir und in andern." Die Schleiermachersche „Maieutik", die Kunst, die Geburt der Gedanken zu fördern (ein Ausdruck des Sokrates), scheint ihm schon damals als Vorbild für seine

späteren philosophischen Übungen mit seinen eigenen Zuhörern vorgeschwebt zu haben.

Neun Jahre später, nach dem Tode Schleiermachers, dessen Kollege an der Universität mein Vater inzwischen geworden war, hat er seiner Verehrung für den großen Mann, „in dem Sinne groß, daß er mächtige Gegensätze in sich zu einem großartigen Ganzen ausglich", in einer Ansprache an seine Zuhörer einen tief empfundenen Ausdruck verliehen (vgl. „Ferdinande Trendelenburg" S. 427).

Die Vorlesung von Steffens fand unter gewaltigem Zudrang statt. „Weder auf dem Katheder noch auf der Kanzel hatte mein Vater je einen so hinreißenden Vortrag gehört." Mit dem Inhalt war er nicht immer ganz einverstanden. „Schwerlich", sagt er, „werde ich es je für die richtige Art zu philosophiren halten, wenn man, wie Steffens, mit dem Strom der Zeit gehend entgegengesetzte Begriffe vereinerleiet, um ihren Widerspruch auf eine bequeme Art zu umgehen, oder auf Anregung dunkler Gefühle als dem Geheimnisse des Lebens oft die Basis baut, die nach meiner Meinung doch auf einem weniger schwankenden Grund stehen sollte."

Für sich studierte mein Vater besonders den Plato und Aristoteles, denen er auch das Thema zu seiner Dissertation entnahm, und suchte ein sicheres Urteil über die verschiedenen philosophischen Systeme und ihre geschichtliche Entwicklung zu gewinnen. Am 19. April 1825 schreibt er an Baggesen:

„Wenn mich Jemand fragte, welchem System ich folge, ich könnte nicht anders als in meinem Sinn negativ antworten. Wol mag es für den folgerechten Denker ebenso nothwendig seyn, ein System zu haben, wie man ein Haus haben muß. Aber ich denke ein Haus, in dem es mir geistig wöhnlich und gemüthlich seyn soll, das muß ich mir selbst bauen. Auch mache ich an ein solches den Anspruch, daß es fast beweglich sei wie ein Zelt und wenigstens einer leichten Erweiterung und Ausbauung fähig. In meinen Jahren ist man noch Gast. Ich trage mir erst das Bauholz zusammen. Den Kant habe ich jetzt ziemlich studirt. So viel sehe ich, daß ich mich auf der einen theologischen Seite in Einigem an ihn anlehnen werde, wenn ich auch auf der anderen Seite ein tieferes Element des Lebens suche, als sein bloßer starrer Begriff ist. Dann wiederum kann wol schwerlich ein Seyn ohne sein Werden begriffen werden. Darin liegt die tiefe Wurzel einer geschichtlichen Ansicht des ganzen Lebens, die die Philosophie bis jetzt vielleicht mehr verkannt hat."

In regen wissenschaftlichen und freundschaftlichen Verkehr trat mein Vater mit Friedrich Rosen, den er schon in Leipzig als Studenten der Theologie kennen gelernt hatte und den er in Berlin als Schüler von Bopp wiederfand. Gemeinsame Interessen besonders am Sanskrit und der altindischen Literatur sowie die Übereinstimmung in der Gesinnung brachten die beiden jungen Männer einander schnell näher. Aber nicht lange konnten sie sich des Zusammenlebens erfreuen. Schon zu Ostern 1828 wurde Rosen, noch nicht 23 Jahre alt, als Professor der orientalischen Literatur und Lehrer der arabischen, persischen und hindustanischen Sprachen an das

University College in London berufen. Er fand dort große Anerkennung, und ein Jahr darauf suchte ihn die Universität Oxford zu gewinnen, er blieb aber in London. Von der Korrespondenz der beiden Freunde ist nur eine Reihe von Briefen meines Vaters erhalten, aus denen ich der chronologischen Erzählung vorgreifend einige Stellen von allgemeinerem Interesse hier einfüge.

Frankfurt a. M. den 28 Sept. 1828.

„So naiv dachte ich mir doch nicht die englische theologische Richtung. Was Du mir schriebst, war charakteristisch. Ist das aber doch nicht vielleicht mehr Theologie der Bücher als der lebendigen Köpfe? Bei uns will mir oft eine große Kluft erscheinen zwischen dem Sparrwerk der Dogmatik und den einfachen Glaubenspunkten der Gemeine. So ists allerdings gut, daß deutsche Wissenschaft mehr auf englischen Boden verpflanzt wird. Es ist ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, wie sich Literatur u. Wissenschaft aus den Schranken der Volksthümlichkeit herausheben und sich europäisiren, eine neue weitere Volksthümlichkeit. Hier waltet der Weltgeist; aber dennoch laß ich ungern von ihm meinen Volksgeist aus dem Felde schlagen. Der Einzelne wird sich also noch mehr verlieren in dem großen Meere des strömenden Treibens. — — Welche Mittelstufen zwischen dem alten Athen und dem neuen London! Ihre Kreise des Wirkens verhalten sich wie eine mäßige Trireme zu einem Linienschiff und noch mehr. Aber die Universalität, diese Sirene in der Bildung, wirft den Einzelnen mit ihren mächtigen Anforderungen in einen gefährlichen Abgrund. Wo ist das Genie, das ihn auszufüllen vermögen wird! Der Weltgang wird die kleinmüthigen Zweifel lösen.“ —

Frankfurt a. M. den 10 Mai 1829.

„Ich will Dir zeigen, daß ich um Deinetwillen gar eigene Studien mache und dies Mal noch dazu theologische. Hear! hear! — Thiere wechseln oft ihre Elemente, um sich in einem fremden anzufrischen. Der lustige Fisch springt des Abends aus seinem Wasser in die Luft, die Landthiere baden sich im Wasser; der Mensch segelt gar in den Wolken. So gehts auch mir. Ein kleiner Luftzug bringt mich leicht einmal auf Augenblicke aus meinem philosophischen Elemente in das theologische. Es hat mich entschieden abgestoßen, da ich mich ihm hinneigte; jetzt zieht's mich bisweilen an, da ich mich ihm abneige. — Du schreibst von der Oxfordter Professur, von der Dich, wie mirs schien, vielleicht nur die 39 Artikel trennten. Die symbolischen Bücher bildeten vor Jahren für mein theologisches Gewissen einige Scrupel. Das leichtfertige Leben hat mich leichtfertiger gemacht, hat mich gelehrt, Sache und Form zu ehren aber auch zu unterscheiden. Dennoch würde ich mich noch jetzt wol bedenken, wenn ich in dieser Art etwas unterschreiben sollte. Ich begreife, wie Du anstehst, selbst, da Du, als orientalischer Professor, als privilegirter Mahomedaner oder Bramine nur stillschweigend anerkennen, nicht thätig mitfördern sollst. Darum holte ich mir, um die Sache gründlich zu betrachten, einen Folioband von der Bibliothek Burnet historia reformationis Anglicanae und las darin die fraglichen 39 Artikel; und jetzt versichere ich Dir, daß ich

sie in Deiner Stelle unbedingt unterschreiben würde, nach dem Sinn, den allein solche Unterschrift haben kann. Ich finde die 39 Artikel milder und weniger schroff als unsere augsburgische Confession, die man doch in manchen deutschen Verhältnissen z. B. in den Reichsstädten unterzeichnen muß. Die lutherische Consubstantiation findet sich in den 39 Artikeln nicht. Der König wird de jure als Bischoff anerkannt, was er bei uns de facto ist. Manche krasse Vorstellungen, die eigentlich längst geistig todt sind, wie die Auferstehung des Fleisches, sind den 39 Artikeln mit allen Symbolen, schon mit dem apostolischen symbolum gemeinsam. Wäre ich in England, so würde ich mich zur Kirche des Staates halten, da ich sie mir im Ganzen würde aneignen können. Warum sollte ich daher diese Anerkennung nicht durch die Unterschrift aussprechen? Das Rituale der engl. Kirche hat eine erschütternde Sprache der Demuth, — mag aber wol durch die todte Wiederholung zum Formwerk werden. Dies Ritual in Oxford täglich zweimal als Professor mitzumachen, muß freilich lästig seyn, und das wäre mein einzigster Anstoß. Das ist, lieber Rosen, mein englisches Glaubensbekenntniß, das mein theologisches Studium. Wenn der vorliegende Fall sich zu einem Rathe oder einer Bitte eignete, so würde ich Dich dringend auffordern, Deinen Lebensweg Dir nicht durch die 39 Artikel verbauen zu lassen. Du solltest Dich ja melden, wenn Du keine anderen Bedenken hast. Dein Schiff wäre gewiß fürs Erste im Hafen. Es wären gewiß auch die wissenschaftlichen Vortheile in Oxford sehr groß."

Berlin den 11. December 1836.

„Nimm, lieber Rosen, das beifolgende Büchelchen freundlich auf.[1]) Es ist in den letzten Ferien entstanden, da ich am eigenen Heerde verweilend einmal zu einer kleinen literarischen Arbeit Zeit fand. Wenn das Semester mit seinen Collegien fortläuft, komme ich zu nichts Eigenem. Ich bin des ganzen Umfanges und des ganzen Stoffes noch nicht so Herr, daß ich noch neben neuen Vorlesungen etwas ausarbeiten könnte. Diese kleine Schrift macht keine große theoretische Ansprüche: sie wünscht besonders praktisch zu nützen. Die Vorrede wird Dir, wenn Du freundlich hineinblickst, über die Absichten sprechen. Ich wünsche, daß Dir der Gedanke gefalle. Ich schrieb die Schrift besonders darum lateinisch, um den Gebrauch derselben auch außerhalb Deutschlands möglich zu machen. Es könnte vielleicht auch, wie ich mir dachte, durch ein solches Buch das Bedürfniß nach deutscher Philosophie angeregt werden. Die Schrift ist selbst neutral, enthält aber einige Hinweisungen. In der antiken Bildung, wie in dem gemeinsamen Elemente, begegnen sich die Nationen Europa's. Vielleicht hat es einen wohlthuenden Einfluß, wenn sie sich auch in dem, was aus der antiken Philosophie bleibende Bedeutung hat, verstehen lernen. Ich verhehle Dir daher meinen Wunsch nicht, daß man auch in England von der kleinen Schrift Notiz nehmen möge. Wenn Du dazu durch eine Anzeige auf dem einen oder dem andern Wege beitragen möchtest: so würde ich es Dir herzlich danken. Ich gehe mit meiner Bitte gerade heraus;

1) Elementa logices Aristotelicae.

es versteht sich aber von selbst, daß das, was ich bitte, nach Deiner Ansicht mit gutem Gewissen müßte geschehen können. — Eine Stube steht für Freunde, die vorlieb nehmen, immer bereit. Meine liebe Ferdinande bittet Dich mit mir, uns, sobald Du wieder nach Deutschland kommst, mit Deinem Besuch zu erfreuen. Es sind, lieber Rosen, schon 10 Jahre seit jener Zeit vergangen, da uns die täglichen Studien zu freundlicher Gemeinschaft zu Haus oder in der Universität zusammenführten. Es wäre wol schön, wenn wir das Alte in anderer Gestalt wieder anfrischen könnten. Seit 3 Jahren sahen wir uns nicht."

Die Hoffnung auf ein Wiedersehen ist nicht mehr in Erfüllung gegangen. Rosen starb im September 1837, tief betrauert von seinen Freunden und Fachgenossen daheim und in England. — —

Zu dem gemeinsamen Bekanntenkreis meines Vaters und Rosens in der Berliner Studentenzeit gehörten besonders Stieglitz, später Bibliothekar in Berlin und als Dichter bekannt geworden, ein Detmolder Landsmann von Rosen Hellwing, der später als Professor der Geschichte und Nationalökonomie Kollege meines Vaters an der Universität wurde, und Ferdinand Becker, der mit Rosen von ihrer Schulzeit in Göttingen her befreundet war und mit ihm zusammenwohnte. Die Bekanntschaft mit Becker, dem ältesten Sohne meines Offenbacher Großvaters, sollte für das spätere Leben meines Vaters von entscheidender glücklicher Bedeutung werden. Dazu kam eine Reihe von Holsteiner Landsleuten. Mit einigen jungen Philologen kam mein Vater Dienstag abends um 6 Uhr auf der Stube zusammen. Man las die Komödien des Aristophanes, besprach das Durchgenommene in lateinischer Sprache und blieb dann bei einer Tasse Tee noch einige Stunden in munterer Unterhaltung beisammen. Von dem Eutiner Schulfreund Rudolph Kindt, der Medizin studierte, ließ sich mein Vater etwas in die Physiologie einführen. Bei Rosen nahm er Privatunterricht im Sanskrit.

Anregenden Verkehr fand er im gastlichen Hause des Schriftstellers Franz Horn und seiner liebenswürdigen Frau, denen er von Dresden aus empfohlen war. Horn, der Verfasser „einer geistreichen Darstellung der Geschichte der deutschen Dichtkunst und Beredsamkeit seit Luther" und hervorragender Shakespearekenner, pflegte einen kleinen geschlossenen Kreis von Damen und Herren bei sich zu versammeln und ihnen Vorträge über das Wesen der Dichtkunst und über Shakespearesche Dramen zu halten. Mein Vater fühlte sich hier zunächst als Fremdling und bei den Besprechungen über das Gehörte etwas befangen. „Selbst die Damen, die er vorfand, schienen ihm so treffendes Urteil zu haben, daß er selbst das Beste, was ihm einfiel, auszusprechen sich scheute." Nach einiger Zeit wurde er heimischer in dem Kreise, benutzte aber nicht ungern irgendeine Gelegenheit, der sich etwas häufig wiederholenden freundlichen Einladung ausweichen zu können.

Den Sonntag nachmittag brachte er oft in dem Hause des Philologen Buttmann zu, das „an offener Gastfreundlichkeit und dem musikalischen Schwung, der in ihm waltete, dem lieben jahnschen Hause in

Kiel glich". Der alte Buttmann, mit dessen studierendem Sohne er gut bekannt war, „ein Mann von 61 Jahren, aber noch jugendlich frisch und launig, las mit ihnen den Homer, über den er besonders gearbeitet hatte, und die Professorin hatte eine herrliche, freundliche, still sorgende und schaffende Weiblichkeit und eine große Einfachheit des Wesens — und die Einfachheit ist doch die Wurzel alles Guten und Schönen".

Bei Boeckh hatte er Zutritt zu den Studentenabenden am Sonnabend. Einen Ball in seinem Hause wußte er weniger zu schätzen. „Seit zwei Jahren", schreibt er, „hatte ich nicht an Tanzen gedacht. Die Damen kannte ich nicht, doch hatte ich, obgleich ich gewöhnlich nahm, was übrig blieb, einen ziemlich guten Treffer." Das gezierte Wesen vieler Berliner ungen Leute behagte ihm nicht.

Verwandtschaftlichen Familienverkehr bot das Haus seiner Cousine Henriette Jahn, die sich mit einem Architekten Lange verheiratet hatte, und auch bei dem Astronomen Encke, der von Gotha nach Berlin berufen wurde, konnte er sich der nahen Beziehungen zu den Seinen und der Eutiner Heimat erfreuen.

Soweit der Geldbeutel erlaubte, besuchte mein Vater die Theater und sorgte für körperliche Erholung durch gelegentliches Turnen und Stoßfechten unter Leitung von Eiselen.

Am Schluß des ersten Berliner Semesters war er Opponent bei der Promotion eines Studienbekannten und disputierte mit ihm lateinisch über eine Stunde lang über das Verhältnis zwischen Theologie und Philosophie. Der Doktorandus Rötscher war Hegelianer, und die Beiden hatten schon in Leipzig öfters in aller Freundschaft lebhaft mit einander gestritten. Unter den Zuhörern waren einige höhere Beamte aus dem Kultusministerium.

„Nach beendeter Disputation", erzählt mein Vater den Seinen, „wiederfuhr mir eine große Ehre, die ich aber leider Gottes in den Wind schlug. Der Geheime Staatsminister von Kamptz, besonders angestellt im Ministerium des Kultus — als Antidemagog nicht unbekannt[1]) — kam theilnehmend auf mich zu und überhäufte mich wie ein Hofmann mit Complimenten, auf die ich aber nichts als gehorsame Bücklinge erwidern mochte. Er erkundigte sich nach meiner Familie — ob ich mit dem Etatsrat in Kiel verwandt gewesen pp. Er nannte mich sogar seinen Landsmann — da mein Eltervater, wie er mir sagte, Generalsuperintendent in Neubrandenburg in Mecklenburg gewesen sei. Er nahm sogar in gnädiger Zustimmung meine Meinung gegen den jungen Doktor auf. Ich konnte damit umsomehr zufrieden sein, da ich doch eigentlich gegen eine Schule gekämpft hatte, die als eine Art Polizeiphilosophie — wenigstens eine solche, die sich ganz an das Bestehende anschließt — bei diesen hohen Leuten in allen Ehren steht. — Auf die Disputation folgte glänzender Doktorschmauß, bei Tisch spielte ein herrlicher Witz. Ich hatte nicht leicht einen interessanteren Tag.

1) v. Kamptz, geb. 1769, gest. 1849. 1817 Direktor im Polizeiministerium. 1822 I. Direktor der Unterrichtsabteilung im Kultusministerium. Sein „Codex der Gensdarmerie" wurde mit den Schriften von Kotzebue bei dem Wartburgfest verbrannt.

Besonders war es hübsch, wie Boeckh u. Hegel voll Laune bei der Champagnerflasche gegen einander manövrirten."

Im September 1825 reiste mein Vater zu kurzem Besuch nach Dresden, wohin ihn „Natur, Kunst und Freundschaft zogen", und unternahm von hier aus eine Fußtour durch das Riesengebirge bis nach Breslau. Auf dem Wege nach Zittau besuchte er Herrnhut und die Brüdergemeinde.

„Der Eindruck, den Alles macht", so berichtet er nach Hause, „war fromm erhebend. Alles scheint friedlich zusammenzuklingen, weil Alle sich in dem Einen zu verstehen glauben, den sie innig, wenn auch nicht klar, zu ihrem Eins und Alles gemacht haben, in Jesus Christus. Als ich auf ihre Gottesacker ging und die stillen Grabesschläfer aus allen Enden Deutschlands, Europa's, ja selbst der neuen Welt hier versammelt fand, konnte ich mirs wol denken, wie man am Ende des Lebens in Herrnhut die letzte Ruhe suchen und finden kann, wenn man in der religiösen Richtung übereinstimmt und ihr Alles gerne hingiebt. — Wie in den Schlafsälen des Bruder- und Schwesterhauses die Betten prunklos an einander gereiht waren, so hier die Gräber, wie auf Gartenbeeten. — Der Anblick war so ruhig stille, als sähe man es denen, die hier ihre letzte Stätte gefunden hatten, selbst an, daß sie voll Zuversicht eingezogen wären. — — Die Herrnhuter sind ein in sich gekehrtes Völkchen, das still, gewerbfleißig, sinnig in seinem Kreise fortlebt. Uns wäre manches von der innigen Tiefe und dem gemeinsamen Leben zu wünschen, ohne daß wir deswegen von dem wirklich Schönen auch die Uebertreibung und die Carrikatur aufzunehmen brauchten, ohne daß wir deswegen uns einem mystischen trüben Bilderspiele Preis zu geben hätten. Zu der übertriebenen an die Carrikatur streifenden Seite möchte ich eine Einrichtung rechnen, die mich gewaltig abstieß. Ich hörte nämlich, daß aus der Gemeinde eine Anzahl der frommsten und tüchtigsten Mitglieder gewählt werden zu einem förmlichen Betercollegium, dem es obliegt, Jesu und Gott die allgemeinen Angelegenheiten der Gemeinde bei bestimmten Gelegenheiten in gemeinschaftlichem Gebet vorzutragen."

Nach vier Wochen stand mein Vater wieder „am eigenen Pult, das Goldes wert ist wie ein eigener Heerd" und vertiefte sich in seinen Plato und Aristoteles.

Wie bei jedem Jahreswechsel schrieb er zu Neujahr 1826 an die Seinen einen Brief mit ernsten Selbstbetrachtungen: „Es ist des Jahres letzter Tag. Ehe das liebe Jahr scheidet, will ich Euch noch einmal begrüßen, Euch, die Ihr daheim seid und heute wol meiner gedenket. Die scheidende Zeit hat einen eigenen Ernst — den Ernst eines milden Herbsttages, wo der Fuß durch rauschende Blätter wandelt, die noch vor wenigen Monaten lebensgrün die Bäume bekleideten. Könnten wir alle auch Gott danken wie am Herbsttage, wenn die Saat reichlich wieder eingeerndtet ist! — Es ist ein Rechnungstag — und die strenge Rechnung fällt selten aus, wie sie sollte. Ich danke dem Jahr und in ihm dem, der über alle Jahre ist, daß er mir viel gab. Könnte ein Jahr auch einst nur mir danken, das ich ihm etwas gab!"

Im Februar wurde ihm auf Empfehlung von Boeckh eine Stelle als Lehrer in der Erziehungsanstalt von Kauer in Charlottenburg angeboten, in die er gleich eintreten sollte. Da mein Vater aber nach der langen Trennung von den Seinen einige Sommermonate in Eutin zu verleben wünschte, lehnte er das Anerbieten vorläufig ab. Dagegen übernahm er im April in Vertretung eines Eutiner Bekannten, Dörfer, für kürzere Zeit eine Hauslehrerstelle bei dem Präsidenten v. Meusebach, die ihm freie Zeit zum eigenen Studium ließ, da er nur die Schularbeiten der beiden Söhne im Alter von 14 und 12 Jahren zu überwachen hatte.

Der Freiherr v. Meusebach, Präsident des Rheinischen Kassationshofes in Berlin, war ein Kenner der älteren deutschen Literatur und eifriger Sammler alter Drucke besonders von Luthers und Fischarts Werken, seine reiche Bibliothek wurde nach seinem Tode 1847 von der Regierung für die Berliner Königliche Bibliothek angekauft. Mit den Brüdern Grimm stand er in regem wissenschaftlichen Briefwechsel, der 1880 im Druck erschienen ist. Fontane erwähnt in seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg die anmutig an der Havel gelegene Besitzung des Herrn v. Meusebach in Baumgartenbrück und sein Grab in Alt-Geltow und schildert nach Hoffmann v. Fallerslebens Bericht den freundlichen und gastlichen Empfang, den dieser bei dem Gelehrten und seiner Frau fand, als er sich als Unbekannter bei ihm mit der Bitte meldete, seine Bibliothek einsehen zu dürfen. Auch meinem Vater hatte gleich bei seinem ersten Besuch „der bürgerlich freundliche Ton des Hauses sowie die Zutrauen einflößende Art des Herrn wie der Frau v. Meusebach sehr gefallen", und aus der kurzen Hauslehrerzeit entwickelte sich ein bleibendes Freundschaftsverhältnis.

Schon längere Zeit hatte mein Vater in der Stille an seiner Doktordissertation gearbeitet und sich mit Hilfe einiger Privatstunden und eines Stipendiums des philologischen Seminars so viel gespart, daß er die Kosten der Promotion selbst aufbringen konnte. Den Vater wollte er zu seinem Geburtstag am 17. März mit der Zusendung des Diploms überraschen. Leider konnte die Promotion wegen Verzögerung des Druckes der Dissertation aber erst am 10. Mai stattfinden. Die Schrift Platonis de ideis et numeris doctrina, in der in einer bisher nicht geübten Weise der Aristoteles zur Kenntnis und zum Verständnis der Philosophie des Plato benutzt wurde, fand die allgemeine Anerkennung der Fakultät, auch von Hegel, dessen Kritik mein Vater wegen seiner der Hegelschen Schule gegenüber nicht verborgen gehaltenen Gegnerschaft etwas gefürchtet hatte. Der Dekan Tölken erbot sich sogar, durch eine Empfehlung an einen Verleger den kostenlosen Druck der Dissertation zu ermöglichen. Mein Vater widmete die Erstlingsschrift seinem alten Lehrer König in Eutin.

Opponenten bei der Promotion, der die Geheimräte aus dem Kultusministerium Süvern und Johannes Schulze beiwohnten, waren meines Vaters Freunde Rosen, Ilgen, Sohn des Rektors von Schulpforta, und Stieglitz. Nach beendeter Feier in der Aula brachten die vier Freunde einen vergnügten Nachmittag und Abend miteinander in Charlottenburg zu. —

Mit dem „lieben Studentenleben" war es nun zu Ende, und es galt für die nächste Zukunft ein geeignetes Arbeitsfeld und einen Lebensweg zu suchen, der von den Zielen, die sich mein Vater gesteckt hatte, nicht zu sehr abseits führte. Der Postkommissair hatte den Wunsch, seinen Sohn möglichst bald in einem sicheren Amt zu wissen, am liebsten an der Schule in Eutin oder in Lübeck, wo sich auch die Gelegenheit geboten hätte. Dieser hatte ihm aber schon am 1. September des vorhergehenden Jahres die Gründe auseinandergesetzt, weshalb er eine solche Bindung an ein festes Amt und an die Heimatsstadt nicht wünsche. Bei den beschränkten literarischen Mitteln in Eutin würde ihm seine weitere wissenschaftliche Fortbildung sehr erschwert sein, er habe „so manche sprechende Beispiele vor Augen, wie Schulmänner in kleinen Städten, selbst bei innerer Kraft einrosteten", sein Wunsch sei, noch einige Jahre hindurch freizubleiben, um sich „nach dem akademischen Leben sammeln und für ein höheres Amt tauglich machen" zu können. Als solches schwebte ihm schon länger das Lehramt eines Professors der Philosophie vor. Am 13. Oktober 1824 sagt das Tagebuch, bei dem Aufenthalt in Jena habe Professor Reinhold den alten Gedanken in ihm neu angefacht, und dem Vater gegenüber begründete er die Erwerbung des Doktortitels damit, daß er sich dadurch die Möglichkeit eines akademischen Lehramtes schaffe.

Dem jungen Doktor bot nun der Geheimrat Schulze, der, wie erwähnt, der Promotion beigewohnt hatte, eine Hauslehrerstelle bei dem Generalpostmeister v. Nagler, dem Schwager des Kultusministers v. Altenstein, an, er sollte den zwölfjährigen einzigen Sohn des Herrn v. Nagler unterrichten, bis dieser in die obersten Klassen eines Gymnasiums eintreten könnte. Für später wurde ihm eine Anstellung im preußischen Staatsdienst in Aussicht gestellt.

So standen meinem Vater für die nächste Zeit drei Wege offen, die Lehrerstellen bei Kauer, bei Herrn v. Meusebach und bei Herrn v. Nagler. Nach einigem Schwanken sagte er bei Herrn v. Nagler zu, ohne sich aber für längere Zeit fest zu binden, und erst für den Winter, da er den Plan, im Sommer mit den Eltern zusammen zu sein, nicht aufgeben wollte.

Über die Aussicht auf eine spätere Staatsanstellung schreibt er an die Eltern: „Der Geheimrat Schulze wußte es mir besonders beizubringen, daß der Herr v. Nagler ein Schwager des Herrn v. Altenstein sei, und daß für mein weiteres Fortkommen im Preußischen dadurch schon gesorgt sei. Es liegt wenig Gerechtigkeit in solcher hohen Begünstigung und wenig Freigefühl in dem Ansinnen, solche willkührliche Bevorrechtigung als ganz in aller Ordnung mit gehorsamem Danke anzuerkennen. Ich würde mich schämen, an irgend solche Benutzung je zu denken, wenn ich nicht hoffte, zu einer Stelle, die ich suchen würde, auch künftig tüchtig zu seyn."

Am 8. Juni 1826 fuhr mein Vater mit der Schnellpost, die auf dem noch vorhandenen Fahrschein als Hof-Küchenpost bezeichnet ist (Fahrpreis 14 Thlr. 22 Silbergroschen), nach Hamburg und wanderte von dort heimwärts. In Kiel feierte er am 30. Juni im Jahnschen Hause die Verlobung der Tochter Julie mit Dr. Eduard Michaelis, dem späteren Professor

der Geburtshilfe in Kiel, dem Vater des Straßburger Archäologen, meines lieben Schwagers Adolf Michaelis. In Eutin ordnete er seinem Vater das gesamte Postarchiv, eine mühsame und zeitraubende Arbeit.

In drei Tagen und drei Nächten reiste er dann nach Berlin zurück, „die fahrende Arche Noah" mit ihren sechs Insassen „war oft in Gefahr umzuwerfen", fuhr aber am 4. November glücklich durch das Oranienburger Tor in Berlin ein. In der Stadt hatte sich inzwischen einiges verändert. „Das Denkmal des Fürsten Blücher ist errichtet worden, und die Linden und ihre Verlängerung sind Abends von den Flammen des Gaslichts hell, die wie Tulpen in ihren Leuchtern herausflackern."

Den 17. November trat der junge Hauslehrer in seine Stellung bei Herrn v. Nagler ein, in der er sieben Jahre lang verblieb, länger als ursprünglich geplant war.

Karl Ferdinand v. Nagler stammte aus Ansbach (geb. 1770). Als dieses von Preußen an Bayern abgetreten wurde, blieb er in preußischen Diensten und war bei den damaligen Austauschverhandlungen tätig. 1810 unter dem Staatskanzler v. Hardenberg pensioniert, lebte er in Berlin als Privatmann seinen kunstgeschichtlichen Interessen. Eine von ihm angelegte Sammlung von etwa 20000 Kupferstichen wurde später vom Staat angekauft und wurde der Grundstock des Kupferstichkabinetts im Neuen Museum. 1821 trat er wieder in den Staatsdienst, er wurde zum Chef des Postwesens und 1823 zum Generalpostmeister ernannt und erwarb sich durch die Einführung der Schnellposten und die Verbesserung des ganzen Postwesens große Verdienste. In den Adelsstand erhoben, wurde er dann 1824 zugleich preußischer bevollmächtigter Minister beim Bundestage in Frankfurt a. M.

In erster Ehe war er mit einer Schwester des Ministers v. Altenstein verheiratet gewesen. Seine zweite Frau war die Tochter des Kriegsrats Herff, eines sehr wohlhabenden Mannes. Der junge Karl v. Nagler, das einzige Kind seiner Eltern, war etwas über 12 Jahre alt, als er meines Vaters Schüler wurde. Zum weiteren Familienkreise gehörte die Schwester der Frau v. Nagler, welche mit einem Grafen Fernemont verheiratet gewesen und von diesem geschieden war, mit ihrer Tochter Augustine. Letztere war mit ihrem Vetter Karl zusammen aufgewachsen und erzogen, war aber einige Jahre älter, so daß ihre Wege jetzt mehr und mehr auseinandergingen.

Die Doppelstellung des Herrn v. Nagler brachte es mit sich, daß die Familie einen großen Teil des Jahres, vornehmlich den Sommer, in Frankfurt oder in dem nahe gelegenen Schlangenbad zubrachte. Die Amtswohnung des Herrn v. Nagler in Berlin befand sich in dem großen Postgebäude an der Ecke der Spandauer Straße und Königsstraße, in Frankfurt in der Eschenheimer Gasse.

Die Reisen zwischen Berlin und Frankfurt hin und her machte mein Vater bisweilen zusammen mit der Familie, häufiger aber allein, und benutzte dann verschiedene Wege, um neue Städte wie Bamberg, Nürnberg,

Kassel kennenzulernen oder um Bekannte und Freunde, wie in Leipzig und Jena, wiederzusehen. Die Postfahrt von Berlin nach Frankfurt hatte, wenn ohne Unterbrechung zurückgelegt — abgesehen von kurzem Aufenthalt für die Mahlzeiten — einige Jahre zuvor noch fünf Tage und fünf Nächte in Anspruch genommen. Nach der Einrichtung der Schnellpost und der Verbesserung der Poststraßen durch Herrn v. Nagler war die Zeit auf drei Tage und drei Nächte reduziert worden. Im Winter benutzte die Herrschaft eine zum Teil mit Pelzstreifen ausgefütterte Kutsche, meist wurde die Reise in Etappen mit eingeschobenen Nachtquartieren gemacht.

Den Unterricht des jungen Nagler hatte mein Vater mit Ausnahme einiger Nebenstunden, wie Schönschreiben und Zeichnen, Englisch und Klavierspielen, allein zu übernehmen. Die Eltern waren durch die amtlichen und geselligen Verpflichtungen dauernd sehr in Anspruch genommen, und so lag die ganze Erziehung des Knaben im wesentlichen in seiner Hand. Mit welcher Gewissenhaftigkeit er sich der Aufgabe widmete, ist aus den Aufzeichnungen in dem Tagebuch ersichtlich, in denen er sich über einzelne pädagogische Maßnahmen und ihre Wirkung Rechenschaft ablegt. Erschwert wurde ihm seine Aufgabe durch die ängstliche Fernhaltung des Zöglings von anderen Knaben, durch den aristokratisch-vornehmen Zuschnitt des Lebens im Hause und die übertriebene Sorge der Mutter um die Gesundheit und auch um die äußere Erscheinung des Jungen. Damit das hübsche Gesicht nicht durch Sommersprossen entstellt werde, sollte das Botanisieren, zu dem der Lehrer mit seinem Zögling früh um 5 Uhr auszog, an sonnigen Tagen nicht länger als bis um 8 Uhr ausgedehnt werden. Den Konfirmationsunterricht erhielt der Knabe ganz allein, und zwar von dem Prediger der französischen Gemeinde Appia in französischer Sprache, auch bei der Einsegnung war er allein.

Bei der Verschiedenheit der pädagogischen Anschauungen konnten Auseinandersetzungen mit den Eltern nicht vermieden werden, sie führten aber niemals zu ernstlichen Verstimmungen. Mehr und mehr gelang es meinem Vater, sich uneingeschränktes Vertrauen zu erwerben.

Für später war der Eintritt in die oberen Klassen eines Gymnasiums in Aussicht genommen, und diesen Plan, auf den der junge v. Nagler allerdings einzugehen keine Neigung hatte, unterstützte mein Vater nach Kräften. Im Frühling 1831 wurde der Zögling bei dem Werderschen Gymnasium in Berlin angemeldet und nach abgelegter Prüfung in die Unterprima aufgenommen. Aber nun machte die herannahende Cholera, die damals zum erstenmal verheerend über Europa hinzog, einen Strich durch die Rechnung. Herrn v. Nagler wurde es zu schwer, den Sohn in dem besonders gefährdeten Berlin zu lassen, während er selber in Frankfurt weilte, er ließ ihn wieder aus dem Gymnasium austreten und nach Frankfurt kommen. Er hatte sogar daran gedacht, ihn in die, wie es schien, weniger bedrohte Schweiz zu schicken.

Der Geheimrat Schulze hatte meinem Vater inzwischen, dem früheren Versprechen einer Anstellung im Staatsdienst gemäß, eine Stelle an dem neuerrichteten Lehrerseminar in Berlin angeboten und wünschte ihn daneben

mit Arbeiten für das Ministerium zu beschäftigen. Die Hauslehrerstelle mit ihren 34—36 Unterrichtsstunden in der Woche in allen Fächern und mit den bei dem fortschreitenden Lehrpensum immer zeitraubenderen Vorbereitungen ließ für Privatstudien wenig freie Zeit übrig, der lateinische Kommentar zu der Schrift des Aristoteles de anima harrte der Fertigstellung, und mein Vater hatte sich daher auf die bevorstehende Lösung des Verhältnisses zum Naglerschen Hause gefreut. Aber die einmal übernommene Aufgabe nun im Stich zu lassen, wäre ihm als Treulosigkeit erschienen, und, wenn auch mit schwerem Herzen, willigte er ein, sie noch zwei Jahre lang fortzuführen.

Für das Abiturientenexamen des jungen v. Nagler wurde Bonn in Aussicht genommen. Dorthin begab sich mein Vater mit seinem Zögling zu Beginn des Jahres 1833. Auf den Wunsch des Herrn v. Nagler sollte dieser noch einige Privatissima bei den dortigen Professoren hören. Mein Vater benutzte den Aufenthalt für sich zum Besuch einer Vorlesung über Chemie. Am 9. März fand das Examen statt, das der junge v. Nagler mit Auszeichnung (Nr. 1) absolvierte.

So war mein Vater nach fast sieben Jahren endlich wieder ein freier Mann geworden. Er fuhr für einige Tage nach Frankfurt zurück und dann zu kurzem Aufenthalt nach Paris, um in der Manuskriptensammlung der dortigen Bibliothek für seinen Kommentar zu arbeiten.

Hier wurde er durch ein sehr freundliches Schreiben des Herrn v. Nagler erfreut, in dem dieser ihm in herzlichster Weise seiner bleibenden Dankbarkeit versicherte, und von dem Minister v. Altenstein erhielt er das Dekret seiner Bestallung als außerordentlicher Professor an der Berliner Universität zugesandt. In dem begleitenden Schreiben stellte der Minister ihm neben der Professur „eine Beschäftigung in den Bureaux des Ministeriums in Aussicht, wodurch er die beste Gelegenheit haben würde, sich zu der Stelle eines Schulrathes, wenn er eine solche wünschen sollte, vorzubereiten". —

Es war nicht der übliche Weg, auf dem mein Vater in die außerordentliche Professur gekommen ist. Aber unzweifelhaft ist wohl, daß er dieses Ziel ebenso sicher und wahrscheinlich schneller erreicht haben würde, wenn es ihm seine Mittel erlaubt hätten, sich bald nach der Promotion in Berlin oder an einer anderen Universität als Privatdozent zu habilitieren. Durch seine Erstlingsschrift, die über das gewöhnliche Maß der Dissertationen weit hinausging, war er in der Berliner Fakultät und in den Kreisen der Gelehrten so gut empfohlen, daß der Habilitation kaum etwas hätte im Wege stehen können. Das etwas eigenmächtige Verfahren des Ministers, das bei den persönlichen Beziehungen leicht zu mißgünstigen Deutungen führen konnte, hat man bei der Universität meinen Vater augenscheinlich nicht entgelten lassen. Nachdem die wichtigsten Antrittsbesuche in Berlin erledigt waren, schrieb er den Seinen: „Mit der Aufnahme — namentlich von Seiten der mir früher bekannten Professoren — bin ich sehr zufrieden," und Bonitz sagt in seiner Gedächtnisrede (s. u.): „Die Ernennung zur außerordentlichen Professur, ausnahmsweise ohne die Initiative der Fakultät er-

folgt, auf welche die Universität einen wohlbegründeten Werth legt, konnte eine Verstimmung hervorrufen; wenn je eine solche Wolke sich bildete, so wurde sie durch Trendelenburgs Wirksamkeit sofort aufgelöst."

Aus Briefen aus dem Naglerschen Haus.

Berlin, den 17. November 1826.

„Ich bin in ein liebes Haus gekommen. Freilich wohnt in demselben nicht die freisinnige gemütliche Laune, die Herr v. Meusebach seiner Umgebung mitzutheilen suchte. Das kann schon deswegen nicht seyn, weil Herr v. Nagler durch den ungeheueren Andrang seiner Geschäfte zu sehr nach außen hingetrieben wird, so daß ihm keine Muße bleibt, sich im häuslichen Kreise ruhig zu sammeln. Aber der Herr v. Nagler ist ein Mann voll Umsicht u. rascher Gewandheit, voll Kenntniß u. Tiefblick in die Verhältnisse, geistvoll, wenn gleich oft schneidend im Urtheil, ohne Ansprüche im täglichen Umgang, freundlich mittheilend, redliche Bestrebungen anerkennend, wissenschaftliche Forschungen würdigend. Ich habe das größte Zutrauen zu ihm. Mit zuvorkommender Bereitwilligkeit hat er mir volle Erlaubniß über seine seltene Bücher- u. Kupferstichsammlung gegeben. — — — Die Frau v. Nagler ist eine Frau, zu der ich mich sehr hingezogen fühle. Im Äußeren trägt sie eine gewisse Ruhe, die imponirt. Innige Herzensgüte spricht aus ihr, und man sieht Bildung und Urtheil und lebendige Theilnahme an Kunst u. auch Wissenschaftlichem durchschimmern. Sie ist ganz Mutter, geht auf in Liebe zu ihrem Sohn, ihrem einzigen Kinde. Da ists wohl natürlich, wenn sich kleine Schwächen in dieser Rücksicht einfinden. — — Karl ist ein bildschöner, grundguter, heller Knabe. — Er hat fast nie mit Knaben verkehrt, ist einsam aufgewachsen, hat nur die Sonne eingesogen, nie den Wind sausen gehört. Die Eltern haben ihn mit Fleiß von anderen Knaben entfernt, um seine reine, schöne, kindliche Seele so zu erhalten u. er hat auch kein Verlangen mehr nach solchem Umgang. Aber wird die Seele dadurch stark? Lernt er, Ansprüche anderer, die ihm als gleich Berechtigte auf gleicher Stufe entgegenkommen, anerkennen und erfüllen? Ich habe schon meine Zweifel gegen ein solches System der Isolirung geäußert. — Nun ist der kleine Mann hier ein kleiner Mittelpunkt eines gewissen häuslichen Kreises, und diensteifrig bewegt sich Vieles um ihn. Das gibt ein frühes Selbstgefühl, das mit der Zeit ein selbstisches werden könnte. — — Ich lehre ihm das bürgerliche Gehen, und die Kutsche wird ausgeschlagen, wenn sie uns angeboten wird für unsere Gänge wie z. B. nach der Eisengießerei. — — Ich darf hoffen, daß die gerade Einfachheit, die ich mir zum Grundsatz im Benehmen gegen ihn gemacht habe, nicht ohne Rückwirkung auf ihn bleibt. — Wir stecken unsern täglichen Spaziergängen gewöhnlich irgend ein Ziel, um etwas Merkwürdiges zu besehen. Ich führe ihn gern zu den großartigen Denkmälern und Erinnerungen, um Gelegenheit zu haben, seine Seele durch das Höhere zu wecken."

Den 18. December 1826.

„Ich habe jetzt glücklich eingerichtet, daß Karl bei Eiselen Turnstunde hat, damit er sich körperlich mehr auslebt. — — Ich suche ihn vor allen Dingen auf eine tiefere Schätzung aller Klassen der bürgerlichen Gesellschaft hinzuführen. Dazu benutze ich zugleich das Besuchen der Werkstätten und Fabriken, das auch seine ganze Lebensansicht mehr praktisch machen soll und über den eigenen engen Kreis hinaus erweitern."

Frankfurt a. M. den 4. September 1827.

„Der Karl ist seit dem 30. August mit seinem Vater verreist — vielleicht auf 3 Wochen. Der Herr v. Nagler nimmt die Posteinrichtungen in der Rheinprovinz in Augenschein. — In manchen Sachen kann Karl unter niemandes Anleitung besser sehen als unter der seines Vaters. Das Wichtigste ist aber gewiß, daß er, der noch nie einen Tag von seiner Mutter entfernt war, auf diese Weise sich gewöhnt, einmal ohne dieselbe zu seyn (und umgekehrt). Es ist ein schwerer Tag, sich auf diese Weise gleichsam geistig von der Brust der Mutter zu entwöhnen, nicht jedem gleich schwer, aber für den Karl doppelt schwer und doppelt nothwendig."

Frankfurt den 19. März 1827.

„Der Ball, dessen ich im letzten Brief erwähnte, war prachtvoll. Glänzend ein diplomatisches Mittagsmahl am Dienstag. Ich sah in der That noch nicht einen solchen geschmackvollen, gewählten Glanz, wie er sich in den Vasen und dem sonstigen Aufsatz des Tisches kund that. Die Betrachtung darüber gehörte zum Theil zu meiner Unterhaltung. Denn ein allgemeines Gespräch ward nicht laut. Die meisten pflegten sich an Braten und Wein. — Alle Mittwoch Abend ist offenes Haus. Am letzten waren gegen 70 Personen gekommen. — — Zu Mittag war hier der sächsische Bundestagsgesandte v. Beust und der französische reformirte Prediger Appia, bei dem die junge Gräfin Fernemont confirmirt ist. Ich hörte ihn gestern predigen, und seine Einfachheit war größer als ich erwartet hatte, da ich sonst wol den französischen Pathos kannte. So gut ich mich in der französischen Sprache erbauen konnte (todt in sich selbst für mich scheint sie mir immer alles Höhere und Tiefere in die Sprache der glatten Gewandheit hinabzuziehen), erbaute ich mich wirklich. Die lebendige Muttersprache geht tiefer ins Leben. Ich predige nicht geradezu gegen das Französiren, dem besonders sich die Frau Gräfinn v. F. zuneigt. Aber ich untergrabe das Vorurtheil, wo ich es kann, und suche nebenher zu zeigen, daß man gewöhnlich nicht weiß, was man am Deutschen hat. Bei dem Karl ist mirs schon gelungen, ihm ein tieferes Bewußtseyn des Deutschen aufzuschließen. Vielleicht gelingt mirs auch noch etwas bei den Damen, da ich ersucht bin, der jungen Gräfinn einige deutsche Stunden zu geben."

Frankfurt a. M. den 6. Februar 1828.

„Diesen Abend wurde hier wieder das Haus geöffnet. Die schönen Zimmer wogten von schöner Welt, und ich fand glücklicher Weise in der Ecke noch einen Legationsrath, der mit mir über das alte Testament und

jüdische Geheimlehre philosophirte. Am 18. Februar soll der große Winterball gegeben werden. Da brennen Pechfackeln vor unserm Schloß, außer dem großen weiten Saal sind 6 geräumige Zimmer stattlich geschmückt, hell erleuchtet. 180 Einladungen theils an Familien theils an Einzelne (zusammen gegen 350 Personen) sind schon ausgefertigt. Das ist die glänzende Außenseite des Lebens, der für mich die Neuheit genommen ist, die mir aber dadurch etwas lieber wird, daß ich hier und da meinen Kreis der Bekanntschaft auf eine hübsche Weise erweitere. Diesen Abend sprach ich mit dem Syndikus Curtius aus Lübeck, den ich neulich aufgesucht hatte. Es ist ein gar einfacher lieber Mann. — — — Am letzten Sonntag war ich zum französischen Gesandten, dem Grafen Reinhardt zu Mittag eingeladen. Es kommen dort am Sonntag verschiedene Gelehrte, zu diesen ward denn auch ich gesellt. — Der Graf Reinhardt ist von Geburt ein Bürgerlicher, ich glaube aus dem Elsaß." —

Frankfurt a. M. den 22. Juni 1828.

„Dienstag vor 8 Tagen war hier im Hause eine große diplomatische Festlichkeit. Der Prinz Wilhelm nämlich, Bruder des Königs von Preußen, mit seiner Gemahlinn, einer geborenen Homburgischen Princessin und seinen Kindern, dann der Landgraf von Homburg und seine Gemahlin, Schwester des Königs von England, dann der Prinz von Homburg, Commandant von Luxemburg, und ein Prinz Solms waren hier zu einem Mittagsmahl. Da legte ich mich denn aufs Beobachten, die Princeß Wilhelm in ihrer edlen Haltung, in ihrer milden, feinen Weise, war für mich eine schöne Erscheinung. Bei solchen Gelegenheiten suche ich denn einmal einen Blick zu thun in die Physiognomie der höheren Kreise."

Frankfurt den 7. April 1829.

„Der Widerspruch der Stände ist uns nur durch die Gewohnheit eine erträgliche Erscheinung. Was giebt dem einen vor dem andern dieses Vorrecht eines verzogenen Sonntagskindes? — Gebe Gott, daß wir es nie vergessen und im Genusse unsere Hand stets bereit haben, den Widerspruch in unserm Kreise nach Kräften auszugleichen. Wie oft denke ich daran, wenn ich in der übermüthigen Fülle des Überflusses mit fortgerissen werde, wie oft denke ich aber auch daran, daß ich mich selbst nicht verwöhne, dem doch die Gemächlichkeit für die künftigen Jahre noch nicht festgestellt ist. —

Heute war ich zu Mittag bei unserm Oldenburger Gesandten, dem Herrn von Both, ich Schulmeister unter den vornehmen Diplomaten. Im Ganzen sind die Herrn Gesandten recht artig gegen mich. In den Gesellschaften ist gewöhnlich ein Legationsrath von Meier, ein Frankfurter, bei der Mecklenburger Gesandschaft angestellt, mein Unzertrennlicher. Es ist der Übersetzer mehrerer englischer Werke z. B. von Irwings Columbus und er hat viele allgemeine wissenschaftliche Theilnahme. Ich hielt mich an ihn auch heute nach Tisch. Der regierende König von Baiern gab seine Gedichte heraus. Eine eigene Erscheinung, nicht ohne Gemüth, auch oft nicht ohne Bild und Gedanken, aber meistens in unbeholfener Form des Verses. Seine Epigramme sind meistens stumpf. Aber eins setze ich Dir her, weil

es wahr ist. Jede Zusammenkunft der großen Welt belegt es, aber niemand spricht es kahl aus.

Die gute Gesellschaft.

Was bleibt dir nach dem Schlafen, Ankleiden und Essen und Spielen?
So viel Zeit allein um zu parliren davon.

König Ludwig von Baiern.

Die Gedichte machen viel Aufsehen — versteht sich besonders der Person wegen. In einem Gedichte beklagt er das Loos der einsamen liebeleeren Nonne, in einem anderen das Loos des abgeschiedenen Mönches ohne Liebe — und doch richtet er eben jetzt wieder Klöster ein: Das ist der Poet, das der Politiker!"

Unter den vielen interessanten Persönlichkeiten, die mein Vater im Naglerschen Hause kennen lernte, ist besonders Alexander v. Humboldt zu nennen, der im Mai 1832 auf der Reise von Paris nach Berlin in Frankfurt Herrn v. Naglers Gast war.

„Am Morgen", schreibt er, „begleitete ich ihn ins zoologische Museum. Es ist ein gigantischer Geist, der die zerstreuten Enden der Wissenschaften wie in Einem Knoten verknüpft. Mit dem Glanze der französischen Darstellungsweise verbindet er die deutsche Gründlichkeit. Seine Mittheilungen sind so klar und tief, und sein Schatz ist so unerschöpflich, daß auch die größeren Männer vor dem Eindruck dieses Mannes schwiegen. Während des Essens führte er uns nach Chili und China, nach Mexiko und Kamschatka, in die Sonne und auf den Merkur. Alles mit einem leichten Faden gewandt umschlungen. Alles ist ihm lebendig und zu einer geistreichen Verknüpfung gegenwärtig. Die Anschauungen der verschiedenen Zonen mögen wie Schichten in seinem Gedächtniß liegen." — —

Nach seiner ersten Ankunft in Frankfurt suchte Trendelenburg seinen künftigen Schwiegervater Dr. Becker in Offenbach auf, um ihm Grüße von seinem ältesten Sohne in Berlin zu überbringen. Karl Ferdinand Becker, ein vielseitig gebildeter Mann von hervorragender Geisteskraft, eigentlich Arzt von Beruf, hatte in seinem Hause seit einiger Zeit immer einige Schotten und Engländer als Zöglinge bei sich. Durch das Unterrichten angeregt, hatte er sich dem Studium der deutschen Sprache und der Grammatik zugewandt, und durch die gemeinsamen wissenschaftlichen und philosophischen Interessen fühlten die beiden Männer sich in gegenseitiger Wertschätzung bald eng verbunden. Eines von Beckers Hauptwerken, die „Deutsche Grammatik" entstand unter meines Vaters tätiger Anteilnahme.

Und in dem gastlichen am Ufer des Mains auf dem „Linsenberg" schön gelegenen Hause fand er in dem jugendlich heiteren Kreise der Töchter und Söhne und in vertrautem Gespräch mit der Mutter Amalie Becker, einer begeisterten Verehrerin von Jean Paul, das, was ihm in der steifen diplomatischen Geselligkeit fehlte, erfrischende Wärme für Herz und Gemüt. Oft wanderte er am Sonntag Nachmittags hinüber nach Offenbach oder traf sich mit der Familie auf halbem Wege im Walde. Den Eltern

Becker wurde er bei finanziellen Schwierigkeiten, wie sie bei der Eigenart des Hauswesens und der Persönlichkeiten nicht ausbleiben konnten, ein treuer Berater.

„Beckers in Offenbach", schreibt mein Vater an Marianne am 3. December 1830, „bleiben mein liebster Umgang. Es ist wirklich eine Familie nach dem Herzen Gottes, denn Gemüth und Geist mischen sich dort zu einem schönen Einklang. Da sie meinen Geburtstag erfuhren, luden sie mich ein. Ich hatte es schon abgelehnt, aber die Einladung wurde sehr herzlich und einfach wiederholt. Da war mir denn ein Geburtstagskuchen gebacken, und es wurde eine Bole Punsch gemacht. Es war seit neun Jahren die erste frohe Geburtstagsfeier."

Von dem Abschied von dem Offenbacher Hause, als der letzte Aufenthalt mit Naglers in Frankfurt sein Ende gefunden hatte, heißt es in einem Brief an die Seinen vom Neujahrstage 1833:

„Ich bestimmte den letzten Tag des treuen alten Jahres, um noch einmal — vielleicht auf lange — nach alter Weise bei Beckers zu sein. Ich ging gestern zu Mittag hin u. schon halb u. halb in dem Gedanken, den Abend mit auf einen Ball zu gehen. Am 2ten Feiertag hatte ich eine halbe Einladung zu dem Herrn D'orville in Offenbach, der einen Ball gab, benutzte sie aber nicht. Früher hatten Beckers mich oft eingeladen, und nie hatte ichs benutzt. Dies Mal war es eine frohe Entschädigung. Eine geschlossene Gesellschaft — von 80 Personen — feierte neben dem Neujahr die silberne Hochzeit eines würdigen Kaufmanns Herrn Kugler. — — Als es 12 schlug, ging bei Tische allen das Herz über. Die ganze Gesellschaft ging bunt durch einander und herzte und küßte sich. Der Hofrath Meier sagte dabei treffend, es geht hier zu wie im Himmel. Ich saß zwischen meinem Dr. Becker und Sophie Becker, und die Gesundheit der Eutiner wurde mir von meinen Nachbaren zwei mal in Champagner zugetrunken. Es wurde nach Tisch der Tanz desto fröhlicher erneuert. Die sogenannten 3 Könige aus dem Morgenlande bildeten mit ihren Wahrsagerurnen ein hübsches Intermezzo. Ich habe nicht geglaubt, daß ich auch außer Eutin so fröhlich tanzen könne. Mein treuer Dr. Becker gab mir ein gutes Beispiel. Noch um 3 Uhr war ich im Kottillon, um 4 Uhr kaum zu Bette, um 7 Uhr stand ich auf und ging stille aus dem mir so lieb gewordenen Beckerschen Hause. Um halb 9 Uhr war ich wieder in Frankfurt, zog mich um, ging in die französische Kirche und machte Besuche. Der übrige Tag verging im Packen."

Und am 3. Februar schreibt mein Vater an die Schwester Julie: „Ich habe bei Beckers schöne Tage verlebt und mit dem Hause Freude und Leid getheilt. Es sind seltene Leute. Wofür man sorgt, das gewinnt man lieb. Ich habe in mancher Rücksicht freundlich in das Leben des Hauses eingegriffen. — Bisweilen sorge ich um das Haus, und manches hätte dort anders und schöner sein können. Aber der Mensch vermag nichts Alles mit seinem guten Willen und er muß dem Himmel vertrauen."

Im Jahre 1831 lernte mein Vater im Beckerschen Hause den Dr. Georg Helmsdörfer kennen, einen jungen Gelehrten, der in Frankfurt

Chinesisch und Persisch studierte, und traf seitdem häufig mit ihm dort zusammen. Über ihn schreibt Ferdinande Becker (vgl. das Mutterbuch S. 60):

„Der Vater (Becker) hat ihn sehr gern, aber im Gespräch mit dem Vater ist er bald zu Ende. Er ist ganz Poet und wendet sich mehr, als sonst in unserem Hause Sitte ist, an uns, liest uns ein kleines Gedicht vor, entweder seine Übersetzungen aus dem Persischen oder altdeutsche Lieder von Walter von der Vogelweide." — Und später: „Helmsdörfer wird uns immer lieber; er ist garnicht stolz und ehrgeizig; sein Leben und Denken ist die menschliche Seele. Durch seine reiche, warme Seele und durch seinen Blick, mit dem er das Innerste der Menschen durchschaut, bringt er auch das kleinste Fünkchen Seele derer, die mit ihm in Berührung kommen an's Licht — — wir waren gespannt, wie er und Trendelenburg sich zusammen finden würden. — Helmsdörfer war vom ersten Blick ganz für Trendelenburg eingenommen. — —"

Mein Vater zog sich bald zurück. Nicht nur wegen ausgeprägter Gegensätze in den Naturen des Nord- und Süddeutschen; der Scharfblick des Herzens ließ ihn bald zarte Fäden erkennen, die sich zwischen Helmsdörfer und der ältesten Beckerschen Tochter Sophie knüpften. Seine Wünsche waren in der Stille denselben Weg gegangen. (Einer Niederschrift meiner Schwester Nanna Stahl entnommen.) Helmsdörfer, der eine Anstellung an der Offenbacher Realschule fand, und Sophie verlobten sich 1832, und im nächsten Jahre fand die Hochzeit statt.

Eine andere Familie, in der mein Vater in Frankfurt gern verkehrte, war die des Kaufmanns Ferhuven, eines Vetters des alten Professor Buttmann in Berlin. Von den beiden hübschen und mit ihrem Frankfurter Dialekt sich anmutig gebenden Töchtern heiratete die ältere 1831 den bekannten Baumeister Knoblauch in Berlin, den Erbauer vieler Privathäuser und der Synagoge in der Oranienburger Straße. Mit Knoblauch und seiner Frau standen in späteren Jahren meine Eltern in regem freundschaftlichen Verkehr. —

In Berlin trat mein Vater während seiner Hauslehrerzeit in freundschaftliche Beziehungen zu Fräulein Marianne Saaling, der etwa 40 Jahre alten Tochter eines Hofjuweliers Salomon, deren Schönheit auf dem Wiener Kongreß Fürsten und Könige gehuldigt hatten. Eine „hohe junonische Gestalt" — wie ich sie auch als greise Matrone aus meiner Kindheit in Erinnerung habe — lebhaft und von vielseitigen Interessen, nicht frei von „naiver Eitelkeit", so übte sie auf die männliche Jugend eine starke Anziehungskraft aus. Sie war nach ihrem Übertritt zum Christentum eine eifrige Katholikin, der die Berliner katholische Gemeinde viel verdankte, ihre jüngere Schwester Julie, die spätere Mutter von Paul Heyse, wurde protestantisch, und die dritte Schwester, an den Bankier Hertz verheiratet, blieb Jüdin (vgl. Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse, 1909).

Der junge Ferdinand Becker stand Marianne Saaling sehr nahe. „Denke Dir", schreibt er seiner Mutter, „das glücklichste innigste Verhältniß, das zwischen einem jungen Manne und einer älteren Frau bestehen kann, ein Verhältniß, welches gewissermaßen nur von dem mütterlichen und

schwesterlichen übertroffen wird, aber doch etwas von Beiden hat, und es ist dieses." Nach seinem frühen Tode bestimmte Marianne, man solle ihr später neben dem Grabe des Freundes auf dem katholischen Kirchhof eine Ruhestätte bereiten. (Mein Großvater Becker und sein ältester Sohn gehörten noch der katholischen Kirche an, die jüngeren Kinder wurden protestantisch erzogen.) 1834 verlobte sie sich mit Varnhagen von Ense, die Verlobung wurde aber bald wieder gelöst.

Mein Vater schreibt über Marianne Saaling am 10. Dezember 1827: „Am Abend meines Geburtstages war ich in engen, stillen Kreis eingeladen bei dem Fräulein Saaling, einer neuen hübschen Bekanntschaft dieses Winters. Das Fräulein Saaling ist die Schwägerin eines meiner genaueren Bekannten, des Dr. Heyse, Privatdocenten an der hiesigen Universität. Durch ihn oder eigentlich durch Rosen aus Dettmold bin ich bei dem Fräulein Saaling eingeführt. Sie ist eine sehr gebildete Dame zwischen 30 und 40 Jahren, voll Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit. Sie reiste früher viel, war zur Zeit des Congresses in Wien, lebte dort in den ersten Kreisen, war dort mit dem portugiesischen Gesandten versprochen, der sie, als er sie, eine Jüdinn von Geburt, zur Katholikin gemacht hatte, verließ, u. lebte dann in Frankfurt a. M., wo die Frau des angesehenen Banquier Hertz ihre Schwester ist und die Baronin Rothschild (aus Neapel) ihre Nichte. Dies alles mag abentheuerlich klingen, da Ihr mit Jüdinnen u. Rothschild eine eigene Vorstellung verbinden mögt. Ich kann Euch aber versichern, daß das Fräulein Saaling, obwol eine getaufte Jüdinn, gewiß eine sehr hübsche Christinn war und eine wohlthätige liebenswürdige Christinn noch ist."

Und am 11. Juni 1831: „Schrieb ich Dir schon, daß ich bei Fräulein Saaling Theodor Körners Handschrift sah? Sie lernte ihn 1810 in Carlsbad kennen, sie rüstete ihn mit 2 andern Damen in Wien aus, ihr schickte er zuerst sein Leier und Schwert, sie schrieb sie zum Druck ab, sie erhielt noch einen Brief von ihm, geschrieben am 25. August 1813, am Tage vor seinem Tode. Der Schluß dieses Briefes lautet: ‚Leben Sie wohl, es geht zum Todestanze.' Sie bewahrt noch einen Talisman auf, den sie ihm ins Feld mitgab und den sie von seinem Blut getränkt zurück erhielt. — — Es ist eine schöne edle Seele, und, da das unerbittliche Leben mit ihr von Anfang an in Widerstreit trat, so verklärte sie sich im Kampfe wie zu einer tragischen Gestalt. Ich habe diesen Sommer mehrmals Gelegenheit gehabt, die Bewegungen ihres Herzens, das im Stillen noch immer an dem Widerspruch des Lebens blutet, wahrzunehmen, und es hat mich immer mit einer wehmüthigen Theilnahme erfüllt." —

Auf einer der vielen Hin- und Herreisen zwischen Berlin und Frankfurt konnte mein Vater in Weimar das früher Versäumte nachholen, er sah Goethe. Er schreibt am 23. Januar 1828:

„Die größte Freude der Reise war am folgenden Tage ein Gespräch mit Goethe. Ich hatte wenig Muth zu Goethe zu gehen. Aber die Umstände — auch der Herr v. Nagler — ermunterten mich. Goethe nahm

mich sehr freundlich auf, sprach sehr hübsch über Tischbein und sein Leiden, sprach über den Karl, der am Morgen mit dem Herrn v. Nagler bei ihm gewesen, sprach sehr theilnehmend über Frankfurt, seine Vaterstadt. Vom Karl sagte er treffend: ‚Er nähme sich schon jetzt so klar und bestimmt, daß man nicht wisse, wie er sich nehmen würde, wenn er erwachsen.‘ Er berührte im richtigen Schlag den rechten Punct, den guten und schlimmen zugleich. Goethe's schönes Gesicht spricht in allen Zügen eine reiche Vielseitigkeit aus. Es ist, so zu sagen, ein durchgearbeitetes Gesicht. Ich erinnere mich nicht eines so schön gehobenen Schädels. Ueber das Ganze ist eine milde Heiterkeit ausgegossen. Es wird mir immer anregend bleiben, den Mann gesehen zu haben, der in der Poesie der harmonisch vollendetste, vielseitigste Meister und in der Wissenschaft einer der umfassendsten, schaffendsten Deutschen ist. — Auch war mir die Bekanntschaft, die ich mit dem Dr. Eckermann machte, sehr lieb. Eckermann ist fast täglich um Goethe u. theilte mir viel Hübsches von ihm mit.“ —

In der Enge des Postwagens fand sich meist eine bunte, oft ganz interessante Reisegesellschaft zusammen, die sich durch lebhafte Unterhaltung die Langeweile der dreitägigen Fahrt zu vertreiben suchte, mitunter auch noch auf andere Weise. Ein Berliner Kaufmann führte in einem eleganten Etui einen Floh an einer goldenen Kette mit, den er zweimal am Tage auf seiner Hand fütterte.

Im Frühling 1827 begleitete mein Vater Frau v. Nagler und den Knaben auf einem Ausflug nach Heidelberg, er freute sich an der Blütenpracht der Bergstraße, besuchte in Heidelberg die Witwe von Johann Heinrich Voß und schickte seinem Vater zur Erinnerung an die Studienzeit ein Bild von Heidelberg und einige Efeublätter von der Schloßruine.

Im Juli desselben Jahres gab ihm Herr v. Nagler Urlaub zu einer Rheinreise, versah ihn dazu auch mit Geld und Empfehlungen an höhere Postbeamte. Mein Vater dehnte die Reise bis Köln und Trier aus. In Bonn besuchte er Niebuhr, Welker, den Aristoteliker Brandis, mit dem er dann dauernd in wissenschaftlichem Briefwechsel stand, und Ernst Moritz Arndt, den Mann, „der einst in den Jahren der französischen Zwingherrschaft durch seinen ‚Geist der Zeit‘ ein ganzes Volk begeisterte, jetzt aber, da es wieder kühl geworden, als zu aufregend von seinen Vorlesungen entfernt ist“. In Trier kam er sich fast wie ein römischer Triumphator vor, als er in dem mit vier Schimmeln bespannten Wagen durch die Porta nigra einfuhr. Es wird hier das einzige Mal gewesen sein, daß sich mein Vater an dem Anblick antiker Bauwerke erfreuen konnte. Seine Gedankenwelt war auf dem klassischen Altertum aufgebaut, diesem galt ein großer Teil seiner Lebensarbeit. Italien, „das ihm oft wie ein Land der Verheißung im Hintergrund seiner Gedanken stand“, hat er niemals gesehen. Ich habe es immer lebhaft bedauert, wenn mir unverdient die Sonne Homers in Italien und Griechenland geschienen hat.

Im September 1829 ging meines Vaters sehnlicher Wunsch, die Eltern und Schwestern wiederzusehen, nach dreijähriger Trennung endlich in Erfüllung. Er reiste nach Eutin mit einem Umweg über Oldenburg

und Bremen, um die Schwester Marianne und seinen Vetter Christel Kindt zu besuchen, und verlebte zehn schöne Tage im elterlichen Hause.

Im Herbst 1830 siedelte die Gräfin Fernemont mit ihrer Tochter für den Winter nach Genf über. Mein Vater wurde aufgefordert, die Damen als Reisemarschall zu begleiten und seinen Zögling mitzunehmen. Die Reise nach Genf ging über Freiburg, Bern, Lausanne, eine Tour nach Chamounix zu den Gletschern des Montblanc und über Martigny in das Rhonetal schloß sich an.

Von seinen Reiseerlebnissen während der aufgeregten Zeit des Polnischen Aufstandes und der Choleraepidemie erzählt mein Vater folgendes:

Berlin den 6. April 1831.

„Meine Reise auf der Schnellpost war interessanter als je — 14 französische Chirurgen, die singend nach Polen zogen, ein Franzose, der sich für den Vicomte de Ponteculant, Anführer der französischen Legion in Belgien ausgab, und ein Spanier, das Gegenstück der lustigen Franzosen, ein Absolutist im Gegensatz der freiheitschwindelnden Liberalen, ein Mann, dem die Franzosen nachsagten, daß er gerades Weges von Karl X in Holyrood komme und mit dessen Zurückführung beschäftigt sei. Ein buntes Gemisch! Da konnte man Französisch üben. Mein französischer Aerger erwachte mit doppelter Flamme, aber zugleich eine gewisse bewundernde Lust über die liebenswürdige Leichtigkeit. Es ist wahr, daß sich jeder Franzose für einen künftigen Napoleon hält. — — Gott verhüte, daß diese Nation liebenswürdiger Narren nicht wieder unser Vaterland betrete! — — In Polen geschehen Wunder der Tapferkeit und der Volksbegeisterung. Wer als Preuße weiterblickt, kann nicht mit neidloser Freude das Große geschehen sehen. Die zweite Schlacht bei Grochow bestätigt sich. Der polnische Sieg ist unglaublich. — — Es ist etwas Großes im polnischen Kampf. Aber wegen Preußens und Deutschlands Zukunft kann man sich über das Große nicht ungetheilt freuen. So geht es den Völkern, wenn sie kein gutes Gewissen haben."

Berlin den 22. April 1831.

„Ich hörte, daß Vater tüchtig gegen die luftigen Franzosen spricht, in deren Händen die Sache der Freiheit und des Rechts übel berathen ist. Ich freue mich, daß ich darin Dein guter Sohn bin, lieber Vater. — Meine bunte französische Reisegesellschaft hat sich hier einer gehörigen Prüfung unterwerfen müssen. Die angeblichen Aerzte haben Recepte schreiben müssen, und nur zwei bestanden diese Probe. Der Vicomte de Ponteculant steht wegen seines falschen Passes noch unter polizeilicher Aufsicht. Er soll in seinen Stiefeln Anweisungen und Patente als General oder dgl. geführt haben. Die Uebrigen sollen zurückgewiesen seyn und mögen einen anderen Weg versuchen."

Über die politisch kurzsichtige Polenbegeisterung heißt es dann in einem Brief aus Frankfurt vom 24. Januar 1832:

„Vor 8 Tagen weckte uns zwischen 1 und 2 Uhr Feuerlärm. Da ich auf die Zeile kam, schlugen die Flammen von 4 Häusern zum Himmel.

Es war eigentlich ein schöner Anblick. Ich trug das Meinige dazu bei, die Leute, die wie Kinder in die hellen Flammen gafften, in eine nützliche Wasserreihe zu treiben. Ich reichte die Eimer mit von Hand zu Hand und ließ mich naß gießen. Dann sah ich mir die vollständigen und kühnen Löschanstalten mit Freuden an und kehrte, da man bald des Feuers Herr ward, nach 2 kleinen Stunden in mein warmes Bett zurück. Am Abend vorher waren hier Polen auf ihrer Wanderung nach Frankreich angekommen. Sie waren die ersten auf dem Platz, zwei derselben stürzten in das eine der brennenden Häuser und retteten 2 Kinder aus einer schon von der Flamme bedrohten Stube. Diese rasche That steigerte den Enthusiasmus für die Polen. In den letzten 8 Tagen kamen hier gegen 800 polnische Offiziere durch, und man spricht von vielen Tausenden von Gemeinen, die folgen sollen. Sie sind zum Theil von der Amnestie ausgeschlossen, zum Theil nehmen sie dieselbe nicht an. Wer möchte ihrem Unglück Theilnahme und ihrer Hülfsbedürftigkeit Unterstützung versagen? Aber ich habe den Strudel der Begeisterung an mir vorbeigehen lassen. — — Es wird den unglücklichen Polen in Frankreich die Sonne nicht lächeln! — — — Diese Polen können nur in einem allgemeinen Brande Europa's ihr Heil, ihre Hoffnung zur Wiederkehr in ihr Vaterland sehen. Sie werden die unruhige Parthei in Frankreich vermehren. Sie werden vielleicht über Kurz oder Lang in den Reihen der Feinde Deutschlands wieder erscheinen."

Ebenso urteilte mein Vater über die Polenfrage, als Bismarck 30 Jahre später Rußland bei der Unterdrückung des Polnischen Aufstandes behilflich war und deshalb von den liberalen Parteien angegriffen wurde. Am 23. Februar 1863 schrieb mein Vater an mich nach Schottland: „Die polnischen Dinge sind allerdings ernst. Die Engländer haben leicht die non-intervention von ihrer meerumflossenen Insel predigen. Bei uns heißt es: tunc tua res agitur, paries quum proximus ardet! (Dir gilt es, wenn die Wand des Nachbars brennt.) Will Preußen nicht das Blut der deutschen Bevölkerung in Posen aufs Spiel setzen, so muß es vorkehren. Ob es sich in der Convention mit Rußland zu weit für diesen Zweck vorgewagt, läßt sich aus den unkritischen Gerüchten nicht beurtheilen; doch ist es möglich. Unserm lauernden westlichen Nachbar geht ein Stück seiner politischen Pläne und seiner politischen Macht verloren, wenn ein nationaler Aufstand mißlingt; denn auf solche speculirt er. Daher wird alles darauf ankommen, ob die Sache in Polen schnell zu Ende geht. Es sieht fast so aus, da Waffen fehlen und Sensenmänner auf die Dauer nicht ausreichen. Wenn sich die Sache hinzieht u. vielleicht durch allerhand Grausamkeit die Sympathie Europa's für Polen wächst: so könnte eine schlimme Verwicklung mit dem schürenden Frankreich entstehen. Das ist die Gefahr für uns. — Sollte man Dich in Schottland wegen Polen interpelliren, so erinnere die Frager an Irland, das noch ein wunderer Fleck in der englischen Geschichte ist."

Frankfurt a. M. den 19. Oktober 1832.

„In Hannover brachte ich den Abend bei Dahlmann zu, der bei den Landständen als Abgeordneter der Stadt Göttingen zugegen ist. Wir

wurden nach und nach recht warm, denn des Mannes nachdenklicher Ernst bedurfte einige Zeit, um heiterer und lebendiger zu werden. Ich freute mich bei dem gemäßigten umsichtigen Manne manchen Ansichten zu begegnen, die man mir eben noch in dem freigesinnten Kiel verketzert hatte. Vor 3 Jahren hatte ich Dahlmann nur in einer flüchtigen Viertelstunde gesehen, jetzt war mir's vergönnt, das alte Verhältniß wirklich wieder anzufrischen. Es war eine schöne Zugabe zur Reise. — — Noch in Göttingen schwankten die Nachrichten über die Quarantaine, die an der Hessen-Darmstädtischen Grenze angeordnet sein sollte. Glücklicher Weise war ein sehr verständiger Mann im Eilwagen, dem, wie mir, daran lag, einen sicheren Weg zu gehen. Es war ein Hauptmann der Hannöverschen Garde, Freiherr Langwerth von Simmern, im Rheingau ansässig. Wir fanden uns zusammen u. führten einen Operationsplan glücklich durch. Wir verließen den Eilwagen in Münden tief in der Nacht u. ließen einen unternehmenden Miethskutscher kommen. Dieser gab uns einen Weg an, auf dem wir, ohne Kassel zu berühren, Dissen, die Station auf der anderen Seite von Kassel erreichen würden, und wahrscheinlich früh genug, um des sich in Kassel etwas aufhaltenden Eilwagens noch wieder habhaft zu werden. Der Weg ging durch eine Fuhrt der Fulda. Es wurde frisch gewagt, da das Wasser ziemlich niedrig stand. Wie war aber die Bescheinigung zu erlangen, daß wir Kassel nicht berührt hätten? Denn diese war am Ende nöthig. Mein Reisegefährte wußte, daß die Bauernvögte, dort Greben genannt, seit der neuen Hessischen Constitution Amtssiegel besäßen. Wir fuhren daher in zwei Dörfern vor, schrieben uns selbst unser Zeugniß auf unsern Paß, u. ließen es von den Greben untersiegeln, die für die Ehre weiter keine Schwierigkeiten machten. Wir kamen durch die Fulda glücklich durch u. erreichten nach einigen kleinen Fatis Dissen gerade in dem Augenblick, als der Kasseler Eilwagen vorfuhr. Der Postmeister schrieb uns noch ein. Ich war mit meinem Hauptmann in Freude u. Leid verbunden, u. fand in ihm einen netten Mann. — Unser Italiener (ein anderer Mitreisender) hatte sich nicht so rasch entschlossen, wie wir, u. mußte nun zu großem Ungemach 5 Tage in Marburg bleiben, ehe er im Darmstädtischen zugelassen wurde. Wir sind für unser Abentheuer belohnt u. ohne Weiteres in Gießen zugelassen." —

Nach seiner Rückkehr aus Paris bezog der junge Professor eine kleine Wohnung in der Jägerstraße Nr. 15 unweit der Friedrichstraße, 2 Treppen hoch, „bei einem kleinen puckligen Bauinspektor, einer staubigen aber nicht geizigen Seele", und seiner häßlichen Gattin. Frau v. Nagler stattete die Zimmer mit einigen hübschen, in unserer Familie noch jetzt erhaltenen Möbeln aus seiner früheren Stube aus und versorgte die Fenster mit Gardinen. Mit dem Naglerschen Hause blieb er in naher Beziehung. Die Eltern legten Wert darauf, ihrem Sohne den Einfluß des Verkehrs mit seinem früheren Lehrer noch für einige Zeit zu erhalten. Mein Vater erteilte dem jungen v. Nagler, der Jura studierte und besonders bei Savigny

hörte, in der ersten Zeit täglich, später zweimal wöchentlich eine Unterrichtsstunde, meist vor der Mittagsmahlzeit, die er mit ihm im Posthause einnahm. Eine Unterbrechung erfolgte im Sommer 1833 durch eine längere Reise, die der junge v. Nagler, von einem Diener begleitet, nach England und Schottland unternahm. Im nächsten Jahre trat dieser dann als Einjährig-Freiwilliger bei den Garde-Ulanen und im nächsten Jahre als Referendar am Stadtgericht ein. Um dauernd mit seinem Sohn zusammenleben zu können, ließ sich der Vater Nagler jetzt aus Frankfurt a. M. abberufen und beschränkte sich auf die Stellung als Generalpostmeister. 1836 wurde er in das Staatsministerium berufen.

Das weitere Leben des jungen Herrn v. Nagler entsprach nicht den Erwartungen, zu denen seine Begabung und seine sorgfältige Erziehung zu berechtigen schienen. Im Jahre 1839 ging er als Gesandtschaftssekretär nach Rom, und in späteren Jahren lebte er als Privatmann (?) in Paris. Besonders nach seiner Verheiratung lösten sich allmählich die persönlichen Beziehungen zu seinen nächsten Verwandten und auch zu seinem früheren Lehrer.

Die Komtesse Auguste Fernemont verheiratete sich später mit dem preußischen Gesandten in Brüssel (Stuttgart und München) Graf Seckendorf. Sie wurde 1858 Witwe. Zwischen der feingebildeten Frau, die gelegentlich mit lebhaftem Interesse an den Unterrichtsstunden und Vorträgen im Naglerschen Hause teilgenommen hatte, und meinem Vater blieb das Verhältnis gegenseitiger Hochschätzung und freundschaftlicher Gesinnung dauernd bestehen.

Mit dem Sommersemester 1833 begann mein Vater seine Vorlesungen, deren Ausarbeitung seine ganze Zeit in Anspruch nahm. Am 17. Mai bestieg er, von der Hochzeitsfeier seines Freundes Ferdinand Becker kommend, zum erstenmal das Katheder. Sein erstes Kolleg, das das Leben und System des Aristoteles behandelte, war von 12—15 Zuhörern besucht. „Die Fächer", schreibt er am 28. Juli, „sind zum Teil überfüllt. Wir pflanzen unser drei die Fahne des Aristoteles auf; als ich studirte, las Niemand darüber; wir bieten unser drei Geschichte der Philosophie aus — doch beides in verschiedener Beziehung. Unter so bewandten Umständen ist es schwer sich Bahn zu brechen." Ein Jahr später kann er den Seinen aber schon von 40—50 Zuhörern in dem Privatkollegium über Geschichte der Philosophie christlicher Zeit berichten. „Ich mußte mein Auditorium wechseln, weil das zuerst gewählte zu klein war. — Mein Aristoteles macht weniger Glück. Die Philologen wollen lieber Dichter als Philosophen lesen, wollen lieber die Blüte mit ihren Farben als den Kern mit der Schale." Im Wintersemester 1834/35 ist in der Geschichte der Philosophie die Zahl wiederum gestiegen, unter ihnen sind eine Anzahl Juristen, einige Mediziner und sogar ein Leutnant. Eine solche Ausdehnung hatte er sich gewünscht. „Denn philosophische Vorlesungen sollen eben durch ihre allgemeinen Begriffe in alle Fächer lebendig eingreifen." Seine Vortragsweise war in einem

gegen Hegel gerichteten Zeitungsartikel lobend besprochen. „Die Sache ist übertrieben", sagt er, „und nur halb wahr. — Einen Vortrag, der sich völlig vom Hefte befreite, habe ich mir noch nicht aneignen können, obwohl es mit jedem Semester besser geht. ‚Beredsamkeit' darf ich mir in philosophischen Vorträgen nicht einmal wünschen, ruhige Begründung bleibt das letzte Ziel. — Der Artikel kann leicht Gegenartikel hervorrufen, und es ist besser, still zu wirken, als ein schimmernder Spielball der Parteien zu werden."

Im Vertrauen auf weitere Erfolge in der akademischen Laufbahn schlug mein Vater von außerhalb an ihn herantretende auf Abwege führende Anerbietungen ohne vieles Besinnen aus, so 1835 die Direktorstelle am Gymnasium in Altenburg, zu der ihn Geheimrat Schulze in Vorschlag gebracht hatte. Schon früher, kurz vor dem Austritt aus dem Naglerschen Hause, war ihm eine Stelle als Erzieher des Erbgroßherzogs von Oldenburg angeboten worden. In einer Audienz bei seinem Landesherrn, dem Großherzog, in Frankfurt hatte er diesem die Gründe seines Ablehnens freimütig auseinandergesetzt. „In dem Erbgroßherzog würden alle den künftigen Herrn früh verehren, und der Erzieher sei bestimmt, in ihm nur den Menschen zu sehen. Das gebe eine zu schwierige Stellung. Er zweifle, daß ihm zum zweiten Male und dazu in einem so viel höheren Falle dieselbe frische Kraft zu Gebote stehen würde. — Seine Weise und seine Persönlichkeit sei für das Leben am Hofe nicht geschaffen."

Zu der Ausarbeitung der Kollegienhefte in den ersten Jahren seiner akademischen Lehrtätigkeit kamen für meinen Vater die Arbeiten, die ihm von dem Ministerium übertragen wurden, Gutachten über wissenschaftliche Bücher und Durchsicht und Begutachtung von Verordnungen in Schulangelegenheiten. Es freute ihn, „wenn dann einige Gedanken angenommen und so in's Leben verpflanzt wurden".

An seiner eigenen allseitigen Fortbildung arbeitete er auch als Professor in alter Weise weiter. Er hörte bei Seebeck Optik und Akustik, ein Kolleg über orientalische Mythologie bei Stuhr und eine Vorlesung über die Antiken des Berliner Museums bei Gerhardt, einige Jahre später Physiologie bei Johannes Müller.

Von wissenschaftlichen Arbeiten erschien 1833 als Programmschrift zu seiner Professur die Abhandlung de Aristotelis categoriis und bald darauf der umfangreiche Kommentar zu Aristoteles de anima, die Frucht jahrelanger Studien.

In besonders nahem persönlichen Verkehr stand mein Vater in diesen Jahren mit Hellwing (s. o. S. 142), der 1834 ebenfalls außerordentlicher Professor an der Universität wurde. Der gemeinsame Mittagstisch, dem oft ein Plauderstündchen bei einer Tasse Kaffee folgte, führte die beiden Junggesellen täglich zusammen. Nicht selten trafen sie sich bei dem Sprachforscher Professor Heyse und seiner Frau, den Eltern von Paul Heyse (s. o. S. 155). Größere Geselligkeit bot sich meinem Vater im Hause des Bankiers Abraham Mendelssohn-Bartholdy, bei v. Meusebachs war er ein gern gesehener Gast und bei v. Naglers fand er stets sehr liebens-

würdige Aufnahme. „Die schönsten Grundlagen des Lebens sind immer die historisch gewordenen, das fühlte er auch in diesem Verhältniß und wünschte, daß der Himmel es ihm noch lange wie einen freundlichen Hintergrund seines Lebens erhalten möchte.“ Hier konnte er auch, wie früher, gelegentlich einen Blick in die große Welt tun, so bei einer großen Soiree zu Ehren des Kaisers Nikolaus von Rußland, der durch seine stattliche Erscheinung und vornehme Haltung allgemeine Bewunderung hervorrief. —

Im Jahre 1834 wurde mein Vater durch zwei Todesfälle schwer betroffen.

Am 12. Februar starb Schleiermacher. Auf die Ansprache, die mein Vater unter dem frischen Eindruck der Trauernachricht an seine Zuhörer richtete, habe ich schon hingewiesen (S. 139). Hier möchte ich die Rede einfügen, die er über 30 Jahre später bei der Feier von Schleiermachers hundertjährigem Geburtstag am 21. November 1868 in Berlin gehalten hat.

„Als Schleiermacher starb, trauerten an seinem Grabe drei Wissenschaften: die Theologie, die Philosophie, die Philologie. Alle drei waren seine Heimat.

Unter ihnen ist es der Philosophie so ergangen, daß sie die ganze und volle fruchtbringende Kraft seines Geistes erst nach seinem Tode erkannte, denn seine Dialektik und Ethik, seine Pädagogik und seine Politik, seine Psychologie und seine Ästhetik, bis dahin nur seinen Zuhörern bekannt, erschienen erst aus seinem Nachlasse.

Aber groß und vielseitig war schon damals seine Wirkung auf dem Gebiete der Philosophie. In seinem Heraklit, den er aus Bruchstücken zum Ganzen fügte, ähnlich wie der Künstler in aufgefundenen Fragmenten das Götterbild erschaut, freute er sich an dem Widerstreit und der Einigung der Gegensätze, die das Leben der Welt sind. Früh fesselte ihn Plato, den die Alten den Homer unter den Philosophen nennen. Er verwandelte seinen Geist in den griechischen, um aus dem Quell das Ursprüngliche zu schöpfen; und den griechischen Geist verwandelte er in den deutschen und schenkte den Deutschen in tiefem und feinem Verständnis einen Plato, wie J. H. Voß den Homer. In der Einleitung beschrieb er Platos heuristische Methode des gemeinschaftlichen Suchens und des gemeinschaftlichen Findens. Es war dieselbe Kunst, die Schl. übte, durch die er die jugendlichen Geister an sich zog, in der es noch niemand ihm gleichgetan hat.

Es war ein großer Schritt in der deutschen Ethik vor Schl. geschehen. Im Gegensatz zu der aus England und Frankreich in die deutsche Denkart eingeflossenen Glückseligkeitslehre, einer laxen Moral, hatte Kant die strenge Pflicht, die Pflicht um der Pflicht willen, dieselbe Pflicht, die Friedrich der Große der Ordnung seines Staates einprägte, in der praktischen Philosophie zur letzten Macht erhoben und den kategorischen Imperativ der Vernunft wie in eherne Tafeln gegraben. Aber wir erinnern uns, wie diese Moral, ungeachtet des männlichen Geistes, mit dem sie die Nation ergriff, in tiefen lebendigen Geistern der Zeit, wie in Schiller, den Eindruck des Harten, Starren, Kalten zurückließ. Die schnurgerade Formel des Allgemeinen erschien eintönig und einförmig und hatte die Empfindung gegen sich. Da

beleuchtete Schl. den entgegengesetzten Pol, auf dem unverlorenen Grunde des Allgemeinen die Bedeutung des Eigentümlichen, und setzte das in der Wissenschaft verkannte Eigentümliche in sein Recht ein, das Eigentümliche, das nicht dem Allgemeinen widerspricht, sondern es gestaltet und persönlich macht. So faßte er die Idee der Persönlichkeit, in der Kant den Selbstzweck sah, voller auf und gleichsam in künstlerischer Anschauung. Wo er einen eignen Stil des Lebens sieht, da sieht er ethische Vollendung.

Und Schl geht darin voran. Seine ethische Ansicht spiegelt sich in der Erscheinung seines eignen Wesens. Wie er in der Wissenschaft darauf hält, die Gegensätze in Eins zu bilden und in Eins zu binden, so verbindet er sie in sich mit ursprünglicher Kraft zu Einem Ganzen. Ein Glied, Eine Seite des Gegensatzes, den er umspannte, vermöchte den gewöhnlichen Mann über das Gewöhnliche zu erheben. Schl. hatte sie beide. Wie einigte sich nicht in ihm Entgegengesetztes! — wir messen daran den Umfang seiner Kraft: schaffender Geist und empfänglicher Sinn; umfassende Begabung für das Allgemeine und doch tiefe Ergründung in einzelnen Forschungen; sprudelnde witzige Beweglichkeit der Gedanken, mit der er das freie gesellige Leben würzte und die in fröhlicher Laune auch im Kleinen sich umtrieb, und wieder die ruhig hinstehende, gesammelte Betrachtung, die das Große und Ganze sucht; Scharfsinn der Kritik und Tiefsinn der Kontemplation; Dialektik des hinüber- und herübergehenden Denkens und ein stiller Zug des Gefühls zum Urbildlichen; von seinem Plato genährt und im Christlichen selbst mit der deutschen Mystik verwandt; in sich arbeitender Gedanke und doch klare, künstlerisch gebildete Sprache in der Mitteilung; theoretische Größe und gestaltende Kunst im Praktischen; Beschauung und was dem Beschaulichen selten beiwohnt, furchtlose Tat, furchtlose Tat wie zur Zeit des fremden Zwingherrn, daß Schl. selbst von edlem Stahl andre stählte. Diese vielseitige und doch immer mit sich einige Lebendigkeit des Geistes war der Zauber, mit dem er auch entgegengesetzte Naturen an sich fesselte. So stellt Schl. die Idee des Ganzen in sich dar; so ist er eine große ungeteilte Gestalt: ein Individuum. Wenn wir in der Geschichte der Philosophie den Sokrates vortragen, dann suchen wir zu zeigen, wie seine Lehre und sein in starker Einheit gefaßtes Wesen dieselben waren, und wenn wir Schl. darstellen, dann heben wir in ihm diese sokratische Übereinstimmung hervor. In ihr war er der berufene Ethiker, in ihr der berufene Bildner der Wissenschaft.

So steht der Mann vor dem Auge unsrer Erinnerung. Gehe sein Bild hochgehalten, gehe sein Werk fruchtbar auf die kommende Zeit." —

Und am 22. Juni verschied nach kurzer Krankheit, etwa ein Jahr nach seiner Verheiratung, Ferdinand Becker, aus einer vielversprechenden Wirksamkeit als Arzt und als Privatdozent in der Blüte der Jahre herausgerissen. Meinem Vater fiel die mühevolle Aufgabe zu, den Nachlaß des Freundes zu ordnen. Der Vater Becker kam dann nach Berlin, um die zarte, der Ruhe und Pflege sehr bedürftige junge Witwe in sein Haus abzuholen. Es war ein trauriges Wiedersehen. „Das Unglück hat uns noch inniger vereinigt", schrieb mein Vater.

Nach Beginn der Herbstferien 1834 reiste mein Vater zu seinen Eltern und Schwestern nach Eutin. Es war das letzte ungetrübte Zusammenleben mit den Seinigen. Denn im Winter fingen beide Eltern zu kränkeln an, so daß er schon zu Weihnachten von Sorgen erfüllt war. Als der Zustand Beider sich verschlechterte, unternahm der treue Sohn im April 1835 noch einmal die beschwerliche Reise, konnte dieses Mal aber nur zu kurzem Krankenbesuch verweilen. Der Vater starb am 16. Mai. Die Mutter konnte sich vor ihrem Tode noch an der Verlobung des Sohnes erfreuen.

Mit den Eltern Becker hatte mein Vater während der zwei Jahre seit seinem Fortgang von Frankfurt gelegentlich Briefe gewechselt. Nach dem Tode von Ferdinand schickten ihm die Töchter und die junge Witwe zum Dank für seinen Beistand zu Weihnachten einen gemeinsam gestickten Teppich. Von der Liebe für die jüngste Tochter Ferdinande, die er im Herzen trug, hatte er in seiner großen Gewissenhaftigkeit bisher niemandem etwas anvertraut. Er hätte es für unrecht gehalten, die Braut an sich zu binden, ehe er ein sicheres Fundament für das eigene Haus unter den Füßen hatte. Jetzt konnte er diese Bedingung als erfüllt ansehen. Er folgte der Einladung zur Hochzeit von Minna Becker, die sich mit Dr. Christian Pansch in Oldenburg, später Direktor des Eutiner Gymnasiums, verheiratete, und am 30. September 1835 reichten sich unsere Eltern die Hände zum Lebensbunde.

Den Eltern Becker war ein langgehegter Wunsch in Erfüllung gegangen, mit inniger Freude begrüßten sie den vertrauten jungen Freund als Schwiegersohn, die Mutter in ihrem lebhaften Temperament mit fast schwärmerischer Begeisterung. Leise Bedenken hatte sie nur, ob die Eutiner Familie mit der Wahl einer mit Glücksgütern so wenig bedachten Braut zufrieden sein könnten. Mein Vater schreibt ihr darüber am 12. November:

„Es habe Dir, schreibst Du, viel Freude gemacht, daß meiner Familie die Sache so recht sei und daß niemand daran denke, ich hätte eine glänzendere Verbindung eingehen können. Mutter, Mutter, was schreibst Du da? Sieben Jahre lebte ich in einer Atmosphäre, wo man mehr von Parthieen sprach als von Liebe, mehr von Ehre als von Verdienst, mehr von Geld als von Arbeit u. Erwerb. Ich würde glauben, von dieser Atmosphäre gelitten zu haben, wenn ich andere Gedanken gehabt hätte als die Liebe, weil ich liebe. Wir lesen täglich das Evangelium. So sollen wir vor allem den Spruch verstehen: wo unser Schatz ist, da wird unser Herz sein. Wehe, wenn der Schatz im Geld und Glanz steckt. Wenn nicht das Schönste einen Werth in sich haben soll: so giebt es nichts Höheres mehr auf dieser Welt. Zweihundert Thaler, die wir uns selbst sparen, werden uns lieber sein als tausend einer Mitgift. — Mein Vater hat auch ohne Aussicht auf Vermögen gewählt. Ihm hat nie gefehlt, was Noth war; u. der Himmel ist mit uns gewesen. Mein Vater hat nie viel mit mir über eine künftige Verbindung gesprochen — obwol er sie wünschte, sehnlich wünschte, wie mir meine Schwestern verriethen. Aber das hat er immer auf das Entschiedenste von sich gewiesen, wenn jemand von reichen oder glänzenden Parthieen sprach. Ich danke es ihm, und was Ihr, liebe Eltern, für uns thun werdet, das danke ich so Euch doppelt."

Das Mutterbuch erzählt von den glücklichen Tagen des Zusammenseins der Liebenden im Offenbacher Hause. Aus dem Mutterbuch kennen wir auch die tief empfundenen gedankenreichen Briefe der beiden Verlobten aus der Zeit des Wiedergetrenntseins.

Getrübt wurde die Freude durch die schwere Krankheit und den Tod der Mutter Trendelenburg, der es nicht beschieden war, die Braut kennenzulernen. Am 17. Dezember erhielt mein Vater in Berlin die nicht mehr unerwartete Nachricht, daß die Mutter entschlafen sei. Zur Beerdigungsfeier wäre er in Eutin zu spät angekommen, was dort nun zu erledigen war, hatte er mit den Schwestern schon bei seinem letzten Besuch vorsorgend besprochen. So entschloß er sich, an seinem früheren Plane festzuhalten und für die Weihnachtszeit zu seiner Braut zu reisen. —

Auch eine Schilderung des fröhlichen Hochzeitsfestes am 4. April 1836, von dem Freunde Breier mit viel Humor in seinem Tagebuch niedergeschrieben, bringt uns das Mutterbuch. Auf der Reise nach ihrem neuen Heim in Berlin (in der Marienstraße) sah das junge Paar dann mit Staunen zum erstenmal einen Eisenbahnzug fahren. Es war auf der kürzlich eröffneten Bahn (der ersten in Deutschland) von Nürnberg nach Fürth. Sich hineinzusetzen und sein junges Glück dem fauchenden Ungeheuer anzuvertrauen, schien dem vorsichtigen Ehemann aber nicht geraten zu sein.

Die beiden Eutiner Schwestern siedelten nach der Auflösung des elterlichen Haushaltes und dem Verkauf des Hauses nach Offenbach über, wo sie sich an Stelle der ausgeschiedenen Beckerschen Töchter an dem Unterricht der Pensionäre beteiligten. Später zogen sie zu meinen Eltern nach Berlin. Tante Julie, die schon lange kränkelte, starb hier Weihnachten 1839. Tante Karoline stand unserer Mutter im Haushalt und bei der Erziehung von uns Kindern mit hingebender Liebe zur Seite, bis sie nach dem Tode ihres Schwagers Lentz 1854 zu der vereinsamten Schwester nach Oldenburg übersiedelte, wo sie 1871 starb. —

Die Veränderungen in den äußeren Verhältnissen und die zunehmende Belastung meines Vaters mit Amtsgeschäften brachten es mit sich, daß sein Briefwechsel mit den Schwestern viel weniger lebhaft wurde und abgesehen von selteneren Briefen an Tante Marianne für Jahre ganz fortfiel. Die Familienkorrespondenz übernahm fortan unsere Mutter mit ihrer leichten Feder. Am 11. Juni 1836 schreibt mein Vater an Karoline nach Offenbach: „Nach allen Seiten hin gedenke ich meinen Briefwechsel auf das Nöthigste zu beschränken und muß es thun, da meine Zeit anderen Dingen gehört.“ Und zwei Jahre vor seinem Tode schreibt er der Schwester: „Ich bin in der letzten Woche — — an die Briefe geraten, die ich von 1826—1833 nach Hause und namentlich an Dich, liebe Karoline, schrieb. Ihr gabt sie freundlich in meine Hand zurück. Sie führten mich in liebe Erinnerungen der Jugend und stellten mir wieder lebhaft vor Augen, wie treu wir damals unsere Erlebnisse theilten. Die Liebe, mit der Du mein Leben begleitetest, bleibt mir ein schönes Andenken. — Als ich die Briefe las, überkam es mich wie ein Unrecht, daß der schriftliche Verkehr in der Ferne sparsamer und matter geworden ist. Indessen sind nicht blos die

Jahre schuld, die den jugendlichen Puls dämpfen, sondern allerdings auch Arbeiten und Geschäfte, die keinen Spielraum lassen."

Zeitlich zurückgreifend möchte ich hier einige Stellen aus Jugendbriefen an seine Schwestern einschalten, die ein Zeugnis seiner innigen Liebe und der treuen Fürsorge sind, mit der er ihr geistiges Leben zu bereichern und, wo es zu eng zu werden drohte, auf weitere freiere Bahnen zu leiten suchte. Diese Fürsorge galt besonders der Schwester Karoline, die, übertrieben gewissenhaft, zu Selbstvorwürfen und religiösen Bedenken geneigt, oft besorgt, daß bei dem geliebten Bruder die Philosophie der Rechtgläubigkeit Abbruch tun könnte, sich selbst und wohl auch anderen das Leben schwer machte.

Um ihre Bildung zu fördern und sie geistig zu beschäftigen, treibt der Bruder mit den beiden jüngeren Schwestern Englisch und Französisch, korrespondiert mit ihnen von Kiel aus in den fremden Sprachen, empfiehlt ihnen geeignete Bücher, veranlaßt Karoline Gedichte von Byron ins Deutsche und Gedichte von Goethe ins Englische zu übersetzen, und ermahnt sie andererseits, in der Gelehrsamkeit des Guten nicht zu viel zu tun.

„In Deinem Briefe", schreibt er an Karoline am 12. März 1824, „drückt sich fortwährend eine gewisse Zerfallenheit mit Dir selbst aus. Insofern dieses ein Streben nach dem Besseren, das nie in uns erschlummern darf, zu Grunde liegt, ist das etwas Gutes, aber nicht insofern vielleicht ein Mangel an Selbstvertrauen, an Selbstbesitz und Selbstkraft hindurchscheint. Mit dem Bewußtsein: Du kannst, steht allein auch kräftig der Entschluß: Du willst. Darum ist ein Muth im Streben die erste Pflicht. Ihn zu erhalten ist es gut, nicht immer blos nach dem Unendlichen zu blicken, das noch nach ist, in dem wir uns selbst wie einen Punkt verlieren, sondern auch nach dem Endlichen, das man vielleicht schon erreicht hat, (denn ein redliches Streben bleibt nie ohne Erfolg) und das man bald zu erreichen hoffen darf. — — Einfacher und wahrer ist wohl nie eine vorwaltende Eigenthümlichkeit bestimmt, als in dem Wort: der Mann denkt, das Weib fühlt. Nicht als ob nicht der Mann auch fühlen und das Weib nicht auch denken sollte. Aber der Bestimmung der Natur gemäß ist der Compaß des Lebens, so zu sagen, beim Manne der Begriff, beim Weibe ein tief einwohnendes, glückliches Bewußtseyn, das in seiner ursprünglichen Reinheit genährt ohne viel Klügeln in jedem Verhältniß das Rechte trifft."

An Julie schreibt er aus Berlin am 1. März 1825: „Wenn ich so höre, daß sich auch bei Euch die Andachtsbücher vermehren, wie durch das Geschenk der A.: so freut michs. Doch drängt sich mir dann oft die Frage auf, ob Ihr nun auch mit eben dem Eifer zur reinen Quelle des christlichen Lebens geht — ich meine zur Bibel. Mir wird es immer gewisser, das jeder dies tiefe klare Wort selbst lesen sollte. Vieles freilich bleibt nur dem zugänglich, der mit der Geschichte jener Zeit vertrauter ist. Doch das Meiste ist einfach, wie alles Große, und spricht gewaltiglich, wie der göttliche Feuergeist. Auch giebt es für die dunklern Stellen allgemein verständliche Erklärungen. — Die Funksche Bibel ist mir nicht zu vernünftig,

wie einige schrieen, — aber ich entrüste mich oft, wie sie die heilige Poesie aus der Religion durch nüchterne Prosa wegdeutelt. Es berührt einmal die Religion das Unbegreifliche im Menschen, und wenn sich dies in tiefen Bildern einen Weg zum ahndenden und fühlenden Herzen bahnt, so wird es in dieser Gestalt mehr wirken, als wenn man es in die Sprache des Verstandes kalt übersetzt — was sonst allerdings in seiner Art auch nicht unterbleiben darf. Lest denn auch, wenn Ihrs nicht schon thut, die Bücher der Bibel ganz und im Zusammenhang. Soll ich Euch mein Lieblingsbuch vorschlagen, so leset das Evangelium des gemüthvollen Johannes, der seinen göttlichen Meister in seiner tiefen Erzählung himmlisch verklärt. Freilich werdet Ihr gleich den Eingang im ersten Capittel schwerlich verstehen, er liegt unserer Vorstellungsweise zu ferne; doch sagt er viel — wenn man sich erst tiefer in ihn versenken kann. — — — Vielleicht kann auch ich einmal Euch einiges zur Erläuterung sagen. Wenn Ihr die Bibel leset, so werden Euch die Erbauungsbücher gewiß auch zusagen — aber Ihr werdet das Flache, das oft in ihnen ist, auch zu sichten wissen. Dieses habe ich Euch längstens sagen wollen."

In rührender Weise war mein Vater um die Seinen besorgt, als die Cholera auch Holstein bedrohte. In einem Geburtstagsbrief an die Mutter vom 20. September 1831 gibt er auf Grund der ärztlichen Erfahrungen in Berlin eingehende Ratschläge zu vorbeugenden Maßnahmen. Flanell zu Reibungen, eine Badewanne, Flieder- und Kamillenblumen, Melissen- und Pfefferminzkraut, Kampferspiritus, Essig von spanischem Pfeffer, schwarzer Senf, Salepawurzel soll im Hause sein, für die Armen soll sich in Eutin ein Frauenverein bilden zur Verteilung von Decken und Leibbinden usw. (Die Briefe aus dieser Zeit sind zum Zweck der Durchräucherung an vielen Stellen durchstochen.)

Sehr hübsch antwortet die Mutter in ihrem schlichten Gottvertrauen: „Vielen Dank l. Adolph für Deinen wohlmeinenden Glück Wunsch zur Vollendung meines 60ten Lebensjahres. Ich kann Dich versichern, daß ich und Deine beyden Schwestern die Colera mit ruhigem Gemüthe abwarten bis sie komt, und das deucht mir solltet ihr Männer auch thun, man genießt das gegenwärtige Leben ja nur halb wen man immer mit ängstlichkeit in die Zukunft blickt, zu Deiner Beruhigung will ich Dir aber auch sagen, daß wir noch 12 loth Flieder Blumen aus unserm Garten gesammelt haben u. reichlich 12 loth Camillen Blumen besitze ich auch. Meliß u. Krausemünt — — Salbey haben wir auch reichlich aus unserm Garten getrocknet. Zwolf Bouteljen Weinessich haben wir im Hause — 5 wollene Decken und was uns ferner noch fehlt, wen die Krankheit beginnt — — ich gedenke aber immer an Martens Inschrift bey einer Illuminazion: Glücklich ist Eutin, und so hoff ich mit dieser Krankheit daß es nicht so ernstlich bey uns wird. Deinen eingelegten Brief an Vater haben weder ich noch Deine Schwestern gesehn u. sind auch nicht sehr Neugierich auf das geheimniß. Gewiß enthält es die Nachricht wie Du Dein Geld anwendest und darin sind wir überzeugt daß Du es zum Besten anderer verwendest. mit herzlicher Liebe Deine Mutter Trendelenburg."

Mein Vater fürchtete auch, durch die Absperrung und die Einschränkung des Postverkehrs möchten die Einnahmen des Postkommissairs geschmälert werden, und erbot sich, ihm von seinem Ersparten zu schicken. —

Ich fahre nun in der Erzählung fort, beschränke mich aber auf die wichtigsten Ereignisse in dem weiteren Leben meines Vaters, das in den nachfolgenden 36 Jahren im glücklichen Familienkreise bei angestrengter wissenschaftlicher Arbeit, in seltener Weise erfolgreicher Lehrtätigkeit, zeitraubenden Amtsgeschäften und einer alljährlichen vierwöchentlichen Erholung in einem herbstlichen Ferienaufenthalt im allgemeinen ruhig und gleichmäßig verlief, abgesehen von den politischen Stürmen von 1848 und den nächstfolgenden Jahren, in die, von Überzeugung patriotischer Preuße geworden, auch mein Vater hineingezogen wurde.

Im Sommersemester 1837 erhielt er einen Ruf an die Universität Kiel, der ihm dann das Ordinariat in Berlin einbrachte. Er schreibt darüber an Wallroth am 26. November:

„Es soll mir hoffentlich heilsam werden, wenn ich noch eine Weile mich durchkämpfen muß, und heilsamer, als wenn ich in Kiel zu einer behaglichen Ruhe gekommen wäre. Hier stehe ich mitten in dem Gewirr entgegengesetzter Richtungen, und es ist eine schwierige Aufgabe, innerlich und äußerlich die richtige Fährte zu behaupten. — — Gestern nahm ich als der Jüngste in jedem Sinne des Wortes in der Fakultät mitten unter meinen früheren Lehrern Sitz und, sonderbar genug, mußte ich gleich eine eigene abweichende Ansicht auskämpfen. Es war mir — ich darf es Dir aufrichtig bekennen — halb ein demüthigendes Gefühl, nun als College von Männern erster Größe dazusitzen, und ich muß alles thun, den Sporen zu verdienen."

Am 15. Dezember 1837 wurde meinen Eltern das erste Töchterchen geboren, meine liebe Schwester Marie, die dem Vater später immer besonders nahe gestanden hat. Im Februar des nächsten Jahres starb unsere Großmutter Becker. Näheres darüber findet sich im Mutterbuch. Die Herbstferien benutzte mein Vater zu einer Reise über Freienwalde nach Rügen zusammen mit seinem jungen Schwager Bernhard Becker. Im märkischen Sande beobachteten sie einen Ameisenlöwen, „der in seinem Trichter sitzend listig die Ameisen fängt und aussaugt und der später nach der Verpuppung als Wasserlibelle das Symbol der Schönheit ist. Möchten wir Menschen, die wir so oft listig und böse sind, uns durch Gottes Gnade einst ebenso verwandeln!" In dem gemütlichen Gastzimmer im Leuchtturm auf Arkona „saßen sie und hörten das Meer brausen und den Wind sausen — und dachten sich in die eintönige schwermüthige Seelenstimmung hinein, die hier entstehen muß, und in die Wintermährchen, wenn das Spinnrad schnurrt — ein heimlicher Ton und eine freundliche Antwort dem pfeifenden und brummenden Winde." Von Stralsund aus machte mein Vater dann noch einen Abstecher nach Friedland, wo er im Pfarrhause mit seinem alten Freunde Riemann nach langen Jahren der Trennung ein frohes Wiedersehen feierte.

Die nächste Zeit brachte unseren Eltern viel Trauriges. Es starb in ihrem Hause die Tante Julie, und das erste Söhnchen Karl wurde ihnen ein Jahr nach seiner Geburt wieder entrissen. Das Mutterherz war schwer getroffen, Tante Karolinens Kräfte waren durch die Krankenpflege erschöpft, und der Kummer lastete schwer auf ihrem zur Melancholie geneigten Gemüt, mein Vater hatte sehr angestrengt an den „logischen Untersuchungen" gearbeitet. So wurde für die ganze kleine Familie zur Erholung und Erfrischung eine größere Reise beschlossen, zu deren Kosten das Honorar für die logischen Untersuchungen einen sehr erwünschten Beitrag lieferte. Die Mutter fuhr im Juli mit Tante Karoline und Mariechen voraus nach Offenbach, begleitet von Minna Pansch und ihrem Söhnchen Karl, die von Eutin aus kommend sich ihnen anschlossen. Für die mehrtägigen Postfahrten wurden den Reisenden durch freundliche Fürsorge des Herrn v. Nagler die Wege geebnet. Der Vater folgte in den Herbstferien mit einem Umweg über Tirol nach. Zurück reisten sie zusammen den Rhein hinunter nach Bonn und von dort nach Oldenburg. —

Im Jahre 1840 wurde mein Vater als jüngstes Mitglied in die früher von Schleiermacher und Buttmann gegründete griechische Gesellschaft „die Griechheit" aufgenommen, die Freitag abends der alphabetischen Reihe nach abwechselnd in den Häusern der Mitglieder zum gemeinsamen Lesen griechischer Schriftsteller zusammenkam. Der Gesellschaft gehörten im Lauf der Jahre vornehmlich folgende Gelehrte an: Bekker (Philologe), Brüggemann, Homeyer, Kortüm (Juristen), Lachmann, Meineke (Philologen), Parthey (Archäolog und Buchhändler), Pertz (Direktor der Königl. Bibliothek), Pinder (Direktor des Münzkabinetts und vortragender Rat im Kultusministerium), Ferdinand Ranke (Gymnasialdirektor, Bruder von Leopold v. Ranke), in späteren Jahren Bonitz, Haupt und Mommsen.

Nach dem wissenschaftlichen Teil des Abends und einem einfachen Essen blieben die Mitglieder noch bei einem Glase Wein beisammen, und dann fehlte es nicht an Anekdoten, Witzen und harmlosen Späßen. Immanuel Bekker z. B., der exakte Textforscher, war stolz darauf, daß in seinen Werken keine Druckfehler zu finden seien. Eines Tages legte ihm Parthey einen Band seines Aristoteles vor und zeigte ihm zu seinem großen Schrecken auf einer Seite eine ganze Reihe der unangenehmsten Druckfehler. Er hatte das Blatt heimlich nachdrucken und in den Band einfügen lassen. Ebenso schmuggelte er in das alte Jöchersche Gelehrtenlexikon ein Blatt ein, auf dem Lebenslauf und Charaktereigenschaften von Gelasander (Lachmann) „eines der schärfsten criticorum — — begabet mit einer porpentosen Memoria — — unter dessen vielen guten Qualitäten obenan stehet, daß er die Gewohnheit gehabt, die gräcä Societatis Sodales mit dem Saft der kampanischen Traube zu regaliren usw." in humoristischer Weise geschildert waren.

Am 1. Juli 1841 konnte mein Vater dem Großvater in Offenbach wieder die Geburt einer Enkelin, Karoline, melden:

„Vor einigen Stunden kehre ich aus meinen Vorlesungen zurück, und siehe da — ein liebes lebendiges Wesen mehr ist in meinem Hause, als

da ich es verließ. Ein Töchterchen war inzwischen mit Gottes Hülfe ans Licht geboren, gesund und kräftig — und wir freuen uns dankbar. — —

Zu meiner Freude wird man auf die logischen Untersuchungen mehr und mehr aufmerksam. Die Hegelsche Schule ist mir noch die Antwort schuldig geblieben. — — Ein Artikel in der allgemeinen Zeitung ist wahrscheinlich ein Anfang der Fehde. — — Mit Leuten, die so wenig das Persönliche schonen, ist bös streiten. In der Sache aber wird man mich immer bereit finden. Aber nur auf die Sache werde ich mich einlassen. Sie ist für die Entwicklung der deutschen Wissenschaft und für die Befreiung der Geister von einer hochfahrenden und darum verderblichen Ansicht zu wichtig.

Doch genug von dergleichen an einem Tage, wo ich mich nur freuen und wo ich nur danken sollte. Wir alle grüßen und mein Kindchen in der Wiege lutscht dazu."

Für die Universität und das wissenschaftliche Leben in Berlin war das Jahr 1841 bedeutungsvoll wegen der Berufung von Schelling und den Gebrüdern Grimm durch Friedrich Wilhelm IV., der das Jahr zuvor den Thron bestiegen hatte. Schelling kam aus München. Von dem geistreichen Philosophen und glänzenden Redner erwartete man eine Widerlegung des Hegelschen Systems. Jakob und Wilhelm Grimm hatten nach ihrer Absetzung aus der Göttinger Professur ihre gemeinsame stille Gelehrten- und Sammlerarbeit in seltener brüderlicher Harmonie fortgesetzt. Auch in Berlin wohnten sie zusammen, in der Linkstraße Nr. 7, Jakob Grimm war Junggeselle geblieben, Wilhelms Frau wurde meiner Mutter bald eine nahstehende Freundin, und auch zwischen meinem Vater und den Brüdern, schlichten geraden Naturen, bildete sich ein näheres persönliches Verhältnis.

Über Schellings Vorlesungen schreibt mein Vater an Becker am 23. März 1842:

„Schellings Philosophie der Offenbarung gab eigentlich das Wesentlichste aus seinen drei Münchener Vorlesungen (Geschichte der Philosophie seit Cartesius, Philosophie der Mythologie und Philosophie der Offenbarung). In der Form jung und schön überraschte jede Vorlesung, und Schelling fesselte ein glänzendes Auditorium (400 an der Zahl). Aber die Grundgedanken — im Metaphysischen theosophisch und an die gnostischen Systeme der ersten Jahrhunderte anklingend — ließen meines Erachtens in der logischen Begründung und auch in den factischen Belegen aus Bibelstellen, die oft das philosophische Element nur zu sehr zurückdrängten, viel zu wünschen übrig. Seine große Wirkung wird in der Anregung zu einer freien Form der Betrachtung und einer künstlerischen Form der Darstellung liegen. Am Schluß d. Vorstellung brachten ihm die Studirenden einen Fackelzug. Sch. lud auch mich ein, bei ihm dem Fest beizuwohnen, und war sehr erregt und liebenswürdig. Kopisch, der Maler und Dichter (Uebers. des Dante) traf in einem Trinkspruch den Nagel auf den Kopf:

‚Es leb die Philosophie, die, selber kein Gedicht,
Und doch als wär sie eins, zur Seele spricht.'

Die von Sch. gehaltene Rede lest Ihr wol in den Zeitungen. Voll Selbstgefühl schlägt sie stark in die Gegner ein. Vielleicht zündet sie. Der Kampf bleibt den Hegelianern schwer, da Sch. nach wie vor entschlossen scheint, die Vorlesungen nicht herauszugeben. Es fehlt daher eine feste Basis des Streits."

In die Herbstferien des Jahres 1842 fiel die Grundsteinlegung zum Aufbau des seit 350 Jahren fast wie eine Ruine unvollendet dastehenden Kölner Domes. Die Feier gestaltete sich zu einem erhebenden deutschen Nationalfest. Fanden sich hier doch seit langer Zeit zum erstenmal wieder aus allen Gauen Deutschlands Männer der beiden Konfessionen, der verschiedensten Berufe und Richtungen zu gemeinsamer Feier und gemeinsamem vaterländischen Zwecke zusammen. Der junge König hatte den von Friedrich Schlegel und den Brüdern Boisserée ausgehenden Gedanken des Aufbaues und der Gründung eines Dombauvereins zur Aufbringung der Kosten lebhaft aufgegriffen und rief mit seiner schwungvollen Rede allgemeine Begeisterung hervor. Mein Vater reiste mit einem Umweg über Jena und Offenbach zu dem Feste nach Köln und legte die Empfindungen und Gedanken, die ihn dort bewegten, den einleitenden Worten eines Schriftchens zugrunde, das er „den Genossen des deutschen Domfestes in der Erinnerung erhebender Gemeinschaft zu Rath und That" widmete: „Das Turnen und die deutsche Volkserziehung".

„Es ist Jugend in unserer Zeit", so beginnt die Schrift, „die deutschen Kräfte regen sich und wollen zu einander. — — Zunächst offenbart sich das in den materiellen Grundlagen des Lebens, da die Schlagbäume, die den Verkehr versperrten, fallen, da unser Volk sich in seinen Erzeugnissen ergänzt, und wir, die wir Jahrhunderte lang die Betrogenen fremder Völker waren, vor der Achtung staunen, die wir diesen nun einzuflößen beginnen, und daraus das kaum gekannte Gefühl eigner Selbständigkeit und einen Stolz zurückempfangen, der bis dahin nur in der Sprache und Literatur ein Unterpfand in der Idee besaß. — Das materielle Zusammenstreben mußte das Erste sein. — Wir werden uns nimmer im Materiellen begraben. Der gemeinsame Kölner Dombau ist zunächst das ideale Seitenstück zu den materiellen Unternehmungen Deutschlands." Dann heißt es weiter, daß auch das Turnen als Volkserziehungsmittel eine gemeinsame nationale Frage sei und daß es, von allen politischen Nebenzwecken befreit, in dem Ganzen des Volksunterrichts eine Stelle finden müsse usw. Um der Schrift eine vorurteilsfreie Aufnahme auch in Süddeutschland zu sichern, ließ mein Vater sie in Frankfurt a. M. anonym erscheinen.

Der vielseitig begabte, sich für Kunst und Wissenschaft lebhaft interessierende König suchte gern Fühlung mit dem Kreise der Berliner Professoren. 1841 ließ er in dem Theatersaal des Neuen Palais in Potsdam die Antigone und 1843 den Sommernachtstraum aufführen, Felix Mendelssohn hatte dazu die Chöre und die Ouvertüre komponiert. Mein Vater gehörte zu der beschränkten Zahl der Geladenen, von denen als Andenken an die Antigone-Aufführung jeder eine bronzene Medaille mit dem Bildnis des Sophokles zum Geschenk erhielt. Die Ouvertüre zum Sommernachtstraum „sprach

selbst ihn, den Unmusikalischen an. Aber am Meisten bewunderte er den umfassenden Genius des Dichters, der den Zauber der Traumwelt und die derben leibhaftigen Handwerker mit ihren Späßen, Athen und die Feen unvergleichlich zusammengebracht hat".

Am 25. März 1843 hielt mein Vater einen Vortrag in dem wissenschaftlichen Verein in der Singakademie über „Raphaels Schule von Athen", dem am 7. Februar 1846 ein Vortrag über „Niobe, Betrachtungen über das Schöne und Erhabene" folgte (vgl. Kleine Schriften Bd. 2). Als Zuhörer hatte er in der damals neu erbauten Singakademie schon 1827 den Vorlesungen Alexander v. Humboldts beigewohnt und sich an der allgemeinen Teilnahme „von dem Kronprinzen und den Prinzen und Prinzessinnen, den Ministern und Geheimräten an bis zu den Studenten herunter" gefreut. „Es hat etwas Erhebendes", schrieb er, „daß sich auf diese Weise alle Stände um die Einsicht Eines Mannes versammeln. Es findet sich das vielleicht auf diese Art nur in Berlin und ist Berlins Ehre." Und 1844 sagt er von dem wissenschaftlichen Verein: „Die Versammlung ist festlich. Der Redner sucht in der Truhe seiner Wissenschaft das beste Kleid heraus, und es ist bisweilen wie eine Sonntagsandacht, die die Wissenschaft giebt."

Die für wissenschaftliches Arbeiten unentbehrlichen Mußestunden wurden meinem Vater mehr und mehr durch Universitätsgeschäfte geschmälert, besonders als er 1842 zum Dekan und 1845 zum Rektor der Universität gewählt wurde. Der erste Band der schon vor einigen Jahren in Angriff genommenen „Historischen Beiträge zur Philosophie" konnte erst 1846 erscheinen.

Die zunehmenden politischen Spannungen, die einige Jahre später zur Entladung kommen sollten, machten sich auch in der Wissenschaft fühlbar und erschwerten in der Universität eine unparteiische nur der Sache dienende Geschäftsführung.

„Es ist schlimm", schreibt mein Vater am 11. April 1844 an seinen Schwiegervater Becker, „daß alle unsere wissenschaftlichen und religiösen Richtungen heutigen Tages unmittelbar politisch werden. Daher ist die Stellung eines Mannes sehr schwierig, der freie wissenschaftliche Erörterung erstrebt. Von der einen Seite wird sie gemißbraucht oder misdeutet, von der anderen eben darum streng ins Auge gefaßt. Aber ich kenne für unsere Universitäten, für unsere Zukunft kein größeres Gut. In dem bewegten Parteileben unserer Zeit muß es nach allen Seiten desto heiliger bewahrt werden. Aber die theoretische Muße, die stille schaffende Betrachtung leidet in der Unruhe, die durch so viele Dinge von außen eindringt."

Am 25. April heißt es in einem Brief an den Schwager Helmsdörfer: „Es beschäftigte uns hier, daß die Regierung — auch auf abermaliges Ansuchen — vier Lehrern der Universität, Vatke, Hotho, den beiden Benary die Einwilligung zur Herausgabe einer Literaturzeitung versagt hat, weil die Philosophie, zu der sie sich bekennen, die Hegelsche, dem bestehenden Staat u. der bestehenden Kirche feindlich sei. Ich habe lange

und unter den ungünstigsten Umständen mit Muth u. Freude gegen Hegels System und Schule gestritten, aber ich kenne in so geistigen Dingen nur geistige Waffen und ich bin über die polizeilichen betroffen. Jene hatten gewirkt, u. diese waren jetzt am wenigsten nöthig. Es liegen große Consequenzen nahe!"

Am 15. November 1844 schreibt mein Vater an Becker: „Unsere Universität ist in diesem Semester weniger besucht; wenigstens ist die theolog. Fakultät in Abnahme, was ich auch etwas in meinen Vorlesungen spüre. Man beruft und beruft, aber macht nur unsere Universität berufen, da sich allgemach die Meinung auswärts festsetzt, als ob man hier die Theologie und die Philosophie mache. Wir leiden unter solchen Richtungen."

Und am Silvesterabend 1845: „Ich gedenke immer gern einer Neujahrsnacht, die ich mit Euch in Offenbach feierte, und es blieb mir ein Wort im Gedächtniß, das Du damals sprachst: Nur die Idee erhalte uns jung. Du bliebst Deinem Worte getreu, und ich sage mir es gern auch heute vor und, um es zu erfüllen, wünsche ich mir Muße und den rechten Verstand sie zusammenzuhalten. In der letzten Zeit ging sie mir auseinander. — — Das Rektorat bringt natürlich manches zu thun, aber bis jetzt ging es im Ganzen gut. Ich habe es in meiner Antrittsrede den Männern der Regierung gegenüber offen erklärt, daß mir die geschriebenen und ungeschriebenen Rechte der Universitäten gleich sehr am Herzen liegen, und ich bereit bin, sie gleicher Weise zu vertreten. Doch ist es jetzt in einigen Fundamentalfragen still, was nach manchen Kämpfen ein gutes Zeichen ist. Dafür ists allerdings in anderen Kreisen desto reger."

In das Rektorat wurde mein Vater später noch zweimal durch das allgemeine Vertrauen seiner Kollegen berufen, 1856 und 1863. Dekan war er fünfmal, Mitglied des Senats so oft und so lange, wie es nach den Bestimmungen zulässig war.

1846 wurde er als ordentliches Mitglied in die Berliner Akademie der Wissenschaften gewählt. Mit ihm zog nach längerer Zwischenzeit die Philosophie wieder in diese Körperschaft ein, deren erster Präsident der Philosoph Leibniz gewesen war, der aber in neuerer Zeit Philosophen, wie z. B. Hegel, nicht angehört hatten.

In das Jahr 1847 warf die nahende Revolution ihre Schatten voraus. Am 11. April fand im Weißen Saal des Königlichen Schlosses die feierliche Eröffnung des auf dem Boden der Provinzialstände aufgebauten „Vereinigten Landtags" statt, der aber, als er auf eine Erweiterung seiner Rechte über die ihm zugestandenen (Petitionsrecht, Mitwirkung bei der Verwaltung der Staatsschulden und Ratgebung bei der allgemeinen Gesetzgebung) hinaus bestand, schon am 26. Juni wieder geschlossen wurde. Zu der Eröffnung kamen auch viele Nichtpreußen nach Berlin, „die alle einen Happen von dem Stück Weltgeschichte abhaben wollten. Das durch die Hamburger und Kieler Eisenbahn nahe gerückte Holstein war in seinen politisch bedeutendsten Männern erschienen", unter anderen kamen Theodor Olshausen, der Präsident der Schleswiger Ständeversammlung Wilhelm Beseler, sein Bruder Georg, Droysen, Madai, Otto Jahn, alte Freunde,

die mein Vater bei sich zu sehen freute. „Aber die meisten Fremden", schreibt er, „sehen die Sache zu juristisch und advokatisch an und verkennen die nationalen Wurzeln und vergessen, welche eigenthümliche Beweggründe aus Preußens Weltstellung fließen."

In bezug auf die blutigen Märztage des Jahres 1848 und die Beteiligung der Professoren und Studenten an den politischen Vorgängen verweise ich auf die anschaulichen Schilderungen in den Briefen unserer Mutter („Ferdinande Trendelenburg" S. 162—179).

Im Herbst, als es in Berlin wieder ruhiger geworden war, reiste mein Vater nach Offenbach und kam unterwegs durch Frankfurt einen Tag nach dem Aufstande, dem die Abgeordneten v. Auerswald und Fürst Lichnowsky zum Opfer fielen. Er berichtet unserer Mutter in einem Brief aus Offenbach vom 20. September über die Frankfurter Eindrücke und schreibt weiter: „Inzwischen, liebe Ferdinande, blickt das friedliche ruhige, reiche Bild vom Mainthal in mein Zimmer, und das Wetter ist schön. Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. Und liebe häusliche Eindrücke, schöne Erinnerungen aus alter Zeit, und das Alte in neuem jungem Leben haben mich hier begrüßt. So Gott will, soll das Haus in den Stürmen unsere Zuflucht, unser Trost — und wenn wir Besonnenheit behalten, die Pflanzstätte einer besseren Zukunft sein."

Ähnlich schreibt er auf der Rückreise von Bonn aus an Frau Sophie Helmsdörfer: „Bleibt Ihr lieben Frauen nur dabei, in dem zerrissenen allgemeinen Leben im Hause ein befriedigtes heiteres Gesicht und Euch selbst Ruhe und Hoffnung zu bewahren. Die Männer werden sich auch wieder aus ihrer Thorheit zurechtfinden, und, so Gott will, bleibt doch am Ende dem Guten die Kraft."

Noch einige Briefauszüge politischen Inhalts aus den Jahren 1848 und 1849 möchte ich einfügen. Der erste Brief vom 11. September 1848, an die Schwester Karoline gerichtet, bezieht sich besonders auf den Deutsch-Dänischen Krieg und den unter Englands Einfluß in Malmö geschlossenen Waffenstillstand. Das Schicksal seiner Heimat Schleswig-Holstein, zu dem Eutin, wenn auch nicht staatlich, so doch dem Volksstamme nach gehörte, lag meinem Vater besonders am Herzen.

„Es ist freilich", heißt es in dem Brief, „der Waffenstillstand nicht vorteilhaft. Aber was half es, wenn das Heer an der Königsaue wie eine Mauer stand und die Dänen den deutschen Handel zerstörten? Die Schleswig-Holsteiner haben doch immer durch den Feldzug gewonnen. Das größte Unrecht, das ihnen geschehn, ist die Ernennung des Grafen K. Moltke[1]) zum Präsidenten. Es ist ein unbegreiflicher Mißgriff in den preußischen Unterhandlungen. An Moltke zeigt sichs, daß die Dänen inzwischen nichts gelernt und nichts vergessen haben, aber auch an seinem Geschick, daß die Schleswig-Holsteiner auch noch wissen, was sie wollen. Vielleicht ist dieser Mißgriff ein Glück. Er sammelte desto entschiedener alle zu Einem Ziel.

1) Graf Karl Moltke, rücksichtsloser Däne.

Die Holsteiner gehen ihren festen Schritt fort — und sie werden zum Ziel kommen. Dahlmann übereilte sich in seinem edlen Eifer. Schon besinnt man sich in Frankfurt — ich bin begierig auf die nächsten Nachrichten von dort; aber mit einer Majorität von 17 in einer Versammlung von fast 500 läßt sich kein Krieg gegen Dänemark oder gar gegen Preußen, das doch die Ehre des geschlossenen Vertrages aufrecht halten muß, oder gegen Europa führen. Die Sache offenbart die Unhaltbarkeit unserer jetzigen Lage. — Indessen kommen wir hoffentlich durch. Wäre es nur nicht, daß wir politisch noch immer Tag für Tag von der Hand in den Mund lebten. Wir fristen uns von heute bis morgen und sind dessen froh, aber ein dauernder fester Boden ist noch nicht da."

Ein Brief an den Vater Becker vom 28. November 1848 lautet: „Seit gestern, lieber Vater, sind wir um ein Töchterchen reicher.[1]) Ich melde Dir dies u. den lieben Deinigen mit Ferdinandens herzlichem Gruße. — —

Unter Wrangels Regiment haben Gottlob unsere Wöchnerinnen Ruhe — u. auch insofern hänge ich der eingetretenen Wendung der Dinge aufrichtig an. Ich hoffe von ihr das Gute, das auf dem andern Wege verloren ging. Ich habe nie die Gefahr verkannt, — aber die Regierung wird siegen, wenn sie sich treu bleibt, — und der Sieg des Königs wird ein Sieg der Nation sein. Es ist thöricht, am Rande des Abgrunds von der Rettung Reaktion zu fürchten. Ich halte sie für unmöglich, wenn man sie auch wollte. Ein Gespräch am Sonntag mit Hn. v. Ladenberg[2]) hat mich in meiner Hoffnung befestigt. Nur darf man auf Frankfurt in dieser inneren Angelegenheit nicht hören, insofern es sich scheut, das Recht scharf auszusprechen, — weil das Recht auf d. Seite der Macht ist, — vielmehr, wie Rießer ausführte, das Recht durch die Volksmeinung ‚mäßigt' (!) Eine Vermittelung — es giebt Augenblicke, in denen solche Halbheiten der Tod sind — führt uns ins Verderben. Denn die nächste Folge würde sein, daß ein s. g. volksthümliches Ministerium — das Maß für d. Volksthümlichkeit würde die Parthei sein, die um ihrer Zwecke willen die Anarchie der Steuerverweigerung decretirt u. die Brandfackel ins Land geschleudert hat — alles das zurückthun müßte, was hier vorwärts geschafft ist. Das wäre schlimmer als das alte. Wenn sich keine andern Männer wollten finden lassen, um den Schritt zu thun, der sie selbst dem Hasse u. der Wuth der Massen Preis gab: so verdient das Ministerium Brandenburg den Dank der Patrioten. Man erkennt es in Frankfurt an, aber zum Dank soll es entlassen werden. In diesem Augenblick ist wahrscheinlich schon in Brandenburg der Würfel gefallen. Die Versammlung war gestern nicht beschlußfähig — u. wird daher heute wol aufgelöst werden. Dann folgt eine Zwischenzeit, in der man allerdings wird weiter mit eisernem Besen kehren müssen. Aber es war der einzige Weg. Die Gelüste der Partheiführer sind entlarvt u. man

1) Am 27. November wurde unsere Schwester Emma geboren. Vorausgegangen war im Jahre 1842 die Geburt von Minna, 1844 von Friedrich und 1847 von Klara. Nanna folgte 1852.

2) Adalbert v. Ladenberg, vom 8. November 1848 bis 19. Dezember 1850 preußischer Kultusminister.

wird sich besinnen. Die Frankfurter Versammlung aber wird sich in den Augen Deutschlands geschadet haben, inwiefern sie, deren moralischer Einfluß größer war als der materielle, diesen moralischen Einfluß außer dem Recht oder nur im halben Recht sucht. Ich hoffe wir kommen durch — u. es ist nun die Aufgabe, das Vertrauen zur Regierung zu stärken u. offen mit ihr zu halten, wie in d. Jahren 1807 bis 13. Wir versuchen es auch zu thun, z. B. an der Universität und Akademie. Die innere Entzweiung des Staates ist, wie schon Plato sagt, der schwerste Krieg. Dessen muß man eingedenk sein."

Am 11. April 1849 schreibt er an denselben: „Hoffentlich feierst Du den Geburtstag unter Frühlingszeichen im Hause und draußen — und, will's Gott, auch im Volk und im Vaterland. Ich hoffe, daß durch alle Mißstimmungen hindurch das Rechte am Ende komme. Aber es muß als Starkes kommen. Sonst frommt es niemandem und wird uns zur Schmach. — Mich hat noch immer die Revolution aus der ruhigen Bahn meiner Arbeiten herausgeworfen, und ich treibe in meinen Studien zu viel Allotria, auf welche die Zeit mich hinwirft — aber damit wird kein Werk gefördert, das dauere." — —

Bei den Wahlen zur Frankfurter und Berliner verfassunggebenden Versammlung im Jahre 1848 war mein Vater als Wahlmann beteiligt. Er trat für das Zweikammersystem und in Preußen für ein starkes unabhängig über den Parteien stehendes Königtum ein und machte in einem Schriftchen „Eine Kammer oder zwei?" eigene Vorschläge für die Zusammensetzung der ersten Kammer. Jede der 10 Provinzen sollte von den Berufsgenossen als Männer des Vertrauens frei gewählt 2 Richter, 2 Geistliche, 2 Ärzte, 2 Lehrer, 2 Männer der Kunst, 2 Militärs, 2 Kaufleute, 2 Fabrikanten, 2 Handwerker, 2 Gutsbesitzer, 2 Bauern entsenden, wozu dann noch 7 Vertreter der Universitäten kommen sollten. Die so geschaffene Ständekammer, wenn man sie, freilich in einem anderen als dem gewöhnlichen Sinne, so nennen wolle, würde „eine Aristokratie der besonderen Einsicht sein, während in der Volkskammer die Demokratie der allgemeinen Gesinnung zum Rechte käme".

Die verfassunggebende Nationalversammlung, die im Mai 1848 in Berlin zusammengetreten und durch Königliche Order im November nach Brandenburg verlegt worden war, forderte zur Steuerverweigerung auf und wurde am 5. Dezember aufgelöst. Bei den Wahlen, welche sodann auf Grund einer oktroyierten Verfassung vorgenommen wurden, wurde mein Vater von dem dritten Berliner Wahlbezirk in die zweite Kammer gewählt und nahm die Wahl an. Präsident der Kammer wurde der Graf Schwerin. Bei den innerhalb derselben stattfindenden Wahlen in die Kommissionen wurde mein Vater Mitglied und teilweise Vorsitzender der Kommission zur Prüfung des Staatshaushaltes, der Petitions-, der Geschäftsordnungskommission und der Kommission für das Unterrichtswesen. In diesen Kommissionen lag der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit. In den Plenarversammlungen trat er wenig hervor, er war nicht der Mann schlagfertigen Debattierens, parlamentarischer Kompromisse und einseitiger Parteipolitik.

Sein politisches Programm legte er in einer Rede nieder, die er am 25. September 1849 bei der Beratung über den Paragraph 108 der von der Kammer zu revidierenden Verfassung hielt. Der Paragraph sollte jede Unterbrechung in der Steuerzahlung verhindern. „Leider unterlag die Sache, die er für die Festigkeit des Staates und die Sittlichkeit des Volkes als notwendig erachtete."

„Bei der Prinzipienfrage", so beginnt die Rede, „die uns teilt, lassen Sie uns von einem Wunsche ausgehen, der uns alle ungeteilt beseelt, von dem Wunsche eines freien und festen Preußens. In der Geschichte ist die Freiheit und Festigkeit nicht selten im Widerspiel, in einem feindlichen Gegensatz. Wird die Freiheit allein erstrebt, so löst sie den Bestand auf, wird die Festigkeit allein erstrebt, so macht sie erstarren. Es ist das Ziel aller Staatskunst und daher auch der Staatskunst dieses Hauses, daß sie die Freiheit mit der Festigkeit und die Festigkeit mit der Freiheit mäßige. Zwischen zwei Klippen, der Gefahr der Auflösung, die in der Freiheit liegt, und der Gefahr der Unterdrückung, die in der Festigkeit lauert, gibt es nur einen schmalen Fahrweg. Mag es uns heute als guter Steuerer gelingen, mit dem Staatsweg den rechten Fahrweg zu treffen! Mit dem Spruch ‚frei aber fest' bin ich in den bewegten Zeiten des vorigen Jahres in die Wahlversammlungen getreten. Ich gedenke heute, durch die beruhigteren Tage unverlockt, diesem Wahlspruch getreu zu bleiben."

Mein Vater schloß sich der Fraktion der Altliberalen an. Von seinen Kollegen in derselben standen ihm besonders nahe der rheinische Schulmann Landfermann und der Jurist Georg Beseler.

Nach den zeitraubenden und ermüdenden Sitzungen in der zweiten Kammer wartete meines Vaters zu Hause neben den Berichten und Vorbereitungen für die Kommissionen noch die Arbeit des Professors. Die Abgeordnetenzeit war daher eine recht anstrengende. Aber mitunter fiel doch ein erfrischendes Viertelstündchen ab, in dem der Familienvater zu seinem Recht kam. So schreibt er am 6. Juli 1850 an unsere Mutter, die mit dem ältesten Töchterchen Marie in Haffkrug an der Ostsee weilte:

„Karoline und Minna fand ich gestern, als ich des Morgens nach Hause kam, sehr eifrig an der Wandkarte, und Charlotte[1]) demonstrirte an ihr mit dem neuen schwarzen Kantel, nachdem sie sich aus dem Daniel, der auf dem Tische lag, Raths erholt hatte. Friedrich reitet gern auf dem grünen Querbalken, den Herr Krüger auf dem Hof aufrichten ließ, und fühlt sich so hoch ganz stolz. Klara, die kleine klare, hält mit ihrem Bruder gute Gemeinschaft, und Emma nennt und benennt die Dinge von Tag zu Tag mehr. Sie handelt darin mehr gegen des Vaters Theorie als die anderen Kinder, die mehr den Thätigkeiten entgegen jubelten. Das ist die glückliche Kinderwelt, in der man die Sorgen der Politik vergißt. Sie nagen (— —?) an mir wegen Schleswig-Holstein."

Die Herbstferien benutzte der Vater zu einer Wanderung durch das Riesengebirge zusammen mit Dr. Peters, dem späteren Professor der Zoologie

1) Unsere Cousine Charlotte Helmsdörfer.

in Berlin, und blieb dann noch einige Zeit allein in Warmbrunn. Hier vermittelte er folgenden Briefwechsel zwischen seinem Söhnchen Friedrich und dem Berggeist des Riesengebirges Rübezahl. Rübezahl schreibt:

„Lieber Friedrich, Gestern begegnete ich Deinem Vater in einer Waldschlucht — ganz oben auf dem Berge. Da zog er aus seiner grünen ledernen Tasche einen Brief und sagte: den hat Dir mein Friedrich geschrieben. Ich brummte, daß die Frauen, die bei ihm waren, erschraken, und sagte: Mensch, ich kann nicht lesen. Ich lese nur, was der liebe Gott mit seinen Fingern in die Berge und Thäler schreibt. Lies mir den Brief vor. Er that es, da freute ich mich, daß Du von meinen Geschichten weißt. Hyänen und Bären und Affen habe ich hier nicht. Aber schicke mir welche her. Denn den Löwen will ich zu meinem Hunde machen, die Hyäne zu meiner Hauskatze, der Bär soll mir was vortanzen, und der Affe soll einmal sehen, ob er mir nachklettern und -springen kann. Denn ich klettere nicht auf einen Baum, sondern auf die Felsen, wo es steil ist, und springe nicht von einem Zweig zum andern sondern von Bergspitze zu Bergspitze. Das geht lustig — husch, husch. Ich habe auch Deinem Vater gezeigt, wie ich meine Burg baue, — mit Granitblöcken. Die werf' ich wie einen Ball in die Luft, und wenn sie niederfallen, liegen sie gerade recht und besser als Euer Mauermann die Steine legt. Wenn Du mir den Löwen und den Affen schickst, so will ich Dir gut sein — und dann soll der heilige Nikolas Dir von mir was mitbringen — und Du sollst Dich nicht fürchten

vor Deinem Rübezahl.

Ps. Weil ich nicht schreiben kann, bin ich diesen Morgen nach Warmbrunn zu Deinem Vater gegangen und bin bei ihm durch die Weintrauben ins Fenster gestiegen und habe ihm gesagt: Schreib das dem Friedrich und grüße auch seine Schwestern."

Die augenscheinlich mit Hilfe des Elementarlehrers, der uns Kinder unterrichtete, verfaßte Antwort des sechsjährigen Friedrich lautete:

„Lieber Berggeist! Wie geht es Dir? Uns geht es gut. Gestern habe ich Deinen Brief bekommen, ich danke Dir auch vielmals. Diese Thiere kann ich Dir aber nicht schicken, ich will sie Dir aber beschreiben. Der Löwe ist das stärkste von allen Thieren, er ist auch gut und edelmüthig, aber wenn man ihn reizt, wird er wüthend. Die Hyäne ist eins der fürchterlichsten Thiere in der Welt. Sie ist viel wüthender als der Wolf, fürchtet sich vor dem Tiger und Leopard nicht, und wehrt sich sogar gegen den Löwen und geht sowohl bei Tag als bei der Nacht auf den Raub aus. Bären giebt es zweierlei, Landbären und Wasserbären. Die Landbären leben und wohnen auf dem Lande, die Wasserbären oder weißen Bären hingegen halten sich mehr im Wasser und auf dem Eise als auf dem Lande auf. Die Affen sind sehr possierlich, sie klettern sehr viel, manchmal klettern sie auf den Baum und schaukeln sich auf den Zweigen. Grüße Vater von Deinem Friedrich. Donnerstag Nachmittag."

Der kleine Friedrich erhielt dann als Geschenk von Rübezahl bei des Vaters Rückkehr Rübezahls Ebenbild mitgebracht in Gestalt einer kleinen

aus Holz geschnitzten Figur, die, auf einer Spiralfeder angebracht, beim Öffnen des Gehäuses überraschend hervorsprang. —

Das Jahr 1850 brachte den deutschen Patrioten schwere Enttäuschungen. Nach längeren Verhandlungen schloß Preußen, zugleich als Vertreter des Deutschen Bundes, mit Dänemark den Berliner Frieden vom 2. Juli, in dem es sich verpflichtete, seine Truppen, die ein Jahr zuvor bis Aarhus in Jütland vorgedrungen waren, aus den Herzogtümern zurückzuziehen. Die im Stich gelassenen Schleswig-Holsteiner versuchten den Kampf mit den Dänen unter Führung des Generals v. Willisen allein fortzusetzen, wurden aber bei Idstedt geschlagen. Am 29. November schloß dann v. Manteuffel mit dem Fürsten Schwarzenberg die bekannte Olmützer Konvention ab, in welcher Preußen vor Österreich, hinter dem Rußland stand, in allen strittigen Fragen vollständig zurückwich. Auf den zum Teil schon ins Werk gesetzten Plan einer Deutschen Union unter Preußens Führung wurde verzichtet, die Exekution des Bundestages gegen die Untertanen des tyrannischen Kurfürsten von Hessen wurde genehmigt, die Schleswig-Holsteinische Armee aufgelöst und Schleswig den Dänen ausgeliefert.

In der zweiten Kammer kam die Olmützer Konvention bei Beratung einer Adresse an den König als Antwort auf die Thronrede zur Verhandlung. Die Adresse, welche von einer Kommission unter der Leitung von Ernst v. Bodelschwingh entworfen war, billigte die Schritte der Regierung. Die Konservativen, darunter auch v. Bismarck, traten für den Kommissionsentwurf ein, Freiherr v. Vincke opponierte mit großer Schärfe und verlangte den Rücktritt des Ministeriums. Ein anderer Antrag, für den auch mein Vater seine Stimme abgab, wollte die Adresse an die Kommission zurückverweisen. Als die Adresse dann in der von der Kommission vorgeschlagenen Fassung angenommen war, legte er, enttäuscht über die Haltung seiner Fraktion und in dem Gefühl, daß Preußens Ehre preisgegeben sei, andererseits nicht gewillt, sich der demokratischen Opposition anzuschließen, sein Mandat am 7. Januar 1851 nieder. Aber er schied aus seiner Fraktion in vollem Frieden. Man hatte Achtung vor seiner Überzeugungstreue, und „die Fraktion lud den Abtrünnigen zu ihrem Abschiedsschmause ein“.

Eine literarische Frucht der Abgeordnetenzeit ist der am 2. Mai 1850 in der Akademie der Wissenschaften gehaltene Vortrag „über die Methode bei Abstimmungen“ (Kleine Schriften II, S. 24 ff.). Die eingehenden auf die römischen Senatswahlen zurückgreifenden geschichtlichen Studien und die eigenen im Streite der Parteien gesammelten Beobachtungen, die in der Abhandlung verwertet sind, zeigen, mit welcher Gründlichkeit er alle Fragen durchdachte, die mit seiner Tätigkeit als Abgeordneter in Zusammenhang standen.

Im Herbst 1851 reiste mein Vater zum Besuch der ersten Weltausstellung nach London. Er bewunderte das in riesigen Dimensionen aus Eisen und Glas erbaute Ausstellungsgebäude und die Fülle der Waren und Maschinen, die ein Bild gaben von dem die Welt umspannenden Handel und der die Welt versorgenden Industrie Großbritanniens, freute

sich an den Antiken des Britischen Museums und suchte in Eton und Oxford sowie durch den Besuch von Industrieschulen, Waisenhäusern und Erziehungsanstalten für zurückgebliebene Kinder das englische Unterrichts- und Erziehungswesen kennenzulernen. Mit Interesse beobachtete er auch die vielen praktischen Einrichtungen, durch die sich die Engländer trotz der Enge der Londoner Wohnungen ihr Heim behaglich zu machen verstanden. „Ich werde indessen", schreibt er, „von Vergleichen und Nacheifer nicht mehr heimbringen als uns gut ist. Wir Deutschen müssen uns nach der Decke strecken." — „Im Britischen Museum", heißt es in dem Brief weiter, „berührte es mich wunderbar, als ich an den schönen Statuen des Parthenons mit eigenen Augen sah, was der Geist des Phidias geschaffen und vielleicht seine eigene Hand berührt hatte, aber tiefer war ich ergriffen, als ich in dem Zimmer der orientalischen Manuscripte der Büste von Friederich Rosen gegenüberstand. Sie war die einzige im Saal, leider schon schmutzig von der Londoner Athmosphäre, — ich hielt unter ihr Andacht — ich habe keinen gelehrteren, keinen thätigeren, keinen reineren Mann gekannt — und kaum verdiente ich seine herzliche Freundschaft."

Wohltuende Stille zur Sammlung nach der Unruhe des Tages fand er in dem außerhalb der Stadt in Highgate gelegenen Hause des unitarischen Geistlichen Herrn Yates, eines Freundes der Beckerschen Familie aus der Offenbacher Zeit, der ihn einlud, bei ihm zu wohnen, und sich ihm in liebenswürdigster Weise als Ratgeber und Führer zur Verfügung stellte. Auch mit anderen alten Freunden und Bekannten gab es ein erfreuliches Wiedersehen, so mit Herrn Leyson Lewis, Gutsbesitzer in East Farleigh bei Maidstone in Kent, ebenfalls Unitarier, der früher als Pensionär in Offenbach gewesen war und dann in Berlin die Vorlesungen meines Vaters besucht hatte. Herr Lewis und seine Frau, die Tochter des Professors der Philosophie und unitarischen Bischofs Martineau in London, haben zeitlebens zu den treuesten Freunden unseres Hauses gehört. —

Gegen seine Gewohnheit reiste mein Vater in den Herbstferien des nächsten Jahres (nach der Geburt unserer jüngsten Schwester Ferdinande) zu einer wissenschaftlichen Wanderversammlung, der Philologenversammlung, die in Göttingen tagte, und dann von dort nach Oldenburg zu seiner Schwester und seinem Schwager Lentz. Von wissenschaftlichen Kongressen hielt er nicht viel, „zweimal ging er in Göttingen in Blumenbachs Schädelsammlung, um zu betrachten statt zu hören", und die Briefe nach Hause, in der Aula während der Vorträge geschrieben, sind in etwas ironischem Ton gehalten. „Nahe dem hübsch mit Gold gezierten Katheder sitzt der Präsident Hermann in einem stattlichen purpurnen Lehnstuhl, ihn auch mit dem Umfang seines Leibes, nicht blos seiner Gelehrsamkeit, würdig füllend. Auf den von Dorischen Säulen getragenen Gallerien stehen einige Studenten, nicht ohne Neugierde und Sarkasmen in ihrem Gesicht. Vielleicht hat die Jugend Recht. — — Inzwischen war Forchhammer angekommen, der die Mainzer Versammlung der Historiker, die Naturforscherversammlung in Wiesbaden, die Traubenerndte in der Pfalz mitgemacht hatte. Die Holsteiner sagten ihm, er habe alle Versammlungen bereist,

nur auf dem Kirchentag habe man ihn weggewiesen. — — Das Wetter ladet nicht ins Weserthal ein, und wahrscheinlich gehe ich morgen direkt nach Hildesheim und weiter nach Oldenburg. Die historische Untersuchung der Trendelburg will ich dann getrost meinem Sohn überlassen, der es leichter haben wird, da schon eine Eisenbahn von Kassel über Hofgeismar nach Carlshafen geht."

Je weiter das Leben vorrückte, und je weniger die auch in den Ferien, wenn er zu Hause blieb, zum Teil fortlaufenden amtlichen Geschäfte ungestörte Mußestunden übrig ließen, um so mehr wurde es meinem Vater zum Bedürfnis, die herbstliche Ferienreise auch zu wissenschaftlicher Arbeit zu benutzen. Gern zog er sich an die See, nach Helgoland, Misdroy, Heringsdorf, Wyk, Zoppot, oder in ein stilles Tal in Süddeutschland oder der Schweiz, nach Güntersthal, Auerbach, Unterseen zurück, freute sich an dem Verkehr mit dort angetroffenen befreundeten Kollegen auf den Spaziergängen, hielt aber daran fest, daß ein großer Teil des Tages der Arbeit am Schreibtisch gehörte. Besonders lag ihm sein „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik" am Herzen, zu dem er seit etwa 1840 Material gesammelt und dessen Hauptgedanken er schon im Sommersemester 1843 seinen Zuhörern vorgetragen hatte. Erst im Herbst 1858 in Auerbach brachte er das Buch im wesentlichen zum Abschluß. (Es erschien im Druck 1860.) Dort in dem uns allen wohlbekannten Gasthaus zur Krone und seinem von den Wipfeln alter Bäume beschatteten Garten mit dem Blick auf die von Burgruinen gekrönten Berge des Odenwaldes weilte er mit Vorliebe. 1858 war er in Auerbach mit Ernst Curtius und und seiner Frau zusammen und freute sich, die Bekanntschaft des dortigen Pfarrers Steinberger zu machen, eines sich für Philosophie interessierenden Mannes, „der, indem er an das Herz seiner Bauern anklopfte, die tiefsten Gedanken anregte". Später, nach der Verheiratung unserer Schwester Marie mit Paul Schmieder, stand ihm in deren Hause in Cleve, Barmen und Kolberg immer eine Studierstube zur Verfügung, die er gern benutzte.

Die Bücherkiste, die meinen Vater in die Ferien begleitete, enthielt außer dem wissenschaftlichen Material für seine Arbeiten auch einige Bücher allgemeineren Inhalts, meist von älteren Klassikern. Moderne Literatur, insbesondere Romane, lagen seinem Interesse fern. Aus dem Seebad Zoppot schreibt er am 18. September 1862 an mich nach Schottland: „Halte Dich allenthalben, wie Du mit Newton thatst, am Klassischen. Ein klassisches Buch veraltet nicht, wenn auch die Hypothese desselben fällt. Ein klassischer Geist berührt uns mit ganz anderer anregender Kraft als die Compendien und die Quellen zweiter und dritter Ordnung. Im kurzen Leben soll man für die untergeordneten Geister keine Zeit haben. — Wenn Du in mein Zimmer sähest und die Bibliothek betrachtetest, die mich hierher begleitet hat, so fändest Du fast nur Klassiker, neben dem Horaz, um klassische Erinnerungen der Jugend aufzufrischen, die Metaphysik des Aristoteles — — und neben dem Neuen Testament Thomas a Kempis de imitatione Christi".

Thomas a Kempis war ihm ein besonders lieber Freund. „Das Buch", heißt es in dem Brief, „ist nicht so mystisch, wie man sich beim Titel denkt, aber von evangelischem Geist vor der Reformation. — Es ist nicht geeignet es rasch durchzulesen, aber eine Seite und etwas mehr wirkt auf die Stimmung des Gemüths. Es trägt die Spuren seiner Zeit und des kirchlichen mönchischen Wesens allenthalben an sich; aber es hat dennoch eine eigene Kraft, das menschliche Herz stille in Gott zu machen und zum Frieden zu führen. Dieser Ernst ist uns doch in jedem Lebensalter nöthig. Oft überrascht es mich, wie der contemplative Mönch den alten Stoikern begegnet, wie da, wo er in der Versuchung das principiis obsta ausführt. Nam primo occurit menti simplex cogitatio, deinde fortis imaginatio, postea delectatio et motus pravus et assensio.[1]) Es ist vollkommen der Gang der Begierde, die uns überwindet; das menschliche Herz bleibt sich darin ewig gleich. Daher giebt es auf diesem Gebiete nicht solche neuen Entdeckungen wie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, aber um so mehr muß man das Klassische, in welchem sich die Empfindungen der Jahrhunderte wiederfinden, hoch halten. — Thomas a Kempis schreibt zwar etwas scholastisches Latein, aber das thut nichts, seine Sprache spricht doch zum Gemüth. Simplex veri sigillum."

Um dieselbe Zeit studierte mein Vater das Buch von Darwin, on the origin of species etc., das ihn besonders wegen des Versuches, das Zweckmäßige in der Natur zu erklären, sehr interessierte. Die Schwächen der damals vielfach mit kritikloser Begeisterung aufgenommenen Lehre Darwins blieben ihm nicht verborgen. „Ich wünschte mich", schreibt er, „noch mehr von Kenntnissen im Einzelnen unterstützt. Die Fülle von Erfahrungen, die vergleichende Auslegung, der kühne Scharfsinn ziehen in dem Buche an. Aber ich zweifle, ob man mit diesen anschaulichen, anscheinenden Prinzipien so weit kommt. — Die Analogie kann so weit nicht tragen. — Trotz der ungemessenen geologischen Zeiten, in welchen das Allmählige große Unterschiede erzeugt haben soll, geht es doch ohne Sprünge nicht ab. Hinter den mannigfaltigen Gestalten des Lebens steckt noch etwas anderes."

Häufig mußten die Ferien auch zur Ausarbeitung von einzelnen Vorträgen und Festreden benutzt werden, die mein Vater zu halten hatte. „Ich habe", schreibt er am 8. April 1863, „in meinem Leben nur zu viele solche vereinzelte Themata in vereinzelten Vorträgen behandeln müssen. Es wäre besser, ich hätte die Zeit, die sie kosteten, zu einem Buch sammeln können. Es hätte mehr gewirkt. Dessen ungeachtet, habe ich mich immer streng an den Grundsatz gehalten, nie meine Zuhörer gering zu achten und zu denken, dies oder jenes sei für eine solche Gelegenheit gut genug."

Als ständiger Sekretär der Akademie hatte er von 1851 ab alle vier Jahre zur Feier des Geburtstages Friedrichs des Großen, ihres zweiten Stifters, die Festrede zu halten, eine durch die Wiederholung unbequeme Aufgabe. Durch eingehende Vorarbeit, z. T. in den Akten des Staats-

1) Zuerst kommt der Seele der einfache Gedanke, dann die intensive Vorstellung, nachher die Freude daran, die Willensbewegung zum Schlechten hin und der Entschluß.

archivs, wußte mein Vater dem Thema immer neue Seiten abzugewinnen und wertvolle Beiträge zur Charakteristik Friedrichs des Großen und seiner Staatsmänner zu bringen. Auch die Reden an den Geburtstagen der regierenden Könige und Friedrich Wilhelms des Dritten führten ihn in die Geschichte Preußens hinein, für dessen Eigenart jederzeit einzutreten ihm ein in fester Überzeugung wurzelndes Herzensbedürfnis war. Schon als er sich bald nach seiner Promotion durch das Examen pro facultate docendi das Recht der Anstellung als Gymnasiallehrer in Preußen erworben hatte, schrieb er: „Preußen ist und bleibt das Palladium Deutschlands; in diesem deutschen Sinne bin ich gern ein Preuße".

Gegen Ende des Jahres 1858 wurde meinem Vater die Stelle des Geheimrats Schulze im Kultusministerium angeboten, er lehnte das Anerbieten ab und schrieb seiner Schwester Marianne: „Man traute mir ein reges Interesse für unsere deutschen Universitäten zu, Kenntniß ihrer Bedürfnisse, Fähigkeit, die wissenschaftlichen Männer herauszufinden, und einige Geschäftserfahrung. — Ich konnte mich von der schönen Thätigkeit an der Universität nicht lostrennen und noch weniger, obwohl dies mir vorgeschlagen wurde, das neue Amt mit dem alten vereinigen. Ich habe immer — und noch in meiner Rektoratsrede — mich dagegen erklärt, daß man seine Kraft an der Universität halbire — und nun sollte ichs selbst thun! Ich stehe in einem — Gott sei Dank — mich befriedigenden Lebensberuf, indessen wenn ich ihn befriedigen soll, bedarf ich mehr wissenschaftliche Muße, nicht weniger. Ich wäre durch die scheinbar glänzende Vereinigung zweier Ämter nothwendig in zwei Halbheiten auseinander gefallen — und zwei Halbheiten geben nie ein Ganzes. Ich muß streben, dies mehr zu sein, aber nicht weniger. Mir liegen noch wissenschaftliche Gedanken und Aufgaben im Sinne, welche ich ausführen möchte. Aber damit hätte es ein Ende gehabt, und als Folge davon wären auch die Vorlesungen inhaltloser und mechanischer geworden. — Könnte ich mich verdoppeln, so thäte ich es, aber sich halbiren ist unrecht." —

Für das letzte Jahrzehnt im Leben meines Vaters, für die traurige Zeit des Krankseins, die Erlebnisse während des Krieges 1870 und 71 und für die letzten schweren Tage geistiger Umnachtung vor dem erlösenden Ende verweise ich auf die Erzählung und die begleitenden Briefe im Mutterbuch. Nur Weniges habe ich dem hinzuzufügen.

In eine peinliche Lage brachte meinem Vater 1869 die Berufung in die Brandenburgische Provinzialsynode, die ihm ganz überraschend zuteil wurde. Die Synode hatte über eine neue Verfassung der Kirche Beschluß zu fassen und „die Vorlage entsprach in der dogmatischen Grundlage seiner Überzeugung nicht", und so konnte er nur ablehnen, was ihm aber dem Könige gegenüber schwer wurde. Das charakteristische Schreiben, in dem er die Gründe zur Ablehnung darlegt, lautet:

Berlin, den 3. November 1869.

An den hochwürdigen evangelischen Ober-Kirchenrath.

„Dem hochwürdigen evangelischen Ober-Kirchenrath zeige ich ehrerbietig an, daß ich dessen geneigte Benachrichtigung von dem Erlasse emp-

fangen habe, durch welchen unter dem 30. v. Monats des Königs Majestät Allergnädigst geruht haben, mich zum Mitgliede der nächstens zusammentretenden außerordentlichen Provinzial-Synode der Provinz Brandenburg zu berufen. Den gnädigen Willen Seiner Majestät erkenne ich mit ehrfurchtsvollem Danke.

Nach dem Gange der Geschäfte darf ich voraussetzen, daß der Königlichen Berufung die Vorschläge des evangelischen Ober-Kirchenraths vorangingen und zu Grunde liegen; und ich spreche für das mir darin bewiesene Vertrauen den tiefsten Dank aus.

Wäre es mir vergönnt gewesen, vorher von einer solchen Absicht etwas zu wissen oder nur zu ahnen: so würde ich mich bemüht haben, offen und aufrichtig dem hochwürdigen evangelischen Kirchenrath darzulegen, warum ich mich zu solchem Werke für unberufen und untauglich halte.

Ich habe Kirchenverhältnisse und Kirchenverfassung nie so speciell studirt, wie es sich für mich ziemte, wollte ich in der Gesetzgebung der Kirche mitarbeiten; ich habe weder je in der Kirche ein Amt bekleidet noch gesucht; ich habe in Dingen der Kirche keine Erfahrung, die mir für die Fragen, um welche es sich handelt, sicheren Takt gäbe. Daher bin ich überrascht, daß ich unvorbereitet über den Gesetzentwurf für das wichtigste Glied in dem Bau der evangelischen Landeskirche in etwas mehr als acht Tagen müßte schlüssig werden. Es ziemt sich mir als Lehrer unserer Universität nicht, mit unsicheren Vorstellungen in die Gemeinschaft der Berathung einzutreten.

Ich verkenne nicht, welche große Aufgabe vorliegt, und begleite den Schritt Seiner Majestät des Königs mit heißen Wünschen.

Ich bescheide mich, über das Maß der Freiheit, das man der selbstständigen Kirche und den Laien in ihr gewähren kann, kein Urtheil zu haben, aber nach dem idealen Zuge, dem ich folge, wünsche ich mehr. Diesem Wunsche müßte ich in der Synode meinen Ausdruck geben. Und doch widerstehen mir Verbesserungsvorschläge, das Flickwerk der Gesetzgebung. Auch fehlte mir zu dem sichern Griff, den sie erfordern, die kirchliche Erfahrung, und fremder würde ich wahrscheinlich mich ungern überlassen.

Vor allem aber bin ich, was ich nie verhehlt habe, kein Dogmatiker.

Wenn ich in § 5 des Proponendum mitbeschließen soll: ‚Die Provinzialsynode steht auf dem Grunde des lautern Wortes Gottes alten und neuen Testaments, wie es in den ökumenischen und den in der Provinz zu Recht bestehenden reformatorischen Bekenntnissen unserer evangelischen Landeskirche bezeugt ist‘: müßte ich vor Allem in striktem Sinne auf demselben Grunde stehen. Denn wo das Gesetz spricht, nehme ich keine laxe Deutung an. Ich brauche nicht zu sagen, welche Schwierigkeiten für den, der es wissenschaftlich und ernst mit diesen kirchlichen Bestimmungen nimmt, fast in jedem dieser Worte liegen.

In § 5. 1, nach welchem die Provinzial-Synode über die Reinheit der Lehre in Kirchen und Schulen wacht, scheint die Möglichkeit zu liegen, daß die Provinzial-Synode diese Ueberwachung oder wenigstens diese Wach-

samkeit auf die Universität, namentlich die theologische Fakultät, ausdehne. Wenn dies nicht gemeint ist, würde es einer Erklärung bedürfen. Die Freiheit der Forschung kann ihr Maß nur in der Sache haben.

Ich erkenne dankbar die Segnungen, die ich in einem schon vorgeschrittenen langen Leben in der evangelischen Kirche genossen habe. Ich habe in ihr die freie Luft geathmet, die ich für mein Denken bedarf, und bin überzeugt, daß ich, wie Andere, sie auch ferner darin athmen werde. Aber der Paragraph hat mein Gewissen ermahnt, daß ich an einem Gesetz nicht mitbauen dürfe, dem ich in strengem Sinne selbst nicht genüge. Ich kann weder mir noch Andern die Freiheit verschränken wollen, die sich jener dogmatischen Grundlage gegenüber in der Entwickelung der evangelischen Kirche gebildet hat.

Ich wünsche, der evangelischen Kirche zugethan und dankbar, in meinem Kreise und in den Wegen, die mir zugänglich sind, so viel an mir ist, ihr Bestes fördern zu können. Aber heute an ihrem Verfassungsrecht mitzubauen bin ich nicht berufen.

Es ist mir eine Sache des Gewissens dies offen zu bekennen, und ich habe zu Seiner Majestät dem Könige das freudige Vertrauen, daß sein königlicher Geist in diesem Bekenntniß keinen Ungehorsam gegen Seinen Befehl, sondern die gewissenhafte Überlegung sehen wird, welche vor Allem in kirchlichen Dingen sein Wille ist.

Hiernach bitte ich den hochwürdigen Ober-Kirchenrath ehrerbietig, unter Einsendung meiner Bedenken Seiner Majestät dem Könige vortragen zu wollen, daß die Voraussetzungen nicht zutreffen, unter welchen derselbe mich zur Theilnahme an der außerordentlichen Synode der Provinz Brandenburg vorgeschlagen, und sich für mich geneigtest dahin zu verwenden, daß des Königs Majestät mich von der geschehenen Berufung in Gnaden zu entbinden geruhe.

A. Trendelenburg, Professor.

Bald darauf wurde mein Vater nach anstrengender Arbeit bei der Fertigstellung seiner letzten akademischen Rede zum Gedächtnis Friedrichs des Großen („aus Friedrichs des Großen politischen Vermächtnissen vom Jahre 1752 und 1768") von einem Schlaganfall betroffen, der eine leichte Lähmung auf der einen Körperhälfte zurückließ. Die Geisteskräfte blieben unversehrt, aber die Sprache war etwas behindert, und die Unfähigkeit, wie früher nur der Arbeit zu leben, lastete schwer auf seinem gegen alle Eindrücke empfindlich gewordenen Gemüt. Die Rede wurde in der Akademie von Curtius verlesen. Seine Vorlesungen mußte der Kranke zunächst ganz einstellen, konnte sie aber nach einem kräftigenden Aufenthalt am Genfer See und in Eisenach teilweise wieder aufnehmen. Die unfreiwillige Muße benutzte er dazu, die dritte Auflage der „logischen Untersuchungen" und die nochmalige Herausgabe seiner bisher vereinzelt erschienenen Reden und Vorträge, als „kleine Schriften" gesammelt, vorzubereiten. Er nannte diese Beschäftigung sarcinas colligere, sein Gepäck zur Abreise zusammensuchen. Angeregt durch die Erfahrungen des Krieges verfaßte er seine letzte Schrift,

„Lücken im Völkerrecht, Betrachtungen und Vorschläge aus dem Jahre 1870", in der er an Kants „philosophischen Entwurf zum ewigen Frieden" anknüpfend dafür eintritt, die strittigen Fragen über Contrebande, Prisengerichte, Schutz des Privateigentums, Bruch der Neutralität usw. durch einen völkerrechtlichen Ausschuß zu regeln.

Im Herbst 1871 konnte er noch eine Reise nach Oldenburg zu seiner Schwester Marianne unternehmen, die durch den Tod der Schwester Karoline am 31. März 1871 vereinsamt war. In seinem geliebten Eutin war er zum letzten Mal zu Pfingsten 1868 gewesen, er hatte dort im Voßschen Garten am See dem Zwitschern der Vögel gelauscht, auf dem alten Platz seines Vaters in der Kirche sitzend hatte er der Predigt seines Freundes Wallroth beigewohnt und war mit unserer Schwester Emma, die ihn auf der Reise begleitete, auf den Kirchturm gestiegen, um ihr das schöne Land ringsum mit seinen Seen und Wäldern, Fluren und Hecken zu zeigen.

Am 20. Dezember 1871 starb meines Vaters Schwägerin und alte Freundin Sophie Helmsdörfer.

Seine Kräfte nahmen sichtlich ab, und über das Weihnachtsfest breitete der nahende Abschied seine Schleier. Aber das Schwerste stand noch bevor. Nach einer schlaflosen Nacht rief mein Vater mich am 16. Januar 1872 zu sich, schloß mit fester Hand seinen Schreibtisch ab und sagte mit ruhiger Bestimmtheit, ich solle für das Haus sorgen und zusammen mit dem Hausarzt über ihn verfügen, wenn er selbst nicht mehr Herr über sich sein würde. Dann begann die Umnachtung seines Geistes, die dagegen ankämpfende Willenskraft erlahmte, die Hemmungen versagten, Erinnerungen an seine Eltern und an schwierige Fakultätsverhandlungen aus letzter Zeit beschäftigten, sich ungeordnet durchkreuzend, die sich mehr und mehr verwirrenden Gedanken. In einer Anstalt für Nervenkranke in dem nahe gelegenen Pankow, in der mein Freund Heinrich Hadlich Assistent war, fand er treueste Pflege. Auf dem Wege dorthin ließ er sich noch einmal an der Universität vorüberfahren und begrüßte freudig erregt die mit klingendem Spiele vorbeimarschierende Schloßwache, „unsere Preußischen Jungen".

Schon nach wenigen Tagen — schneller als zu erwarten war — am 24. Januar wurde mein Vater durch den Tod von allem weiteren Leide befreit.

Gleich nachdem uns die Trauernachricht zugegangen war, traf ein Bote ein, der dem Verstorbenen am Gedächtnistage Friedrichs des Großen den Orden pour le mérite überbringen sollte.

Wie mein Vater es gewünscht hatte, sprach bei der Bestattung auf dem Domfriedhof der Professor der Theologie Kleinert, der früher sein Zuhörer und dann sein Kollege an der Universität gewesen war. „Am Sarge eines Mannes trauern wir, dessen Leben Zeugniß gegeben hat, wie es ihm nirgends zu thun war um den äußeren Schein des Wirkens, sondern wie all sein Thun ausging von dem tiefen Ernst einer unablässig an sich selbst und in sich selbst, und darum mit Segen und Erfolg an Anderen arbeitenden Seele; und an dessen Werken es vielleicht der stillste, aber sicher nicht der geringste Glanz gewesen ist, daß sie nur die reife Frucht waren an dem

Baum eines fest gegründeten, klar geordneten und allezeit auf das Höchste gerichteten Lebens." Es waren warm empfundene treffende Worte. — Dann senkten sich die studentischen Fahnen zum letzten Gruß über dem Grabe.

In den nach meines Vaters Tode gehaltenen Gedächtnisreden und in den Nekrologen der Zeitungen drückt sich die dankbare Verehrung und Liebe seiner Schüler und die allgemeine Anerkennung und Wertschätzung aus, die sein Wirken und seine Persönlichkeit bei seinen Mitarbeitern und in weiten Kreisen seiner Zeitgenossen gefunden hat.

Zu nennen sind folgende Veröffentlichungen: H. Bonitz, Zur Erinnerung an F. A. Trendelenburg. Vortrag am Leibniztage 1872 in der Akademie der Wissenschaften. Berlin. — A. Dove, Zur Erinnerung an A. Tr. Im neuen Reich 1872. — Daniel Jacoby, A. Tr, ein deutscher Philosoph. Deutsche Zeitung, Wien, Februar 1872. — E. Bratuschek, A. Tr. Berlin 1873, (ausführlichere Biographie, erschienen in den Philosophischen Monatsheften 1873). — R. Eucken, Zur Erinnerung an A. Tr., Halbmonatshefte der Deutschen Rundschau 1902/03. (Festrede bei der Feier des hundertjährigen Geburtstages in Eutin.) — Fr. Paulsen, Nationalzeitung Nr. 617 vom 26. 10. 1902 (Ansprache bei der Feier in Eutin). — R. Eucken, Rezension von P. Petersens Schrift: Die Philosophie F. A. Tr.'s. Wochenschrift: Die Geisteswissenschaften, I. Jahrgang 1913/14, Heft 19 (enthält eine Kritik des von Max Lenz in seiner Geschichte der Universität Berlin über meinen Vater Gesagten).

Drei hervorragende Männer, die seine Schüler gewesen sind, Paulsen, Graf von Hertling und Eucken, gedenken in ihren Lebenserinnerungen mit dankbaren Worten der Vorlesungen meines Vaters und auch der freundlichen Aufnahme in unserem Elternhause, in das er besonders eifrige Teilnehmer an den „philosophischen Übungen" zu den Studentenabenden einzuladen pflegte. „Trendelenburg", sagt Paulsen, „war ein vorbildlicher Lehrer, und eine in sich vollendete Persönlichkeit echter Humanität."

Anhang.

Folgende in den städtischen Akten von Wismar erwähnten Mitglieder der Familie fehlen im Stammbaum:

Für Thomas wird 1568 in St. Georg Grabgeläute bezahlt. (Der Thomas der zweiten Generation war schon 1498 Hausbesitzer.) — Herman Trendelborgk wird 1585 als Sohn des Hans und dessen Hausfrau Anna erwähnt (Tit. XX, Vol. D 2). — Michel Trendelenborg soll, da er zu anderer Ehe schreiten will, zu richtiger Abrechnung mit den Kindern angehalten werden, 1590 (Tit. XX, Vol. H). Für Michel wird am 28. März 1610 an St. Marien Grabgeläute bezahlt. — Es ist ein älterer und ein jüngerer Detleff (Grabgeläute 1612) nachweisbar (vgl. 4. Gener.). Vormund der beiden Kinder des einen ist 1620 Blasius Tr. (Zeugebuch Bl. 214). — Für Nikolaus wird am 7. März 1620 in St. Georgen Grabgeläute bezahlt. —

Zu S. 46. Auf dem Grabstein von Caspar Tr. und Gertrud von der Fehr in St. Marien (vgl. S. 34) steht unter a) (Gotisch) Anno Dmi 1581. cordt Osterstock vor Lichmizen.

Zu S. 47. Auf diesen Jürgen oder wahrscheinlicher noch auf Jürgen der 5. Generation (Nr. 10) wird sich folgende Eintragung in das Gichtbuch (Krankenjournal) des Meisters des Barbieramtes in Wismar Hans Reder beziehen: 1596. Jurgen Trendelenborch heifft ein blut schamferinge (Verletzung) deß angesichts geschlagen mit einer Kanne. beclaget Marcus Cladow. Ist geschein den 12. Aprilis. — — Jt. so bekenne ich meister Hannß Reder eines Erbarn gerichts der statt Wißmar geschwurnen Balberer dit uth dem Gichtbooke mit miner egen handt geschrieben. — (Cladow soll ein übel beleumdeter Mensch gewesen sein. Reder starb 10 Jahre später an der Pest. Mitteilung des Professor v. Brunn in Rostock.)

Zu S. 48. Mit Stanislaus könnte der Schiffer Thomas Tr. in Lübeck zusammenhängen, der sich 1635 dort mit einer Dienstmagd Elsabe Karstens verheiratete. Auffallend ist nur der Unterschied der Stände. Im Kopulationsbuch von St. Jakobi, Bd. 1633—1665, S. 32 ist eingetragen: Anno 1635 nach dem 22. Sont. nach Trinit. haben Hochzeit gehalten: Thomas Drendelburg ein Sehefarenman mit Elsabe Karstens, in der K. Burgstr. in Cordt Rattken hause. Und im Wette-Jahrbuch von 1635 (Hochzeiten) heißt es unter dem 26. Oktober: Thomas Trendelborch ein boeßman mit Elsalbe Castens dienstmagdt amptkost 22 (Personen). —

Johannes Christoph Trendelenburg, der am 24. September 1734 in Greifswald promoviert wurde (Diss. De respectu personarum civili, justo ac injusto), fehlt im Stammbaum. Er wird identisch sein mit J. C. Tr., der 1750 in dem Verzeichniß der Subscribenten von Dähnerts critischen Nachrichten (Greifswald) aufgeführt wird.

Das, wie es scheint, nicht seltene Vorkommen unseres Familiennamens in Schweden erklärt sich aus der über hundertjährigen Zugehörigkeit von Wismar und von Neuvorpommern zu Schweden. Ebenfalls in der Liste bei Dähnert findet sich M. J. Tr., Pastor an der Deutschen Kirche in Malmoe. — M. Peter Tr. war Dozent der belles lettres bei der Universität Lund (Schloezers Briefwechsel 1755, S. 144). —

Über Familien unseres Namens in den Vereinigten Staaten s. S. 77. —

Im Adreßbuch von Wismar vom Jahre 1914 werden eine Kaufmannswitwe Emma Trendelburg und der Inhaber einer „Fisch- und Aalräucherei, Seefisch-, Krabben- und Seegrashandlung, Polsterwaren en gros" Wilhelm Trendelburg aufgeführt. — Im Wohnungsanzeiger von Anklam vom Jahre 1896 findet sich ein Rentier Rudolf Trendelenburg, der 1917 aber fehlt. —

Auch im übrigen Deutschland, so in Berlin und Wiesbaden, ist oder war bis vor kurzem unser Name in verschiedener Schreibweise vertreten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Literatur.

Adelung, Fortsetzung und Ergänzung zu Jöchers Gelehrten-Lexikon. Leipzig 1784.

Album academiae Vitebergensis ab anno MDII usque ad annum MDCII sub auspiciis bibliothecae universitatis Halensis ex autographo editum. Halis. 1894.

Balk, Mecklenburger auf auswärtigen Universitäten. Jahrb. d. Vereins f. Meckl. Geschichte, Bd. 48 u. 49.

Boll, Ernst, Geschichte Mecklenburgs. Neubrandenburg 1855.

Boll, Franz Chr., Erinnerungen aus der Geschichte von Neubrandenburg. Wochenbl. f. Neustrelitz 1849, Nr. 34—58.

Derselbe, Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg, herausg. von seinem Sohn Prof. Franz Boll. Neubrandenburg 1875.

Derselbe, Mecklenburgs deutsche Colonisation im 12. und 13. Jahrhundert. Jahrb. d. Vereins f. Meckl. Geschichte, XIII. Jahrg., S. 57 ff.

Bruzen la Martinière, Historisch-polit.-geogr. Atlas der ganzen Welt usw. (Spanischer Geograph.) Ins Deutsche übersetzt Leipzig 1745. Theil 4.

Bücher, Karl, Die Entstehung der Volkswirtschaft. Erste Sammlung. 10. Aufl. Tübingen 1917.

Burmeister, C. C. H., Die Bürgersprache und Bürgerverträge der Stadt Wismar. Wismar 1840.

Derselbe, Altertümer des Wismarschen Stadtrechts. Hamburg 1838.

Büsching, Anton Friedr., Eigene Lebensbeschreibung in 4 Stücken. Halle 1789. S. 350 u. 517.

Crain, C. F., Beitr. z. Geschichte der Stadt Wismar. Wismar 1859.

Crull, Fr., Die Ratslinie der Stadt Wismar. Hansische Geschichtsquellen, Bd. 2. Halle 1875.

Derselbe, E. E. Raths Weinkeller zu Wismar. Jahrb., Bd. 38, S. 41.

Crull und Techen, Die Grabsteine in den Wismarschen Kirchen. Jahrb., Bd. 54, 55, 56. 1890.

D. C. W., Kämmereiregister der Stadt Wismar. Jahrb., Bd. 29, S. 77.

Dähnert, J. A., Kritische Nachrichten. Greifswald 1750 im Subscr. Magazin.

Dilich, Wilh., Hessische Chronika. 2. verbesserte Aufl. Frankfurt 1617.

Derselbe, Ansichten hessischer Städte aus dem Jahre 1591. Marburg 1902.

Eschenburg, Th., Der ärztliche Verein zu Lübeck. Wiesbaden 1909.

Friedländer, Publikationen der Preußischen Staatsarchive, Bd. 49, 52, 57. (Matrikel von Greifswald, Königsberg, Frankfurt a. O.) 1887, 1888.

Fromm, L., Chronik der Haupt- und Residenzstadt Schwerin. 1862.

Gesterding, Carl, Beitr. z. Geschichte der Stadt Greifswald. Greifswald 1827.
Göttinger Anzeiger von gelehrten Sachen. 1752—1780.
Göttinger Zeitung von gelehrten Sachen. 1748—1752.
Hansische Geschichtsquellen, Bd. 1—7. N. F. 1—3. Halle a. S.
Hansisches Urkundenbuch, bearbeitet von K. Höhlbaum. Halle a. S.
Hölscher, Jahrb., Bd. 50, S. 60 (Universität Bützow).
Hofmeister, Die Matrikel der Universität Rostock. 4 Bde. Rostock 1891.
Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte, herausg. von Lisch.
Klug, Geschichte Lübecks während der Vereinigung mit dem Französischen Kaiserreich. Lübeck 1856.
Koch, J. F. W., Die Preußischen Universitäten. Berlin 1839.
Kordes, B., Lexikon der jetzt lebenden Schleswig-Holsteinischen Schriftsteller. Schleswig 1797.
Krey, J. B., Beitr. z. Mecklenburgischen Kirchen- u. Gelehrten-Geschichte. Rostock 1818. Bd. 1, 2.
Krüger, G., Die Pastoren im Lande Stargard seit der Reformation. Jahrb., Bd. 69. 1904.
Lange, E., Die Greifswalder Sammlung Vitae Pomeranorum. Greifswald 1898. Nebst Ergänzungen. Stettin 1905. Bd. 38, 106, 153.
Langenbeck, W., Geschichte des deutschen Handels seit dem Ausgange des Mittelalters. — Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 237. 2. Aufl. 1918.
Lisch, G. C. F., Ueber das Rostocker Patriziat. Jahrb., Bd. 11, S. 169. 1846. — Bd. 13, S. 258; Bd. 20, S. 138; Bd. 22, S. 1.
Lynker, K., Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen. 2. Aufl. Göttingen und Cassel 1860.
Masch, G. M. C., Geschichte des Bistums Ratzeburg. Lübeck 1835.
Mecklenburgisches Gelehrtenlexikon, St. 1—8.
Mecklenburgische Geschichtsquellen, herausg. vom Verein f. Mecklenburgische Geschichte. Schwerin.
Mecklenburgisches Urkundenbuch, herausg. vom Verein f. Mecklenburgische Geschichte. Schwerin 1863ff. Bd. 1—12.
Merian, Matthäus, Topographia Hassiae, Saxoniae inferioris etc. Frankfurt 1642—1688.
Meusel, Das gelehrte Deutschland oder Lexikon der jetzt lebenden Schriftsteller. Erlangen 1800.
Derselbe, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Leipzig 1815.
Nugent, Thomas, Reisen durch Deutschland, vorzüglich durch Mecklenburg. Aus dem Englischen. I. Berlin und Leipzig 1797.
Pyl, Theodor, Geschichte der Greifswalder Kirchen, Bd. 1—3. Greifswald 1885—1887.
Derselbe, Nachträge zur Geschichte der Greifswalder Kirchen. 1889.
Derselbe, Pommersche Genealogieen. Greifswald 1873.
Schildt, Franz, Geschichte der Stadt Wismar von der Gründung bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. Rostock 1871.
Schirrmacher, F. W., Johann Albrecht I., Herzog von Mecklenburg. 1885.

Schröder, M. Dieterich, Wismar'sche Erstlinge oder einige zur Erläuterung der Mecklenburgischen Kirchen-Historie dienende Urkunden und Nachrichten. Wismar 1732, 1734.

Derselbe, Papistisches Mecklenburg. 1741.

Derselbe, Kurze Beschreibung der Stadt und Herrschaft Wismar. 1. Aufl. 1743. 2. Aufl. 1860.

Seyler, G. A., Geschichte der Siegel. Leipzig 1894.

Siebmacher, Großes und allgemeines Wappenbuch. 6 Teile nebst 12 Supplementen. Nürnberg 1772—1806. Neue Aufl. Bd. 1—5. Ebd. 1854—1916.

Stavenhagen, C. Fr., Topographische und chronologische Beschreibung der Pommer'schen Kauf- u. Handels-Stadt Anklam usw. Greifswald 1773.

Derselbe, Chronik von Anklam bis 1773. Greifswald 1773. Neu herausgegeben Anklam 1899.

Stieda, Der Pommersche Chor in Rostock. Jahrb., Bd. 84. 1919.

Stuhr, Fr., Die Kirchenbücher Mecklenburgs. Jahrb., Jahrg. 60, S. 11.

Techen, Friedrich, Die Bürgersprachen der Stadt Wismar. Hansische Geschichtsquellen. N. F. Bd. 3. 1906.

Derselbe, Die Bevölkerung Wismars im Mittelalter und die Wahlpflicht der Bürger. Hansische Geschichtsblätter, Jahrg. 1890/91, S. 65.

Derselbe, Das Brauwerk in Wismar. Ebendaselbst, Jahrg. 1915, S. 263.

Tischbein, J. H. Wilhelm, Aus meinem Leben. Herausg. v. Dr. Carl G. W. Schiller. Braunschweig 1861.

Verein für Mecklenburgische Geschichte. Varia. 1836—1860.

Vitae Pomeranorum. Vgl. bei Lange.

Weydlich, Christoph, Lexikon aller jetzt lebenden Rechtsgelehrten. Halle 1766.

Derselbe, Biographische Notizen von den jetzt lebenden Rechtsgelehrten in Deutschland. Halle 1781—1783.

Willgeroth, G., Geschichte der Stadt Wismar. Wismar 1898.

Woerls Reisehandbücher. Führer durch die Seestadt Wismar. Leipzig.

Ziegler, J., Geschichte der Stadt Greifswald. Greifswald 1897.

Tafel I.

Alte Stammtafel der Familie.

Generatio I.	Gen. II.	Gen. III.	Gen. IV.	Gen. V.	Gen. VI.	Gen. VII.	Gen. VIII.
Laurentius Trendelenburg cuius uxor Gertrud Degener filia Thomae Degener senatoris Wismariensis horum liberi.	1. Catharina Trendelenburg nupsit Valentino Garchow	Valentin Garchow					
	2. Ilsabe Tr. nupsit N. Grohten	Anna Grohten nupsit N. Langen unde	1. Catharina L. quae nupsit Petro Sanders	Anna Sanders nupsit Joanni Reiners	Dn. Heinrich Elmhoff senator Wismar. cuius uxor		
	3. M. Laurentius Tr. qui mortuus est sine liberis	1. Catharina Tr. nupsit Joanni Scabbel senatori unde	2.	1. Catharina Scabbel nupsit Dno Bernhardo Elmhoffen unde	I. Margareta Stüven filia Dni Georgii Stüven et Anna Illien unde	1. Jürgen Elmhoff auf Schim gesessen	1. Judith Maken nupsit Caspari Frideric. Kochen J. U. D.
	4. Caspar Tr. itidem improlis mortuus est		Henricus Scabbel consul unde			2. Anna Elmhoff quae nupsit Dno Danieli Maken unde	2. Heinrich Maken cuius uxor Catharina Rhaeken
	5. **Marten Trendelenburg** cuius uxor Anna Stammers filia David Joa. Stammers senatoris Wismar. et Gertrudis Radeloff unde				II. Emerentia a Restorff Dni Adami a Restorff Nobil. et Cons. Wism. filia unde		3. Georg Maken
						Anna Catharina Elmhoff nupsit Dno Cyriaco Burmeister cons. Wismar. unde	4.
							5.
				2. Anna Scabbel nupsit Dno Joachim Sachow senat. unde	1. Henricus Sachow mort. a. 1600		1. 2. 3. 4. 5. 6.
				3. Hans Scabbel naufragio periit 1582.	2. Catharina Sachow nupsit Henning Frommann		
				4. Dorothea Sc. nupsit Arnoldo Elmhoff	3. Joachim Sachow		
		2. Hans Tr.		5. Heinrich Sc.			
				6. Hieronym. Sc. J. U. D.			
				7. David Sc.			
				8. Jacobus Scabbel consul Wism. cuius uxor Sophia filia Dni Fridr. Heins J. U. D. et Consul. Rostochiensis unde	Dn. Henricus Scabbel J. U. D. et consul Wismar. cuis uxor I ma N. Meyers unde II da	Dn. Heinrich Frid. Scabbel J. U. D. et advoc. reg. tribunal. cuis uxor Lucretia Sclaff unde	1. 2. 3. Anna Catharina quae nupsit Dno Ott. Christo. Marquards J. U. D. et advoc. reg. Trib. Wism.
			Margaretha Scabbel nupsit Sebastiano Isendick				
		3. Marten Tr. unde	Ulrich Tr.				
			Detloff Tr.				
				1. Jürgen von Dick			
			1. Anna Tr. quae nupsit Hans von Dick unde	2. Blasius von Dick			
			2. Caspar Tr.	3. Marg. von Dick			
		4. Blasius Tr. unde	3. Jacobus Tr. qui obiit coelebs 1604				
			4. Blasius Tr. unde	1. Joachim Tr. qui periit naufragio			
				2. Catharina Tr. quae nupsit Nicol. Köppen			
				3. Beata Tr. obiit innupta	1. Gertrud Tr. quae nupsit Danieli Tennagel civi		
				4. Jacob Tr. cuius uxor Anna Rungen	2. Caspar Tr. qui obiit puer.		
				5. Blasius Tr. qui obiit Regiomontii	3. Beata Tr. quae nupsit Heinrich Tumcken unde	Cathar. Tumcken	
				6. Dn. Caspar Tr. senator cuius uxor Gertrud von der Ver. unde	4. Gotthard Tr. cuius uxor Emerentia Jarcken unde	1. filia 2. filia 3. filiola.	
		5. **Thomas Trendelenburg** ↓ *siehe Blatt 2*		(Anm. Estneis qui litteris studuit a. 1610 Rostochii?)			

[Tafel I, Blatt 2.]

Gen. III.	Gen. IV.	Gen. V.	Gen. VI.	Gen. VII.	Gen. VIII.
Thomas Trendelenburg cuius uxor Margaretha filia Thomae Bösels primi senatoris et camerar. post. consul. Wismar. unde	**Jürgen Trendelenburg** cuius uxor Anna filia Jürgen Heins soror Dni Nicol. Heins. Med. Doct. et Phys. Wismar. unde	1. Jürgen Tr. 2. Peter Tr. 3. **Thomas Trendelenburg** senator et camerar. Wismar. cuius uxor Ima Elisabeth von Eichen ex qua IIda Anna Drögen ex qua	1. Jürgen Tr. 2. Peter Tr. 3. Catharina Tr. nupsit 1. Peter Petersen 2. Asmo Bredenberg 4. Dorothea nupsit Claus Moellenbeck 5. Thomas 6. Anna Tr. 7. Daniel Tr. 8. Stens Tr. cuius uxor Anna Gültzowen unde	1. Margaretha Tr. obiit innupta 2. Joann. Tr. 3. Thomas Tr. obiit infans 4. Stens Tr. cuius uxor Elisabeth Corn. Schwandten unde 5. Elisabeth Tr. nupsit Danieli Voelschow 6. Caspar Tr. 7. Liboria Tr. nupsit Dno Christ. Corschwandt senatori et civi primario Gryphiswaldensi 8. Thomas Tr. obiit infans 9. Anna Tr. obiit infans	1. Anna 2. Stens 3. Hieronymus obiit infans 4. Peter 5. Elisabeth 6. Johann 7. Liboria 8. Elsabe 9. Liboria
				1. Peter Trendelenburg cuius uxor Ima Elisabeth Pfenningsdorff unde	1. Caspar cuius uxor prima Catharina Rangen 2. Jürgen obiit infans 3. Peter.
		IIItia Margaretha Rohn (Roten?) ex qua	9. **Caspar Trendelenburg** (mercaturam fecit) cuius uxor Catharina Glanten Dni Petri Glanten Pastoris Anclamensis et synodi Praepos. filia unde	IIda Emerentia Engelbrecht unde 2. Margaretha Tr. quae nupsit Christiano Segern 3. Thomas Tr. obiit infans 4. **Caspar Trendelenburg** nat. 1652, primum ecclesiast. Anclamens. ad D. Mariae post. Praepositus cuius uxor Ima Elisabeth Hagen filia eccles. Anclamensis unde	1. Johann obiit in militia 2. Catharina Regina obiit infans 3. Stens obiit infans 4. Christina Emerentia obiit infans 5. Christoph 6. Emerentia, quae nupsit Herm. Gustav Loof, Pastor. Hohendorff.
					1. Anna Maria obiit infans 2. Catharina Elisabeth nupsit Mühlhausen 3. Margaretha Hedwig cum qua in puerperio obiit
			10. Margaretha Tr. nupsit Andreae Giesen	IIda Euphrosina Goetschen consulis Anclam. filia ex qua	4. Euphrosina nupsit Nic. Casten past. Roog Meckl. 5. Caspar Tr. 1710 pastor militaris, 1713 diaconus Anclam., 1724 superintendens et pastor prim. ad aedem D. Nicol. cuius uxor Ima Barbara Ritowen, Segeri vidua, IIda Doroth. Hedw. Pylen, IIItia Dorothea Gottschalk vidua beati Schulii
				5. Catharina nupsit Andreae Westphal	6. Christian Tr. obiit cand. theol. 7. Friedrich Tr. consul Gützkowiens. cuius uxor Dänicken filia consul. Gützkow.
			11. Paschen 12. David Tr. 13. Engel Tr.	6. Elisabeth nupsit Bernhardo Wiesen	8. **Theodorus Trendelenburg** natus a. 1696 d. 19. Febr. Anclam, primum a. 1721 Pastor Brunensis dein. anno 1737 Superintend. circuli Stargard. consiliar. consist. et praedicat. aulae Strelitzens. denique 1753 transloc. Neobrandenb. ibique factus pastor primarius ad aed. D. Mariae retentis tamen muneribus Superint. et consil. consistor. diem obiit a. 1765 d. 14 Febr. a. 17.. uxorem duxit Magdalenam Elisabeth Oerthlingen filiam 6. pastoris Brunensis. nat. a. 1705 d. 28 Nov., cum qua genuit 18. liberos. Obiit Dec. 3. 1796.

Tafel II.

Revidierte und vervollständigte Stammtafel der Familie.*)

Erste Generation.	Zweite Generation.	Dritte Generation.	Vierte Generation.	Fünfte Generation.	Sechste Generation.
Laurenz Drendenborch (Drendelenborch), Brauer in Wismar, mit einem Hause in der Schurstraße angesessen. Nachweisbar 1459—1477. Starb 1494 oder früher. Ehefrau: Gertrud Degener, Tochter des 1470 verstorbenen Bürgermeisters in Wismar Thomas Degener, als Witwe Gertrud 1494 nachweisbar.	1. Catharina Tr. Ehemann: Valentin Garchow. 2. Ilsabe Tr. Ehemann: Grothe. 3. M. Laurent. Drendenborch, immatr. Greifswald 1482, Baccalaureus 1485, Magister 1488. — Clericus, Vikar von St. Nicolai in Wismar, Notar. 1500 Generaloffizial des Bischofs von Ratzeburg. Bis 1515 nachweisbar. 4. Caspar Drendenborch, immatr. Greifswald 1502, Rostock 1504. Clericus Sverinensis. Capellan Herzog Heinrichs von Mecklenburg. 1531 Briefe von ihm. Sein Testament 1547. 5. Marten, starb vor 1528. Ehefrau: Anna Stamer, Tochter des Senators Joannes Stamer, der zwischen 1511 und 1516 in den Rat gewählt wurde. 1528 als Witwe nachweisbar. 6. **Thomas** (im alten Stammbaum als Sohn von Marten in der 3. Generation aufgeführt). 1498 und 1528 nachweisbar. Ehefrau: Margaretha, Tochter des zwischen 1511 und 1516 in den Rat gewählten und 1536 gest. Senators Georg Bösel. 7. Jürgen (im alten Stammbaum nicht aufgeführt). 1521 und 1528 nachweisbar; starb 1531 oder früher. (Anmerkung zur zweiten Generation: Die Reihenfolge der Söhne ist unsicher. Wahrscheinl. war Caspar der Jüngste.)	1. Catharina. Ehemann: Joannes Schabbel, der 1553 zum Senator gewählt wurde und 1556 starb. 2. Hans. 3 Marten, immatr. Rostock 1542, starb 1565. 4. Blasius, 1549 nachweisbar, gest. 1557. 5. **Jürgen**, Brauer. Ehefrau: Anna, Tochter von Jürgen Hein und Schwester des Arztes und Physikus Nicolaus Heins. ↓ Blatt Nr. 2.	1. Ulrich. 2. Detleff, starb 1612. Seine Ehefrau starb 1610. 3. Anna, starb vor 1610. Ehemann: Hans v. Dike, starb vor 1583. 4. Caspar (Jasper), immatr. Rostock 1565, Ratsherr 1593, Bürgermeister 1606, abgesetzt 1618, starb 1620. Ehefrau: Gertrud Renwert, starb 1614. 5. Jakob, starb 1604. 6. Blasius, 1575, 1583, 1621 nachweisbar, starb 1625. Ehefrau starb 1624.	1. Jürgen vam Dike, 1621 nachweisbar. 2. Blasius v. Dike, 3. Margarete (Anna) v. Dike. 4. Joachim Tr., durch Schiffbruch umgekommen. 5. Catharina, nachweisbar 1626. Ehemann: Nicolaus Köppe. 6. Beata, unverheiratet gestorben. (Statt ihrer 1626 eine unmündige Tochter Lucretia erwähnt.) 7. Jacob, geb. 1586, gest. 1618. Ehefrau: Anna Ruge. Als Witwe nachweisbar 1621. 8. Blasius, immatr. Rostock 1608, Königsberg 1612; starb in Königsberg. 9. Caspar, geb. 1592, immatr. Rostock 1610, Senator 1643; starb 1665. Ehefrau: Gertrud von der Fehr, geb. 1607, gest. 1667.	1. Gertrud. Ehemann: Daniel Thonagel. 2. Caspar, jung gestorben. 3. Beata, starb als Witwe 1664. Ehemann: Heinrich Tampke. 4. Gotthard, immatr. Rostock 1652, Greifswald 1658, starb 1671 (?). Ehefrau: Emerentia Jörcken, starb 1672 (?). Das Lübecker Exemplar des Stammbaums fügt noch hinzu: 5. Martin, Pastor, dessen Sohn Abraham als Propst zu Plauen 1710 starb. Der Sohn dieses Abraham, ebenfalls namens Abraham, geb. 1686, war 1712 Pastor in Peine und starb 1756.

*) Es sind nur die den Namen Trendelenburg führenden Personen und ihre Gattinnen oder Gatten aufgeführt. Die einen fremden Namen führenden Descendenten sind fortgelassen.

Dritte Generation.	Vierte Generation.	Fünfte Generation.	Sechste Generation.	Siebente Generation.	Achte Generation.	Neunte Generation.	Zehnte Generation.	Elfte Generation.	Zwölfte Generation.
III. 5. **Jürgen Tr.**, Brauer in Wismar. Ehefrau: Anna Hein. (vgl. Blatt 1).	7. Jürgen Trendelenburg. 8. Peter. 9. Thomas, Ratsherr in Wismar 1587, gest. 1617. Ehefrauen: 1. Elisab. v. Eixen, gest. 1600, 2. Anna Dröge, gest. 1604, 3. Margar. Röhle, gest. 1668.	Erste Ehe: 10. Jürgen Tr. 11. Peter, immatr. Rostock 1594, Wittenberg 1597. 12. Catharina. Ehemann: 1. Peter Petersen, 2. Asmus Bredenberg. 13. Dorothea. Ehemann: Claus Möllenbeck. 14. Thomas. 15. Anna. Zweite Ehe: 16. Daniel, 1606 u. 1611 nachweisbar. Dritte Ehe: 17. Stens (Stanislaus), geb. 1607, Bürger in Greifswald 1636, verheir. 1643, gest. 1668, Gewürzhändler. Ehefrau: Anna Gültzow, Tochter des Brauers Johannes Gültzow in Greifswald. 18. Margareta, Ehemann: Andreas Giese, der 1638 starb. 19. Paschen. 20. David. 21. Engel.	6. Margaretha Tr., geb. 1644, gest. 1655. 7. Johannes, geb. 1646, Stud. jur. Rost. 1666, gest. 1728. 8. Thomas, jung gestorben. 9. Stens, Kaufm. in Greifswald, geb. 1649, 1710 Ratsherr, verheir. 1678, gest. 1722. Ehefrau: Elisab. Corswant, Tochter von Hieronymus Corswant in Greifswald. 10. Elisabeth. Ehemann: Daniel Völschow.	1. Anna Tr., geb. 1678, gest. 1748. Ehemann: David Evert, Gewürzhändler in Greifswald. 2. Stens, Kaufm. in Greifswald, geb. 1681, gest. 1764. 3. Hieronymus, als Kind gestorben. 4. Peter, Ratsherr (Secretarius) in Anklam (?), geb. 1686, gest. 1764 (?). Ehefrau: Cathar. Barthold, Gewürzhändlers B. Tochter. 5. Elisabeth, geb. 1688, gest 1709. Ehemann: Heinr. Bunge zu Neuenkirchen. 6. Johannes, geb. 1690, bald verst. 7. Liborka, geb. 1691, bald verst. 8. Ilsabe, geb. 1692, gest. 1696. 9. Liboria, geb. 1695, gest. 1764 Ehemänner: 1. Johann Bibow, Senator und Camerarius, 1713—1723. 2. Gottfried Pyl, verh. 1725, Archidiakonus an St. Nicolai in Greifswald, starb 1748.	1. Stenz Joachim Trendelenburg, geb. 1725, gest. 1799, studierte in Greifswald u. Halle, 1754 Regierungsadvokat u. Senator in Stettin, dann Bürgermeister und Direktor des Stadtgerichts in Stettin. Ehefrauen: 1. 1758 Carol. Friederike Schultz, Tocht. d. Kammersekretärs Schultz in Stettin, 2. 1764 Anna Luise Otto, geb. 1745, gest. 1824, Tochter des Kaufm. Martin Otto in Stettin. 2. Liboria, geb. 1734, gest. 1802. Ehemann: Carl Friedr. Nodt, Hofgerichtsrat in Cöslin, gest. 1801. 3. Tochter. Ehemann: Kaufm. Schiffert in Cöslin.	Erste Ehe: 1. Caroline Friederike Liboria Tr. Ehemann: Subrektor Schütz in Stettin. Zweite Ehe: 2. Catharina Maria Luise, geb. 1765. Ehemann: Heinrich Ldw. Gillet, Kaufmann in Stettin, geb. 1740 (?). 3. Christiane Amalie Elisabeth, geb. 1768. Ehem.: Reg.-Quartiermeister Schulz. 4. Otto Heinrich Gottlieb, geb. 1777, Stud. Frankf. 1797. Ehefrau: . . . Titz, Tochter des Justizcommissarius T. in Rügenwalde. 5. Johann Friedr. Ludwig, geb. 1779, stud. jur. in Frankfurt a. O. 1797, unverheir. gestorben. 6. Christian Sigismund Ferdinand, geb. 1781, gest. 1854, Kaufm. in Stettin. Ehefrau: Dorothea Sophia Otto, geb. 1779, gest. 1856, Tochter des Kaufm. Mart. Gottl. Otto in Stettin. 7. Sophie Friederike Wilhelmine, geb. 1786, gest. 1828. Außerdem fünf jung gestorbene Söhne.	1. Eine Tochter. ~~2. Otto.~~ 3. Bernhard Ferdinand, geb. 1809, gest. 1827. 4. Wilhelm Franz Alexander, geb. 1813, unverheir. gestorben. 5. Johanna Luise, geb. 1815, gest. 1817. 6. Emma Maria Franziska, geb 1817, gest. 1867. 7. Louis Heinrich Adolf, geb. 1819, gest. 1856, Kaufm. in Stettin. Ehefrau: Mathilde Kreckel, geb. 1827, Tochter des Kanzleirats K. in Stettin. 8. Emilie Pauline, geb. 1821, gest. 1837.	1. Anna Mar. Magdalena, geb. 1852. 2 Johannes Wilhelm Ferdinand, geb. 1853, gest. 1902, Reeder in Stettin. Ehefrau: Martha Töpfer. 3. Ernst Traugott Louis, geb. 1855, jung gestorben.	1. Greta Siegrid Martha Trendelenburg in Stettin. geb. 9. 4. 1883.
	10. **Stanislaus**, Bürger in Lübeck. Ehefrau: Catharina Strelen aus Lübeck. (St. und Frau sind im alten Stammbaum nicht aufgeführt.)	22. **Caspar**, Gewürzhändler in Anklam, verh. 1644. Ehefrau: Catharina Glanten, Tochter des Präpos. Peter Glanten in Anklam, der geb. wurde 1585 und starb 1663. (Nach dem alten Stammbaum wäre Caspar der Sohn von Thomas [IV. 9] gewesen.) ↓ Blatt Nr. 3.	11. Caspar, Kaufm. in Greifswald, daselbst immatrikuliert 1664 und 1671, gest. 1729. 12. Liboria, geb. 1657, gest. 1729. Ehemann: Christoph Corswandt, Ratsherr, geb. 1644, geadelt 1694, gest. 1706. 13. Thomas, als Kind gestorben. 14. Anna, als Kind gestorben.	10. Stens. 11. Catharina. Ehemann: Pritz in Greifswald. 12. Gerhard in Greifsw. 13. T. Ehemann: Jordan. 14. Caspar in Lübeck (Fischstraße), gest. 1768. Ehefrauen: 1. Sus. Cath. Hornemann, Tocht. d. Kaufm. Tobias H. und Witwe von Frid. Wilh. Greve, 1737, gest. 1740. 2. Sara Dor. Diderichsen, Tochter des Kaufm. Barthol. Did., 1741 (verheir.?). 15, Johann zu Wismar. 16. Gotthard zu Hamburg. 17. Dorothea in Greifswald. (Nr. 10—17 sind nur im Lübecker Exemplar des Stammbaumes aufgeführt.)					

Fünfte Generation.	Sechste Generation.	Siebente Generation.	Achte Generation.	Neunte Generation.
22. **Caspar Tr.**, Gewürzhändler in Anklam. Ehefrau: Catharina Glanten. (vgl. Blatt 2)	15. Peter Trendelenburg. Ehefrauen: 1. Elisabeth Pfennigsdorf, 2. Emerentia Engelbrecht.	Erste Ehe: 17. Caspar, Ehefrauen: 1. Catharina Runge, 2. Anna Lommin.		
		18. Jürgen, jung gestorben.		
		19. Peter, immatr. Greifswald 1693, - " Frankfurt a. O. 1699(?).		
	16. Margaretha. Ehemann: Christian Seger.	Zweite Ehe: 20. Johann, im Kriege gestorben.		
	17. Thomas, als Kind gestorben.	21. Catharina Regina, als Kind gestorben.		
		22. Christina Emerentia, als Kind gestorben.		
		23. Stens, jung gestorben.		
		24. Christoph. Pastor in Stettin.		
		25. Emerentia. Ehemann: Herm. Gust. Loof, Pastor zu Hohendorf.		
	18. **Caspar**, geb. 1652, imm. Greifswald 1671, gest. 1707, Pastor zu St. Marien und Präpositus in Anklam. Ehefrauen: 1. Elisabeth Hage, Tochter des Geistlichen Christopher Hage in Anklam, 2. 1684, Euphrosine Goetsch, Tochter des Bürgerm. G.	Erste Ehe: 26. Anna Maria, als Kind gestorben.		
		27. Catharina Elisabeth, Ehemann: Mühlhausen.		
		28. Margaretha Hedwig, starb mit der Mutter.		
		Zweite Ehe: 29. Euphrosina. Ehemann: Friedr. (Nicol?) Casten (Kersten?), Pastor in Roog in Mecklenburg.		
	19. Catharina, Ehemann: Andr. Westphal.	30. Caspar, 1710 Feldprediger, 1713 Diakonus in Anklam, 1724 Superintendent St. Nikolai, gest. 1740. Ehefrauen: 1. Barbara Ribow (Bibow? Ritow?), verw. Seger. 2. Doroth. Hedwig Pyl (1730), 3. Margar. Dor. Gottschall (Gottschalk?), verw. Scheele (1735).	Erste Ehe: 4. Elisabeth Dorothea, geb. 1714, gest. 1726. 5. Euphrosine Hedwig, geb. 1716. 6. Caspar Theodor, geb. 1718, Conrektor in Anklam 1741, Rektor in Friedland 1749, gest. 1758 ohne Nachkommen.	
	20. Elisabeth. Ehemann: Bernh. Wiese.	31. Christian, starb jung als cand. theol.		
		32. Friedrich, Bürgermeister in Gützkow. Ehefrau: ... Dänicke.	7. Theodor Christoph, Kämmerer in Gützkow. 8. Christian Friedr. Stens, Kaufmann in Gützkow.	8. Theodor, 1838 als Zahnarzt nach Philadelphia ausgewandert.
		33. **Theodor**, geb. 1696, Pastor in Brünn 1721, Superintendent und Hofprediger in Neustrelitz 1737, nach Neubrandenburg versetzt 1753, gest. 1765. Ehefrau: Elisabeth Oerthling, geb. 1705, gest. 1796, Tochter des Pastors Samuel Oerthling in Brünn, geb. 1638, gest. 1720.		

↓ Blatt Nr. 4.

Siebente Generation.	Achte Generation.	Neunte Generation.	Zehnte Generation.	Elfte Generation.	Zwölfte Generation.	Dreizehnte Generation.
33. **Theodor Tr.**, Superintendent in Neubrandenburg. Ehefrau: Elisabeth Oerthling; vgl. Blatt 3.	9. Agneta Wilhelmina Tr., geb. 1722, gest. 1751. Ehemann: P. Roggenbau in Göhren bei Woldegk.	9. Catharina **Elisabeth**, geb. 1754, gest. 1793. Ehemann: Inspektor Rehbenitz in Borstel.				
	10. **Christian Friedrich**, geb. 1724, gest. 1792, Dr. med. in Lübeck. Ehefrau: Dor. Schumacher, geb. 1728, gest. 1786, Tochter von Hinrich Wilh. Schum. in Lübeck.	10. Theodor Friedrich, geb. 1755, gest. 1827, Dr. med., Arzt in Lübeck. Ehefrau: Cath. Elis. Römer.			2. Marie Wanda Iphanna, geb. 15. 6. 1885. Ehemann: Dr. med. Karl Behm, dir. Arzt, auf dem Heuberg in Württ.	
	11. Sophia, geb. 1725. Ehemann: P. Adam Brückner in Kublank.	11. Johann Georg, 1779 Professor der oriental. Sprachen in Danzig, geb. 1756 (?), starb 1825.	9. **Wilhelmine.** Ehemann: v. Eberts.	4. Wilhelm Gustav **Adolf**, geb. 10. 8. 1844, Professor, Gymnasialdirektor, Geh. Regierungsrat in Berlin. Ehefrau: Marie Fehmer, geb. 13. 10. 1860. Tochter des verst. Rechtsanwalts Heinrich Fehmer in Schlawe.	3. Wanda Johanna, geb. 18. 7. 1886.	
	12. Regina, geb. 1727, gest. 1787. Ehemann: P. Labse in Ruhland.	12. Caspar Hinrich, geb. 1. 8. 1758, gest. 13. 7. 1798, Aktuar in Lübeck. Ehefrau: Maria Diderica v. Bartels, geb. 1759, gest. 1835.	10. **Friedrich August**, geb. 1786, ging nach Rußland.	5. Wanda, geb. 10. 5. 1848, gest. 8. 6. 1869. Ehemann: Otto Meltzer, Eisenbahnbeamter in Berlin.	4. Johanna Clara, geb. 27. 6. 1888. Ehemann: Hennig, Professor der Geologie in Tübingen.	
	13. Friedrich Wilhelm, geb. 1729, Kriegsrat in Cleve.	13. Sophie Christine, geb. 1759, gest. 1821. Ehemann: Gabriel Ludwig Kindt, Apotheker in Lübeck, geb. 1748, gest. 1813.	11. **Wilhelm Caspar Heinrich**, geb. 1787, gest. 1851, Weinhändler in Bromberg. Ehefrau: Anna Justina Strans, geb. 1810, gest. 1899.		5. Lotte Augusta, geb. 23. 8. 1889.	
	14. Lucia Luise, geb. 1730. Ehemann: P. Roggenbau in Göhren.		12. **Dorothea Elisabeth**, geb. 1788, gest. 1809.		6. Luise Sophie, geb. 9. 5. 1892.	
	15. Adolf Friedrich, geb. 1732, gest. 1735.		13. **Sophia Magdalena Georgia**, geb. 1790.	6. Marie Johanna, geb. 15. 12. 1837, gest. 28. 11. 1883. Ehemann: Paul Schmieder, Gymnasialdirektor in Schleusingen, geb. 28. 3. 1833, gest. 25. 1. 1910.	7. Clara Caroline Ferdinande, geb. 10. 2. 1875. Ehemann: Karl Sartorius, Professor der Jurisprudenz in Marburg, Greifswald, Tübingen, geb. 29. 1. 1865.	
	16. Christiane Albert. Carol., geb. 1734, gest. 1821. Ehemann: P. Rahne in Strasen b. Fürstenberg (Mecklenburg-Strelitz).		14. **Juliana Katharina**, geb. 1794, gest. 1827. Ehemann: Hauchstädt.		8. Adolf August Christian, geb. 26. 2. 1876.	1. Erika Charlotte, geb. 15. 2. 1904.
		14. **Friedrich Wilhelm**, geb. 1761, gest. 1835, Stud. jur. et cam. Tübingen, Heidelberg; Postkommissair in Eutin. Ehefrau: Susanne Catharine Schrödter, geb. 1768, gest. 11. 12. 1835, Tochter des Pastor Schr. in Ratekau.	15. **Marie Sophie (Marianne)** geb. 2. 5. 1798, gest. 22. 8. 1878. Ehemann: (1818) Friedrich Ulr. Dietr. Lentz, Staatsrat in Oldenburg, geb. 1769, gest. 1854.	7. Karl, geb. 20. 4. 1839, gest. 18. 4. 1840.	9 **Wilhelm** Ernst Theodor, geb. 16. 7. 1877, Professor der Physiologie in Innsbruck, Gießen, Tübingen. Ehefrauen: 1. Alice Brassert, geb. 30. 4. 1878, gest. 12. 3. 1919, Tochter des Kaufmanns C. A. Br. in Freiburg (früher London). 2. Gertrud Geßler, geb. 17. 6. 1897, Tochter des Ministerialdirektors G. in Stuttgart, gest. 1915.	2. Reinhard Friedrich Hermann, geb. 18. 4. 1907.
			16. **Georg**, geb. 1812, als Kind gestorben.	8. Karoline Dorothea, geb. 1. 7. 1841, gest. 27. 7. 1907. Ehemann: Friedrich Adler, Professor an der Bauakademie, Wirkl. Geh. Oberbaurat in Berlin, geb. 15. 10 1827, gest. 15. 9. 1908.		3. Helga Marie, geb. 24. 11. 1909.
			17. **Juliane Elisabeth**, geb. 1800, gest. 1839.	9. Minna Dorothea, geb. 12. 9. 1842. Ehemann: (1874) Adolf Michaelis, Professor der Archäologie in Straßburg, geb. 22. 6. 1835, gest. 12. 8. 1910.		4. Gisela Nanna, geb. 2. 12 1912.
			18. **Friedrich Adolf**, geb. 30. 11. 1802, gest. 24. 1. 1872, Prof. der Philos. in Berlin. Ehefrau: Ferdinande Becker, geb. 22. 11. 1811, gest. 25. 6. 1893, Tochter des Dr. Carl Ferdinand Becker in Offenbach a. Main.	10. **Friedrich**, geb. 24. 5. 1844, Professor der Chirurgie in Rostock, Bonn, Leipzig. Ehefrau: (1874) Charlotte Fabricius, geb 8. 6 1853, Tochter von August F., Generaldirektor der Zölle in Straßburg, geb. 23. 2. 1825, gest. 10. 6. 1890.	10. **Friedrich** Adolf Albrecht, geb. 10. 10. 1878, Geh. Regierungsrat im Kultusministerium in Berlin. Ehefrau: Margret Schwartz, geb. 24. 8. 1883, gest. 25. 6. 1918, Tochter des Geh. Justizrats Schw., Ratsherr in Riga, dann Prof. in Halle a. S., geb. 1846, gest. 1915.	5 **Helmut** Adolf Johannes, geb. 1. 11. 1915.
			19. *Caroline Sarah*, geb. 16. 6. 1805, gest. 31. 3. 1871 in Oldenburg.			6. Hertha Alice, geb. 1. 6. 1918.
						7. **Günther** Wilhelm Ferdinand, geb. 1. 6. 1918.
		15. Friedrich **Schack** Adolf, geb. 1762, gest. 1830. Professor am Catharineum in Lübeck. Ehefrau: Michette Bignon aus der franz. Schweiz.	20. Sophie Elisabeth, geb. 1797, gest. 1844. Ehemann: Senator Grabau in Lübeck.	11. Clara Emilie Dorothea, geb. 4. 4. 1847. Ehemann: Justus Roth, Professor der Geologie in Berlin, geb 15. 9. 1818, gest. 1. 4. 1892.	11. Luise Maria Sonny, geb. 7. 2. 1880.	
		16. Cathar. Juliane **Agneta**, geb. 1763, gest. 1810, Ehemann: (1786) v. Ladiges, Gutsbesitzer auf Barnekow in Mecklenburg.	21. Friederike, gest. 1830. Ehemann: Lange, Architekt in Berlin.	12. Emma Charlotte, geb. 27. 11. 1848. Ehemann: Paul Kühn, P. in Webau, geb. 7. 3. 1839, gest. 29. 10. 1900.	12. **Ernst** Paul Archibald, geb. 13. 2. 1882, Dr. jur., Geh. Regierungsrat, Reichskommissar in Berlin. Ehefrau: Clara Schädel, geb. 10. 9. 1887, Tochter des Geh. Sanitätsrats Dr. Gustav Schädel in Flensburg, geb. 1846, gest. 1913.	10. Nanna Lissa Charlotte, geb. 13. 4 1910.
		17. Johann Peter, jung gestorben.		13. Ferdinande (**Nanna**) Susanne geb. 13. 9. 1852. Ehemann: Hermann Stahl, Professor der Mathematik in Aachen und Tübingen, geb. 14. 5. 1843, gest. 6. 4. 1909.		Peter Maximilian geb. 6. 2. 1922
		18. Dorothea, jung gestorben.			13. **Paul** Georg, geb. 24. 3 1884, Prof. der Pharmakologie in Rostock. Ehefrau: Broni Wilcken, geb. 14. 3. 1892, Tochter des Prof. der alten Geschichte in Berlin Ulrich Wilcken, geb. 1862.	11. Ellen Clara, geb. 3. 10. 1915.
						12. Charlotte. geb. 4. 1. 1917.
						13. Ernst Christian **Friedrich** (Fritz), geb. 29. 7 1916.
						Ulrich Georg geb. 31. 12. 1922
	17. Adolf Friedrich, geb. 1737, gest. 1803, Dr. jur., Professor in Helmstedt, Bützow, Kiel. Ehefrauen: 1. Elisabeth Brunsich, 2. Marie v. d. Lühe.	Erste Ehe: 19. Theodor, geb. 1765, gest. 1787, Regierungssekr. in Glückstadt. 20. Sophie, geb. 1766, gest. 1819. Ehemänner: 1. J. H. Wiese, Kanzleirat in Glückstadt, 2. Heinrich Müller, Prof. der Theologie in Kiel.	22. Theodor Kaspar, geb. 1800, gest. 1845, Landkartenstecher in Dresden. Ehefrau: Leopoldine (Polly) Rosenberg aus Königsberg i. Pr., geb. 1797, gest. 1874.	14. Gertrud, geb. 16. 11. 1835. Ehemann: Oskar Michael, Konsistorialrat in Chemnitz, später Geh. Kirchenrat in Dresden, geb. 1832, gest. 1908.	14. Ferdinande (**Nanna**) Carol. Marie, geb. 6. 1. 1886. Ehemann: Dr. med. Theod. Bleek, Gynäkologe in Bielefeld, geb. 2. 10. 1883.	14. Charlotte Sophie Anna Bleek, geb. 1. 5. 1913.
						15. Hermann Wilhelm, geb 7. 2. 1915.
						16. Adolf Friedrich, geb. 23. 7. 1917.
						17. Veronika Margarete Alice, geb. 30. 10. 1919.
	18. Hans Adolf, geb. 1738, gest. 1763.					
	19. Dorothea Sophia, geb. 1740, gest. 1802. Ehemänner: 1. Toll, Gastwirt u. Weinhändler in Neubrandenburg, 2. Kölling (Kelling?).	21. Henriette, ~~geb. 1768, gest. 1814.~~ Ehemann: Hartwig Jeß, Bürgermeister in Kiel, gest. 1816 (14?).			15. **Ferdinand** Carl Adolf, geb. 25. 6. 1896. Im Kriege Leutnant bei der Feldartillerie; Student der Physik und Mathematik in Tübingen.	
	20. Elisabeth Albertina, geb. 1742, gest. 1798, Wirtschafterin in Gressow.	22. Karoline, geb. 1769, gest. 1843. Ehemann: Georg Wiese, Klostervogt in Schönberg.				
	21. August Theodor, immatr. Bützow 1762, Kaufmann in Holland.	23. Adolf, geb. 1770, gest. 1797 (96?), Kaufmann in St. Thomas.				
	22. Karl Ludwig, geb. und gest. 1745.	24. Friederike, geb. 1772, gest. 1774.				
	23. Johannes Dorotheus, geb. 1746, gest. 1816, Kaufmann in Fürstenberg. Unverheiratet.	25. Juliane, geb. 1776, gest. 1852. Ehemann: Jakob Jahn, Syndikus in Kiel, geb. 6. 1. 1770, gest. 18. 2. 1844.				
	24. Carl Ludw. Friedrich, geb. 1748, gest. 1783. 1768 stud. theol. Göttingen, Pastor in Gressow.	Zweite Ehe: 26. Henriette, geb. 1800, gest. 1825. Ehemann: Heinrich, Advokat in Wandsbeck.				
	25. Friedrich Ernst, geb. 1749, gest. 1772, Komtorist. (?) in Lübeck.					
	26. Gottlob, geb. 1751, jung gestorben.					